It. coll.
26/6

It. coll. 26-6

<36619996080018

<36619996080018

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

.6.

G.W.B.D.

Sechster Band.

Frankfurt am Main, 1792
in der Hermannischen Buchhandlung.

Ve/50/102

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Sechster Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

9. Die Balanten. S. 161.

10. Die Papeln. S. 165.

11. Die Bissagoten, insonderheit die Bewohner der Insel Kazegut. S. 171.

12. Die schwarzen Portugiesen. S. 174.

Zugabe. Erzählung der Negern von dem Ursprung der Verschiedenheit der Leibesfarbe der Völker. S. 181.

Von den Sprachen in Senegambien. S. 184.

Verzeichniß einiger Wörter aus der jaloffischen, fulischen und mandingoischen Sprache. S. 187.

Sitten, Gebräuche und Meinungen der Negern in Senegambien. S. 205.

§. 1. Nahrung. S. 207.

§. 2. Kleidung. S. 217.

§. 3. Wohnungen und Hausgeräthe. S. 222.

§. 4. Landwirthschaft, Akkerbau und Viehzucht. S. 232.

§. 5. Handwerke, Künste und Handel. S. 236.

§. 6. Fischfang und Jagd. S. 245.

§. 7. Waffen und Kriegswesen. S. 251.

§. 8. Belustigungen, Musik, Musikanten, Bänkelsänger und Tanz. S. 258.

§. 9. Heurathen. Zustand der Weiber. Geburt und Erziehung der Kinder. S. 271.

§. 10. Begräbnißzeremonien. S. 283.

§. 11. Religion. Muhammedanischer Glaube und Religionsgebräuche. 287.

§. 12. Aberglaube. Mysterien der Negern. S. 314.

Beschluß. S. 324.

IV. Kurze Uebersicht des Handels von Senegambien. S. 325.

Vorerinnerung. S. 327.

I. Kurze Geschichte des französischen Handels in Senegambien. S. 329.

II. Handel der Franzosen in Ober- und Mittelsenegambien. S. 335.

Tarif für den Gummihandel. S. 336.

Unterschied der Waarenpreisse. S. 337.

Tarif der Waaren, die nach Senegambien geführt werden. S. 340.

Tarif der Sklavenpreisse. S. 344.

Tarif für die franz. Komtoire zu Rufisko, Portudal und Joal. S. 346.

III. Handel auf der Gambia und in Untersenegambien. S. 348.

IV. Ueber den Negerhandel. S. 351.

Anhang:

Zusäzze zu den Reisen und der Beschreibung von Senegambien. S. 357.

Musik der Negern. S. 363.

Verzeichniß der bei diesem Bande gebrauchten und angeführten Schriften. S. 365.

Beschreibung
von
Senegambien.

III.

Allgemeine
Schilderung der Negern überhaupt
und der
senegambischen insbesondere,

ihrer Leibesgestalt, ihres moralischen Karakters, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der dritte Theil unserer Beschreibung von Senegambien muß unstreitig für den aufmerksamen Leser, für den Wißbegierigen, für den Denker, für den Menschenforscher der interessanteste seyn, da er sich mit der Menschengattung beschäftigt, welche diesen Theil von Afrika bewohnt. Denn die Betrachtung eines in jeder Rücksicht von uns Europäern so sehr verschiedenen Volks — die Untersuchung seiner körperlichen Gestalt, seines moralischen Karakters und seiner Geistesfähigkeiten, seiner Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen lohnt die darauf verwandte Mühe reichlich. Jeder der hier zu betrachtenden Gegenstände hat für sich schon Reizes genug, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, und die Erwägung derselben kann uns auf mehr als eine Art nüzlich und lehrreich seyn.

Dieser an sich schon unterhaltenden, angenehmen, gemeinnüzigen Beschäftigung durch eine getreue, sorgfältige, lebhafte, räsonnirende Darstellung der zu erwägenden Gegenstände noch mehr Reiz, noch mehr Werth zu geben, soll hier mein eifrigstes Bestreben seyn.

Kritische Prüfung der Quellen aus welchen wir die Schilderung der Bewohner Senegambiens schöpfen müssen; Zusammenstellung und Vergleichung der wichtigsten Nachrichten hierüber; Zurathziehung der Meinungen unsrer beßten Philosophen und Physiologen, besonders der Geschichtschreiber der Menschheit; Ordnung und Deutlichkeit im Vortrag; sorgfältige Belebung der trokneren Gegenstände, und strenge Auswahl des Beßten, des Glaubwürdigsten, des Interessantesten — dies sind, dünkt mich, die einzigen Mittel jenen Zwek zu erreichen.

Wir haben schon die Araber, welche in Obersenegambien umherziehen, unsrer Aufmerksamkeit gewürdigt — jezt müssen wir die Ureinwohner Senegambiens, die Bewohner der eigentlichen Senegalländer, die Negern noch weit sorgfältiger betrachten, da sie auch für uns ein weit interessanteres Volk sind.

Als Einleitung zu diesem ethnographischen Versuche, müssen wir eine allgemeine Betrachtung dieser so ausgezeichneten Menschenrasse, der Negern überhaupt, unsrer Schilderung der senegambischen Negern voranschikken.

Einleitung.

Betrachtung der Negern überhaupt.

Die Negern, die man sehr unrichtig im gemeinen Leben Mohren *) nennt, machen denjenigen Menschenstamm aus, welcher das mittlere Afrika, vom Senegal abwärts bis zum Kafferlande bewohnt, und sich nicht nur durch Leibesfarbe, sondern auch durch Gestalt von allen andern Völkerstämmen auszeichnet.

Diese Auszeichnung ist so stark, daß wir die Negern unmöglich für Abkömmlinge des gemeinschaftlichen Stammvaters der Menschen erkennen könnten **), wenn wir sie aus der Mitte ihrer

*) Ich habe es schon angemerkt, Negern und Mohren müssen sorgfältig von einander unterschieden werden. Negern (Negres, von niger, schwarz) sind schwarze, wollhaarige Menschen — und Mohren (Mauren, Mauri) sind eigentlich die Ureinwohner eines Theils der Barbarei, deren Namen nachher auf alle braunen und bräunlichen Muhammedaner arabischen Ursprungs in Afrika ausgedehnt wurde. In Marokos werden vorzugsweise die Städtebewohner so genannt.

**) Home (nachheriger Lord Kaimes) und mehrere Andere suchten zu beweisen, die Negern machten ein besonderes mit den Europäern nicht von Einem Vater abstammendes Menschengeschlecht aus.

Nachbarn herausrissen, und neben uns Europäer stellten. Wenn wir aber die Abstufung der Völker betrachten, wenn wir sehen, wie die weisse Farbe der Bewohner nördlicher Länder sich allmälich in die schwarze verliert; wie die Form der Asiater-Köpfe, in die so sehr verschiedene Gestalt der Negerbildung stufenweise übergeht, und wie das lange Haar sich nach und nach in kurze Wolle kräuselt; und wenn wir die hier so mächtig wirkenden Ursachen bedenken, welche diese Negergestalt erzeugen, so werden wir aufhören, über eine beinahe alltägliche Erscheinung zu erstaunen, und werden es zugeben, daß die Abstammung der schwarzen, krausharigen Negern mit uns ganz verschieden gestalteten Europäern von Einem Stammvater gar nichts Unglaubliches habe.

Wenn wir von Egypten ausgehen, so finden wir die allmäliche Abstufung der Menschenbildung, vom weissen, langhaarigen, wolgebildeten Menschen bis zum Neger sehr leicht. Bei den **Kopten**, den Ureinwohnern Egyptens zeigt sich der Anfang zur Negerbildung *), welcher sich die Habeßinier in Rüksicht auf Farbe noch mehr nähern. — Auf der andern Seite Afrika's leben Berbern und Araber — jene als Gebirgsbewohner, diese als ursprüngliche Asiater von den Negern weit verschie-

*) Nach Ledyard's Bemerkung, in den Entdekkungen der englisch-afrikanischen Gesellschaft, Forster's Mag. V. B. S. 252.

der. Aber am Senegal fängt der Negerstamm an, und zwar in stufenweisen Uebergängen bis zur wahren Negergestalt; denn zuerst treffen wir auf Völker, die mit arabischer Bildung Negerschwärze verbinden, und von diesen kommen wir erst zu den wurstlippigen, plattnasigen Negern, die in mancherlei noch ungeordneten Abarten *) sich in das südliche Afrika hinab erstrekken, wo die dunkle Schwärze in die Olivenfarbe übergeht, wo das krause Haar röthlich wird, die Augäpfel grün werden, die aufgeworfenen Lippen sich allmälich verlieren, und die Statur kleiner wird. Endlich zeigt sich bei den Kaffern und Hottentotten der Rükgang von der Negerbildung zur schönern Menschengestalt **).

Dieser Stufengang dient mit dazu, uns den Ursprung der Negerbildung zu erklären, deren Verschiedenheit von der Gestalt der Europäer ich

---

*) Hier ist eine grosse Lükke in unsrer Völkerkunde. Der Kaufmann und Seefahrer studiert nur seinen Vortheil, nicht Natur und Menschen; das Innere der Negerländer ist noch unentdekt; an philosophischen Nachrichten von der merkwürdigen Menschenklasse, den Negern, fehlt es noch ganz; die wenige Kenntniß ihrer verschiedenen Nebenarten müssen wir mühsam aus mancherlei Reisebeschreibern zusammenklauben; den beßten, aber doch sehr magern Beitrag dazu, hat uns Oldendorp geliefert; vielleicht dürfen wir bald mehr Licht hierüber hoffen.

**) Herder's Ideen, II. B. S. 45.

hier, nach Anleitung eines berühmten Anatomikers *), kurz beschreiben will.

§. 1.

Von der körperlichen Gestalt der Negern und ihrer Verschiedenheit von der unsrigen.

Es ist Irrthum, wenn man glaubt, die schwarze Farbe mache allein den ganzen körperlichen Unterschied zwischen dem Negern und dem Europäer. Das Karakteristische des Negerkörpers liegt im ganzen Bau überhaupt, und vorzüglich in der Gesichts- und Kopfbildung.

Der Schädel eines Negers ist von dem eines Europäers wesentlich verschieden **). Die

*) HofR. u. Prof. Sömmering in Mainz, der uns ein trefliches Werkchen geliefert hat: Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer — dies legte ich bei diesem Paragraph zum Grund, und entlehnte bisweilen seine eigenen Ausdrükke. Auch HofR. Blumenbach's herrliche Schrift de generis humani varietate nativa — nebst einigen andern hatte ich bei der Hand.

**) Ein aufmerksamer Zergliederer wird die Völker an den Schädeln erkennen und von einander unterscheiden können, sagt Monro. — Von Camper's Entdekkung hierin wird unten noch etwas gesagt.

Nase ist von Natur platt gedrükt, nicht durch Kunst, wie Einige wähnten *). Der Uebergang vom Hinterkopfe zum Rükken ist bei den Negern flächer, weniger tief ausgehölt, als bei uns; gerade, als gienge dem gehirnfassenden Schädel hinterwärts etwas ab. (Hierin nähert sich die Bildung des Negerkopfs dem Affenkopfe.) — Das Haupthaar der Negern und Negerinnen ist nicht bloß kurz, wollartig, gekräuselt; sondern feiner, härtlicher, elastischer, glänzender, als bei uns, und pechschwarz **); auch verliert es sich nicht so allmälich gegen Stirn, Schläfe und Nakken, es ist gleichsam wie eine Perükke abgesezt. Die Augenbraunen sind von den unsrigen weniger verschieden; dagegen zeichnen sich die Augenwimpern wieder aus, die viel gekrümmter, häufiger, dichter sind, als bei uns, und dabei pechschwarz. Das Auge selbst zeigt in seiner Bildung einige Verschiedenheiten, es ist weniger geöffnet, schwärzer, stärker, so wie es das Bedürfniß des Klima's erfordert.

*) Sömmering, Camper, Blumenbach haben diesen Saz durch Erfahrungen bewiesen. Doch liesse sich hier noch fragen, ob sich nicht eine solche Anfangs erkünstelte Verunstaltung nach und nach natürlich fortpflanzt? (Davon unten.)

**) Nicht immer pechschwarz, einige Völkerschaften (wie wir in der Folge finden werden) die doch unstreitig zu den Negern gehören, haben auch hellfarbigeres Haar.

Die Nase des Negern ist aufgestülpt, stumpf, mehr breit, als lang, im Ganzen klein, mehr auf der Oberlippe liegend, als über sie hervorragend, und doch mit weiteren Oeffnungen zu volleren Zügen der Geruchtheilchen versehen. — Die Lippen sind lang, groß, aufgeworfen, wulstig, dik, und mehr bläulich-schwärzlich, als schmuzzig rosenfarben. Die äussern Theile der Ohren sind gewöhnlich ründlicher, als bei uns, und scheinen etwas vom Kopfe abzustehen. Auch hierin ist die Bildung des Negern mehr thierisch, mehr zur Sinnlichkeit ausgerüstet, und nähert sich dem Affen.

Man muß aber nicht glauben, daß deßwegen alle Negern häßliche Geschöpfe wären; denn man findet ganze Völkerschaften, die sehr schön gebildet sind *); auch darf man aus der mehr thierischen Bildung des Negers nicht überhaupt schliessen, er sei weniger Mensch, als wir. Doch davon noch in der Folge.

Der Anatomiker bemerkt ferner: Die Knochenzurüstung, die zur Zermalmung der Nahrung dienet, so wie die, welche zur Sicherheit der Sinnorgane bestimmet scheint, ist sowol im Zusammenhange, als auch im Einzelnen betrachtet, bei den Negern stärker, dikker, auch zum Theil zu dieser

*) Wie z. B. unsere Jaloffer oder Ualoffer, von deren Gestalt schon im III. B. d. W. S. 32. gesprochen worden, und noch eine genauere Schilderung hiernach folgt.

Stårke vortheilhafter geformt, als bei derjenigen Klasse von Menschen, die durch ausgebreitetere Erfahrungsbenuzzung, Kultur und Verstand das zu ersezzen weiß, was ihr von thierischer Kraft abgehen möchte. — Die Form des Negerschädels ist gerade das Gegentheil der als Ideal von Schönheit angenommenen griechischen Kopfbildung; denn bei den Negern weicht das flächere Vorderhaupt zurük, und eilt, sich an ein beinahe eben so flaches Hinterhaupt zu schliessen; das Stirnbein ist verhältnißmäßig kürzer; zwischen den Augenbraunbogen findet sich eine merkliche Vertiefung, und die Oeffnung für's Rükkenmark im Hinterhauptbeine scheint grösser, als bei Europåern zu seyn. — Von vorne betrachtet sieht der Negerschädel in der Mitte und oberhalb gleichsam seitwärts zusammen gedrükt und geschärfter aus, und die Gehirnhöle scheint auch in die Queere, so wie die ganzen Seitenknochen kleiner, als die bei den Europåern sind. Ueberhaupt hat der Negerschädel noch mehrere andere wesentliche Verschiedenheiten in seinen einzelnen Theilen, wodurch er sich von dem Schädel eines Europåers auszeichnet *). Auffallend ist vorzüglich von vorne die Grösse des Eingangs der Nasenhöle; auch die äussere Oeffnung des Gehörgangs ist grösser, als bei dem Europåer; das

*) Worüber Sömmering's angeführte Abhandlung — die ich hier nur Stükweis exzerpire — nachgelesen werden kann.

Gaumengewölbe ist ausgedehnter, länger und seine untere Fläche rauher; die Oberkinnlade lauft mit ihren Zahnkasten stark vorwärts heraus. Dies Hervorstehen der Kinnladen ist der auffallendste Karakter des Negerkopfs. Die Negern haben auch ein mächtiges Gebiß und besonders starke Beißmuskeln; dies scheint zu beweisen, die Natur habe sie mehr als uns zur Pflanzennahrung bestimmt.

In Rüksicht des übrigen Körperbaus bemerkt man vorzüglich noch folgende Verschiedenheiten: Die knöcherne Brust wurde bei der Zergliederung bei einigen Negern grösser, geräumiger und gewölbter gefunden; auch bemerkten Anatomiker noch einige andre Abweichungen an dem Ribbenbau *). Die Brüste der Negerinnen sind schlapp und hängend. — Die Schultern der Männer sind breit, männlich und stark, doch verhältnißmäßig weniger, als bei uns. Die Lenden sind schlank. Die Hüften tief ausgeschweift. Die Geschlechtstheile haben nichts besonders Auszeichnendes. Hände und Füsse endigen sich in schöne, aber sehr lange und daher fast affenmäßige Finger und Zehen; Hände und Füsse scheinen gleichsam flach. Die Schien= und Wadenbeine sind wie nach aussen verschoben; die Kniee scheinen daher weiter von einander abzustehen, als bei uns, und die Füsse etwas auswärts gebogen. Ueberhaupt möchten wol

*) Worüber bei Sömmering das Weitere zu finden.

die krummen Füsse der Negern zu ihrem Bau gehören.

Das Blut der Negern ist etwas dunkler roth, als das gewöhnliche der Europäer, und dabei sehr klebrig. Nach der Bemerkung eines Reisenden *) stinkt der Schweiß der Negern abscheulich. — In den Eingeweiden fand der geschikte Anatomiker **Sömmering** keine bemerkenswerthe Verschiedenheit; auch die Galle, welche Einige für dunkelfärbig halten und als die erste Quelle der Negerschwärze ansehen **), fand er wie die gewöhnliche nur grüngelblich; das Fett aber war stark wachsgelb, und die Leichen der zergliederten Negern hatten einen eigenen hundeähnlichen Fäulungsgeruch.

Eine sehr merkwürdige Beobachtung ist endlich diese, daß die Negern im Verhältniß mit ihren stärkeren Nerven, ein kleineres Gehirn haben, als die Europäer, oder, welches einerlei ist, daß die Negern nach Abzug der zu ihrem thierischen Leben erforderlichen Porzion einen kleinern Ueberschuß von Gehirn zu den Geisteskräften besizzen ***).

---

*) Der öfters schon erwähnte Dr. Schott in seiner Schrift: Treatise on the Synochus atrabiliosa which raged at Senegal. 1782. Lond.

) Unter Andern Abbé **Pichon, in seiner von Springer übersezten natürl. Geschichte des menschl. Geschlechts.

***) Sehr zu wünschen wäre es für Menschen- und

Doch haben die Negern immer noch, auch hierin einen grossen unzubezweifelnden Vorzug vor den Thieren, und wenn sie sich schon mehr als wir Europäer in der körperlichen Bildung dem Affengeschlecht nähern, so sind sie doch von diesem selbst ungleich weiter verschieden, als von uns; denn diese Verschiedenheit zwischen dem Negern und dem Europäer ist noch lange nicht hinreichend beide für zwei getrennte Geschlechter oder Gattungen zu halten, da sie wirklich nur Abarten, Varietäten eines und desselben Geschlechtes sind.

Uebrigens merkt der berühmte Zergliederer der Negern noch an, daß man im Bau des Negers Eigenschaften findet, die ihn für sein Klima zum vollkommensten, vielleicht vollkommnern Geschöpf als den Europäer machen.

Völkerkunde, daß Hr. Sömmering nicht nur an Europäern von allen Temperamenten und Geistesverschiedenheiten, sondern auch an mehreren verschiedenen Völkerschaften weitere Versuche hierüber anstellte, wodurch er dann in den Stand gesezt würde, eine Klaßifikazion der Verschiedenheit der Menschengehirne, in Rüksicht auf Körper- und Geisteskräfte zu entwerfen.

§. 2.

Wahrscheinliche Ursachen dieser körperlichen Verschiedenheit. — Erklärung der Art, wie Negern entstehen konnten.

Ueber die Frage: **Sind die Negern ein eigener, besonderer Menschenstamm, oder sind sie ein bloß ausgearteter Zweig des übrigen Menschengeschlechts?** — ist schon viel und eifrig, besonders in verfloßnen Zeiten gestritten worden.

Die erste Veranlassung des Zweifels war die schwarze Farbe, die auffallendste Verschiedenheit zwischen dem Neger und dem Europäer, und mehrere Philosophen, besonders solche, welche die Wahrheit der kristlichen Religion läugneten oder bezweifelten *), wollten durchaus die Negern zu einem eigenen, nicht von dem Stammvater der Weissen entsprungenen Menschenstamme machen, und stützten diese ihre Meinung auf .... Schein-

*) Vorzüglich Voltaire (in seinen Questions sur l'Encyclopédie, T. III. Art. Ignorance) der, wie bekannt, jede Gelegenheit ergriff, sich an der Bibel zu reiben, und sollte er auch, wie in diesem Falle den größten Unsinn behaupten. Sein Geschwäz hierüber verdient keine Widerlegung. Ein bescheidnerer Zweifler ist Home (in seinen Versuchen über die Geschichte des Menschen.) Zimmermann (Geogr. Gesch. I. B. S. 77. u. ff.) hat ihn gründlich widerlegt.

gründe, deren Auseinandersezzung hier wol überflüßig wäre *). Sie fanden eifrige, hizzige Gegner, vorzüglich solche, die das Ansehen der heiligen Schriften durch diese verwegene Meinung angetastet glaubten, weil die mosaischen Geschichtserzählungen nur von Einem Stammvater des ganzen Menschengeschlechts sprechen; und diese Gegner schrieen über Kezzerei, und wollten den Streitpunkt aus der Bibel entscheiden; wobei es denn geschah, wie es immer geschieht, wenn man Alles aus diesem Religionsbuche beweisen will, daß man auf wahre Albernheiten verfiel **).

Endlich nahmen Philosophen, Beobachter, Naturforscher, welche mit unbefangenen Augen, ohne die Religion mit ins Spiel zu mischen, diesen Gegenstand untersuchten, sich der Sache an ***).

Die

*) Man sehe Zimmermann, am angeführten Orte.

**) Z. B. daß Kain der Stammvater der Negern sei, welches man daraus folgern wollte, weil Gott ihn gezeichnet habe, (I. Moses, 4. 15.) dann man erklärte dies Zeichen für eine Verwandlung der Leibesfarbe. — Andre fabelten, die Stammmutter Eva habe einen doppelten Eierstok von weissen und schwarzen Eiern gehabt, und daher weisse und schwarze Kinder geboren. — Noch Andre geben den Ismael für den Stammvater der Negern an, u. s. w. (M. s. De Pauw, Recherches philosoph. sur les Américains. T. I. p. 175. u. ff.) Die Araber wissen die Verschiedenheit der Menschenfarbe noch besser zu erklären, indem sie sagen, Gott habe zur Erschaffung Adam's siebenerlei Erden genommen, weßwegen dieser Stammvater dann auch siebenerlei Menschenstämme zeugte. (Herbelot, Art. Adam.)

***) Vorzüglich Herr Kanonikus von Pauw, Hofr.

Die Resultate ihrer Untersuchungen und Erfahrungen sind diese:

Es gibt nicht nur weisse und schwarze Menschen, sondern auch bräunliche, gelbbraune, rothbraune, olivenfarbige, rußfarbige Völkerschaften, überhaupt, Menschen von allen Schattirungen, von der hellweissen Farbe bis zur dunkelschwarzen. Man müßte folglich für jede eigene Leibesfarbe jeder der mancherlei Völker der Erde einen eigenen Stammvater annehmen, wenn man die Menschen nach der Leibesfarbe in besondere Stämme abtheilen wollte. Dies ist aber unnöthig, da man weiß, daß alle lebendigen Geschöpfe unter mancherlei Umständen ausarten *), und daß diese Ausartungen, wenn die erzeugenden Umstände fortwirken, endlich auch durch die Geburt fortgepflanzt, und bleibend, karakteristisch werden; dies beweist die Erfahrung **).

Zimmermann, Herder, Demanet, Pichon u. A.; dann die Anatomiker und Naturforscher Buffon, Camper, Sömmering, Blumenbach u. s. w.

*) Z. B. der Hund, der doch in so verschiedenen Klimaten ausdauert, artet in der Hizze und in der Kälte aus. (Zimmermann I. B. S. 130.) Andrer zahlreichen Beispiele nicht zu gedenken.

**) Man hat in England die Bemerkung gemacht, daß, Stutten, nachdem man durch mehrere Generazionen hindurch ihren Voraltern die Schwänze gestuzt hatte, Füllen warfen, die kürzere Schwänze mit zur Welt brachten.

Es ist ferner ganz unläugbar, daß mancherlei äussere und innere Umstände einen so starken Einfluß auf den menschlichen Körper haben, besonders auf die äusseren Theile, daß sie nicht nur die Farbe dieser leztern verändern, sondern auch auf den Bau des Körpers selbst wirken.

Dies alles wird durch die Erfahrung vollkommen bestätigt.

Die auf den Körper wirkenden Umstände sind aber hauptsächlich: Das Klima (Luft und Witterung,) die Nahrung und die Lebensart.

Daß die Sonnenstralen die Haut schwärzen, daß die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens gewaltsam auf den Körper wirkt, daß die Nahrung je nachdem sie kräftig oder schlapp, gesund oder schädlich ist, uns stärkt oder entkräftet, und daß eine Lebensart bei welcher wir starke Bewegung haben ganz andre Wirkungen auf unsern Körper erzeugt, als ein unthätiger Müßiggang oder ein sizzendes Leben — dies sind Erfahrungssäzze, die wir täglich unter unsern Augen bestätigt sehen.

Wenn nun solche mächtige Einflüsse lang und anhaltend wirken, muß dann nicht ihre Wirkung dauernd werden?

Wir finden unter jedem Himmelsstriche Geschöpfe, die genau ihrem Klima angepaßt sind; wir finden in jedem Lande Menschen, die, wenn sie nicht neuere Ankömmlinge sind, in jeder Rük-

sicht mit ihrem Boden, mit ihrer Luft und Witterung, mit ihrer Lebensart und Nahrung so sehr harmoniren, daß man glauben sollte, die Natur habe für jedes Klima, für jede Lebensweise eigene Menschen geschaffen. Aber wir wissen, daß kein Geschöpf der Erde so leicht sich an jedes Klima, an jede Lebensweise (freilich nur allmälich) gewöhnen kann, als der Mensch; er trozt der Kälte, er trozt der Hizze *); im kältsten Norden, wo kein Baum mehr aufschießt und kaum noch einige Thiere es aushalten können, und im versengten Afrika, wo der Gesellschafter des Menschen, der Hund seine Stimme verliert, wo tausend andre Geschöpfe verschmachten oder verkrüppeln — da leben Menschen und ihnen ist wol! Wir wissen daß der menschliche Körper so weich geformt ist, daß jeder Einfluß des Klima's mächtig auf ihn wirkt, und er erträgt jedes Klima, modelt sich allmälich nach demselben, und macht sich dadurch zum Herrn jedes Landes, an das er sich nun gefesselt hat. Daher dann das oft so räthselhafte Heimweh **).

*) Man lese Zimmermanns Abhandlung über den Menschen (I. B. S. 31. u. ff.) — sie ist reich an trefflichen Bemerkungen und Erfahrungen, die ich hier nicht weiter benüzzen kann; ich verweise meine Leser selbst darauf.

**) Besonders merkwürdig ist es, daß gerade die Bewohner der armseligsten, rauhsten, unfruchtbarsten Länder diesem Heimweh am meisten unterworfen sind,

Dies alles ist Beweises genug, daß es nicht mehrerer Urväter bedurft hat, um Menschen für die ganze Erde zu erzeugen; denn die unbegreifliche Weisheit des Schöpfers hat Keime in uns gelegt, die sich in jeden Erdstrich, nach jedem Klima zu unserm Fortkommen entwikkeln! —

Freilich schreitet diese Entwiklung, diese Klimatisirung nur stufenweise und langsam fort, und aus einem weissen, wolgebildeten Menschen wird eben so wenig durch plözliche Verpflanzung nach Afrika ein Neger, als der Erdformer kalte und heisse Länder neben einander gereiht hat. Die Natur macht nie einen Sprung! — Auch kann sich der Mensch nicht so plözlich an jedes Klima, besonders an ein seinem vaterländischen ganz entgegengeseztes Klima gewöhnen *) — dies beweist uns daß die Menschen, als sie die Erde bevölkerten

---

und sich gar nicht mehr von ihrem vaterländischen Boden trennen wollen; wahrscheinlich darum, weil ihr Körper nur mit Mühe sich an ihr Klima gewöhnt hat, und jezt kein milderes mehr ertragen kann. (Herder's Ideen II. B. S. 101. u. ff.)

*) Der Europäer kann sich doch beinahe jedes Klima zu eigen machen. Europäer und zwar Franzosen leben ja in den heissesten Erdgegenden, in den Senegalländern, und würden, ohne ihre ausschweifende Lebensart, sich dort recht wol befinden. Wie sehr dann auch Europäer die Kälte aushalten können, zeigt das Beispiel der Holländer, die in dem menschenleeren Spizbergen überwinterten. — Zu rasche Uebergänge

nur langsam fortrükten, und durch dies langsame Fortrükken sich nur allmälich an das Klima des Landes gewöhnten, in welchem sie sizzen blieben, und welches sie dann für ihr eigenes annahmen.

Auch dieses führt uns wieder zu der Ueberzeugung hin, daß das ganze Menschengeschlecht, die tausendfältig verschiedenen Völker der Erde nur Einen Stammvater hatten — nur Einen haben können! —

Wenn wir dann diese gewaltige Wirkung des Klima's, das die Menschen nach sich modelt, betrachten, so fällt uns zuerst die **Farbe** auf.

Wir finden daß in kalten Ländern weisse, in wärmeren braune, in ganz heissen schwarze Menschen leben, und daraus machen wir den natürlichsten Schluß, daß die Sonnenhizze, welche auch in gemäßigteren Ländern Leute, die ihr mehr als Andre ausgesezt sind, brauner färbt, die Leibesfarbe der Menschen schwärzte, und daß die verschiedenen Schattirungen der braunen, olivenfarbigen, rothbraunen Menschenfarbe von eben derselben, verbunden mit andern mitwirkenden Umständen herrühren.

Diese Sonnenhizze, diese mitwirkenden Umstände — Luft, elektrisches Feuer, Boden, Was-

---

in ein entgegengeseztes Klima sind aber einer Nazion nie zuträglich gewesen. Worüber, so wie über den Einfluß des Klima's überhaupt, Herder am angef. Orte nachzulesen.

ser, Lebensart, Speise und Trank — sind aber nicht allein die ersten und einzigen Ursachen der verschiedenen Menschenfarben, sondern auch der verschiedenen Menschengestalten, die wir unter den mancherlei Völkern der Erde finden.

Dieser Saz ist durch hinreichende Gründe erwiesen — folglich ist es auch erwiesen daß jene wirkenden Ursachen die Negerfarbe und Negergestalt erzeugt haben.

Wir wollen **Herder's** *) Erklärung dieses Phänomens anhören:

1) „Die schwarze Farbe der Negern ist nicht wunderbarer in ihrer Art, als die weisse, braune, gelbe, röthliche anderer Nationen. Weder das Blut noch das Gehirn, noch der Same der Negern ist schwarz, sondern das Nez unter der Oberhaut **), das wir alle haben und das auch bei uns, wenigstens an einigen Theilen und unter manchen Umständen mehr oder minder gefärbt ist. **Camper** ***) hat dies erwiesen, und nach ihm haben wir alle die Anlage Negern zu werden.

*) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, VI. Buch, 4ter Abschnitt, oder nach meiner Ausgabe, II. B. S. 49. u. ff.

**) Das sogenannte malpighische Nez — worüber die Schriften der Anatomiker nachzusehen. (Sömmering, S. 43. u. ff.)

***) Dessen kleine Schriften, I. Th. S. 24. u. ff.

Selbst bei den kalten Samojeden ist der Streif um die Brüste der Weiber bemerkt worden; der Keim der Negerschwärze konnte in ihrem Klima bloß nicht weiter entwikkelt werden."

2) „Es kommt also nur auf die Ursache an, die *ihn* hier entwikkeln konnte, und da zeigte die *Analogie* sogleich abermals, daß Luft und Sonne einen grossen Antheil daran haben müssen. Denn was macht uns braun? Was unterscheidet beinah in jedem Lande die beiden Geschlechter? Was hat die portugiesischen Stämme, die Jahrhunderte lang in Afrika gewohnt haben, den Negern an Farbe so ähnlich gemacht *)? Ja was unterscheidet in Afrika die Negerstämme selbst so gewaltig? Das Klima, im weitesten Verstande des Wortes, so daß auch Lebensart und Nahrungsmittel darunter gehören. Genau in der Gegend, wo der Ostwind über das ganze veste Land hin die gröste Hizze bringt, wohnen die schwärzesten Negerstämme **), wo die Hizze abnimmt oder wo Seewinde sie kühlen, bleichet sich auch die Schwärze ins Gelbe. Auf kühlen Höhen wohnen weisse oder weißliche Völker; in niedern, eingeschlossenen Gegenden kocht auch die Sonne mehr das Oel aus, das unter der Oberhaut den schwarzen Schein giebet ***). Erwägen wir

*) Von diesen schwarzen Portugiesen wird weiter unten weitläufiger gesprochen.

**) Dies sind unsre Jaloffer oder Ualoffer.

***) Auffallend findet sich dies auch in Habessinien be-

nun, daß die Schwarzen Jahrtausende lang in ihrem Welttheil gewohnt, ja durch ihre Lebensart sich demselben ganz einverleibet haben; bedenken wir, daß manche Umstände, die jezt weniger wirken, in frühern Zeitaltern, da alle Elemente noch in ihrer ersten rohen Stärke waren, auch stärker gewirkt haben müssen, und daß in Jahrtausenden gleichsam das ganze Rad der Zufälle umläuft, das jezt oder dann, alles entwikkelt, was auf der Erde entwikkelt werden kann; so wird uns die Kleinigkeit nicht wundern, daß die Haut einiger Nazionen geschwärzt sei. Die Natur hat mit ihren fortgehenden, geheimen Wirkungen andre, viel grössere Abartungen bewirkt, als diese."

3) „Und wie bewirkte sie diese kleine Veränderung? Mich dünkt, die Sache selbst zeigt es. Es ist ein Oel, womit sie diese Nezhaut färbte; der Schweiß der Negern und selbst der Europäer in diesen Gegenden färbt sich oft gelb; die Haut der Schwarzen ist ein dikker weicher Sammet, nicht so gespannt und trokken wie die Haut der Weissen *); also hat die Sonnenwärme ein Oel aus ihrem Innern gekocht, das so weit hervor trat, als es konnte, das ihre Haut erweichte und das Nez unter derselben färbte. Die meisten Krank-

stätigt. (M. s. Blumenbach's Anmerk. zu Bruce's Reisen, V. B. S. 258.) Von den schwarzen Juden, in der Folge! —

*) Sömmering, S. 45.

heiten dieses Erdstrichs sind gallenartig; man lese die Beschreibung derselben, und die gelbe oder schwarze Farbe wird uns physiologisch und pathologisch nicht fremde dünken."

4) „Das Wollenhaar der Negern erläutert sich eben daher. Da die Haare nur vom feinen Saft der Haut leben und sogar widernatürlich in der Fettigkeit sich erzeugen; so krümmen sie sich nach der Menge ihres Nahrungssaftes und sterben wo dieser fehlt *). Bei der gröbern Organisazion der Thiere wird also in Ländern, wo ihre Natur leidet, mithin den zuströmenden Saft nicht verarbeiten kann, aus der Wolle ein sträubiges Haar; die feinere Organisation des Menschen, die für alle Klimate seyn sollte, konnte umgekehrt, durch den Ueberfluß dieses Oels, das die Haut feuchtet, das Haar zur Wolle verändern."

5) „Ein mehreres aber als dies alles will die eigne Bildung der Glieder des menschlichen Körpers sagen; und mich dünkt auch diese ist in der afrikanischen Organisazion erklärlich. Die Lippen, die Brüste und die Geschlechtsglieder stehen, so manchen physiologischen Erweisen nach, in einem genauen Verhältnisse, und da die Natur diese Völker, denen sie edlere Gaben entziehen mußte, dem einfachen Prinzipium ihrer bildenden Kunst zufol-

*) De Pauw's Erklärung des Wollenhaars der Negern wird von Sömmering verworfen. (S. 10.)

ge, mit einem desto reichern Maaß des sinnlichen Genusses auszustatten hatte, so mußte sich dieses physiologisch zeigen. Die aufgeworfne Lippe wird auch bei weissen Menschen in der Physiognomik für das Zeichen eines sehr sinnlichen, so wie ein feiner Purpurfaden derselben für das Merkmal eines feinen und kalten Geschmaks gehalten, andrer Erfahrungen zu geschweigen; was Wunder also, daß bei diesen Nazionen, denen der sinnliche Trieb eine der Hauptglükseligkeiten ihres Lebens ist, sich auch von demselben äussere Merkmale zeigen? Ein Negerkind wird weiß gebohren *): die Haut um die Nägel, die Brustwarzen und die Geschlechtstheile färben sich zuerst **), so wie der Anlage nach sich eben dieser Consensus der Glieder unter andern Völkern findet. Hundert Kinder sind dem Neger eine Kleinigkeit, und jener Alte bedauerte mit Thränen, daß er deren nur siebenzig habe ***)."

6) "Mit dieser ölreichen Organisation zur sinnlichen Wollust mußte sich auch das Profil und

---

*) Oldendorp (I. Th. S. 406.) sagt: Je früher die Negerkinder an die Luft gebracht werden, desto eher werden sie schwarz.

**) Es ist also gar nicht sonderbar, daß jene Magd zu Koppenhagen von einem Neger geschwängert, ein weisses Kind zur Welt brachte, dessen Geburtsglied allein durch die schwarze Farbe den Vater verrieth. (Steeb, über den Menschen, I. B. S. 347.)

***) Davon in der Folge.

der ganze Bau des Körpers ändern. Trat der Mund hervor, so ward eben dadurch die Nase stumpf und klein; die Stirn wich zurük, und das Gesicht bekam von ferne die Aehnlichkeit der Konformazion zum Affenschädel. Hiernach richtete sich die Stellung des Halses, der Uebergang zum Hinterkopf, der ganze elastische Bau des Körpers, der bis auf Nase und Haut zum thierischen sinnlichen Genuß gemacht ist. Wie in diesem Welttheil, als im Mutterlande der Sonnenwärme, die saftreichsten höchsten Bäume sich erzeugen, wie in ihm Heerden der grössesten, muntersten, kräftigsten Thiere und insonderheit die ungeheure Menge Affen ihr Spiel haben, so daß in Luft und Strömen, im Meer und im Sande alles von Leben und Fruchtbarkeit wimmelt; so konnte auch die sich organisirende menschliche Natur, ihrem animalischen Theil nach, nicht anders als diesem überall einfachen Prinzipium der bildenden Kräfte folgen. Die feinere Geistigkeit, die dem Geschöpfe unter dieser glühenden Sonne, in dieser von Leidenschaft kochenden Brust versagt werden mußte, ward ihm durch einen Fibernbau, der an jene Gefühle nicht denken ließ, erstattet *). Lasset uns also den Neger, da ihm in der Organisazion seines Klima kein edleres Geschenk werden konnte,

*) Daß dies gar nicht so allgemein genommen werden darf, werden wir in dem folgenden Paragraph erwiesen finden. Der Neger kann auch fein fühlen.

bedauern, aber nicht verachten, und die Mutter ehren, die auch beraubend zu erstatten weiß. Sorglos verlebt er sein Leben in einem Lande, das ihm mit überfliessender Freigebigkeit seine Nahrung darbietet. Sein geschlanker Körper plätschert im Wasser, als ob er fürs Wasser gemacht sei; er klettert und läuft, als ob jedes seine Lustübung wäre *); und eben so gesund und stark, als er munter und leicht ist, erträgt er durch seine andre Konstituzion alle Unfälle und Krankheiten seines Klima's, unter denen so viele Europäer erliegen. Was sollte ihm das quälende Gefühl höherer Freuden, für die er nicht gemacht war? Der Stoff dazu war in ihm da; aber die Natur wendete die Hand und erschuf das daraus, was er für sein Land und für die Glükseligkeit seines Lebens nöthiger brauchte. Sie hätte kein Afrika schaffen müssen; oder in Afrika mußten auch Neger wohnen! —"

So weit Herder. —

Diesem wollen wir nur noch einige Bemerkungen aus Reisebeschreibungen beifügen.

Die körperliche Konstituzion der Negern ist überhaupt stark und dauerhaft; bei aller Härte der Arbeit und dürftigen Nahrung erreichen die Negern in Westindien (wo doch das Klima ihnen nicht gar zuträglich ist) sehr oft ein hohes Alter; nur müssen

*) Dies finden wir bei allen Völkern, die sich noch nicht zu weit vom Stande der Natur entfernt haben.

sie sich vor Verkältungen hüten; denn der geringste Frost fällt ihnen empfindlich *).

Sonst sind die Negern gesunde Leute. In einigen Gegenden von Afrika sind sie einer Krankheit unterworfen, die sie ganz weiß macht; solche weisse Negern werden **Albinos, Dondos, Kakerlaken,** u. s. w. genannt **).

Auch durch andre Zufälle können Negern hellfärbiger oder weiß werden, entweder an einzelnen Gliedern, oder am ganzen Körper ***).

Doch wir haben uns bei diesem Gegenstande genug verweilt; wir müssen jezt zu einem andern nicht minder wichtigen übergehen.

---

*) Oldendorp, am angeführten Orte.

**) Blumenbach, de gen. hum. var. nat. p. 110. sq. — Wir werden von diesen weissen Negern noch in der Folge sprechen.

***) Eine geheilte Wunde wird weiß. Negerwascherinnen, die ihre Hände immer im Wasser haben, bekommen endlich weißlichte Hände. Ein ertrunkener Neger wird weiß, wenn er einige Zeit im Wasser liegt; u. s. w. (Demanet, II. B. S. 185. u. ff.)

§. 3.

Allgemeine Betrachtungen über den moralischen Karakter und die Geisteskräfte der Negern.

Es ist schwer, den allgemeinen sittlichen Karakter eines ganzen Volks treffend zu schildern, und noch ungleich schwerer die Hauptzüge des Karakters eines Völkerhaufens, der aus mehreren in einiger Rüksicht von einander verschiedenen Völkern besteht, zusammen in Ein Gemälde zu ziehen!

Dieser Fall trift bei den Negern ein. Ihre äussere Bildung, ihre Farbe und verschiedene andere übereinstimmende Umstände machen sie zu einer besondern Menschenklasse; aber diese Menschenklasse begreift eine Menge mehr oder weniger von einander verschiedener Völkerschaften unter sich, die einen grossen Erdstrich von abwechselndem Boden und Klima bewohnen, und auch in Sitten und Gebräuchen ziemlich von einander abweichen.

Es ist also beinahe ganz unmöglich den Karakter des Negers überhaupt, passend auf alle die verschiedenen Negervölkerschaften (von Individuen ist nicht die Rede) — mit treffenden Farben zu schildern, und — mich dünkt — sehr kühn ist es, aus einzelnen Zügen den Karakter eines ganzen Völkerhaufens bestimmen, und über die Moralität und Fähigkeiten desselben mit einem philosophischen Machtspruch aburteln zu wollen.

Sicherer gehen wir hierin zu Werke, wenn wir zuerst die Wirkungen des Klima's, der Lebensart, Nahrung, Sitten und Meinungen dieser Völker auf ihren moralischen Karakter und ihre Geisteskräfte erwägen, und dann die einzeluen Hauptzüge sammeln, die zur Ausmalung des Ganzen dienen können.

Wie sehr überhaupt Klima, Nahrung und Lebensart auf Temperament, moralischen Karakter und Geistesfähigkeiten wirken, ist ja bekannt. Diese Wirkung ist die natürlichste Folge der engen Verbindung des Körpers und Geistes des Menschen *).

*) Wie sehr der Körper des Unausgebildeten seinen Geist tirannisirt, ist ja bekannt; höchster Grad der Tugend und Geistesgrösse ist es, wenn der Geist den Körper beherrscht. Da nun so viele äussere Einflüsse auf den Körper wirken, so läßt sich auch schliessen wie viel der Geist an den Folgen dieser äusseren Einwirkungen Antheil nimmt. — „Temperament, Geschlecht, Lebensalter, Gesundheit, Krankheit, Nahrungsmittel, Arzneien, Klima, Luft, Tagszeit, Lebensweise — alles dies modifizirt den Karakter und die Stimmung unsers Begehrungsvermögens merklich. — Die körperliche Diätetik und Heilkunde hat auf den Zwek der Erhaltung und Herstellung eines gesunden und zwekmäßigen Zustandes unsrer Neigungen und Triebe eine sehr genaue Beziehung" — sagt M. Schmid in seiner Empirischen Psychologie, die

Das Klima zeigt hier die auffallendsten Wirkungen seines mächtigen Einflusses.

Die Negern leben in den heissesten Ländern der Erde. Aufmerksame Menschenforscher *) haben über die Wirkung der Hizze auf Temperament, sittlichen Karakter und Geistesanlagen Erfahrungen und Bemerkungen gesammelt, deren Hauptsumme folgende ist:

„Die Hizze vermehrt — sagt Falconer **) — sowol die Kraft, als die Genauigkeit und Feinheit der Empfindung und des Gefühls. Diese Empfindlichkeit des Körpers wird durch Mitleidenschaft der Seele mitgetheilt; daher der hohe Grad des geistigen Gefühls bei den Bewohnern heisser Erdstriche, daher das leidenschaftliche Temperament, die Ungeduld und Heftigkeit dieser Völker. Aus dieser Empfindlichkeit folgt dann auch der Hang zur sinnlichen Wollust, der wieder an seinem Theil die Empfindlichkeit erhöht, von welcher er herrührt. Eifersucht und Rachsucht sind Folgen derselben. Endlich erzeugt diese Empfindlichkeit auch

ich meinen Lesern so wie Platner's neue Anthropologie zum Nachlesen hierüber empfehle.

*) Hieher gehören: Montesquieu, Ferguson, Flögel, Herder, Iselin, Falconer, Wilson, Zambaldi, und viele Andre mehr.

**) In seinem Werke über den Einfluß des Himmelsstrichs ꝛc.

auch den Leichtsinn und die Unbeständigkeit, die so vielen Bewohnern der heissen Erdstriche eigen sind. Die Zaghaftigkeit und Trägheit, die man aber bei denselben ziemlich allgemein trift, rührt wol größtentheils von der Erschlaffung des Körpers und der starken Ausdünstung her, welche auch Folgen der Hizze des Klima's sind."

Es ist leicht aus diesem zu folgern, welche Hauptzüge in dem moralischen Karakter derer, die ein solches Temperament besizzen, hervorstechend seyn müssen. Man bemerkt Stolz, Zanksucht, Mistrauen, Verbuhltheit, Schwelgerei, Betrug und Treulosigkeit bei vielen derselben.

Endlich ist es auch ganz natürlich daß übermäßige Hizze die Geisteskräfte stümpft; zwar erzeugt das heisse Klima mehr Köpfe mit glühender Einbildungskraft, mehr Dichter, als andre Himmelsstriche; aber es hindert auch die Betreibung ernsterer Studien; es hemmt die Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes, und hält die Sitten- und Verstandesverfeinerung vom höhern Aufflug zurük. Alles was Scharfsinn, Fleiß, Beharrlichkeit, nüchternes Nachdenken erfordert, ist nicht für die Bewohner heisser Erdstriche; denn es scheint ihnen mehr die Kunst zu geniessen, als zu erfinden verliehen zu seyn.

In nicht viel geringerm Grade wirkt die Nah-

rung auf Temperament, Karakter und Fähigkeiten *).

Die Negern leben mehr von Pflanzenspeisen, als von Fleisch — dies mäßigt ohne Zweifel einen Theil der Wirkungen des Klima's — und wenn sie Fleisch und Fische geniessen, so essen sie sie gerne halb faul **).

*) Wie groß die verschiedene Wirkung der verschiedenen Nahrungsmittel auf den Magen und durch diesen auf den ganzen Körper ist, dies ist bekannt, und wie sehr der Magen wieder auf die Seele wirkt, weiß jeder denkender Arzt und Menschenbeobachter. — Ein mir sehr verehrungswürdiger Philosoph sagt: „An wie mancher glüklich, an wie mancher unglüklich ausgeführten Handlung mag der Magen den meisten Antheil haben? — Börhave lachte über den Stolz der Menschen, die so oft durch das Zwerchfell tyrannisirt werden.“ (Briefe über die Freiheit der menschl. Seele, S. 72.) — La Mettrie erzählte von einem schweizerischen Landvogt, der sonst ein brafer, gelinder, Gerechtigkeitliebender Mann war, daß er, wenn er eben eine starke Mahlzeit zu sich genommen hatte, allemal streng und unbarmherzig war. (Zambaldi I. S. 160.)

**) Von all diesem wird weiter unten gesprochen. Unterdessen will ich hier nur anmerken, daß Wilson in seinen Beobachtungen über den Einfluß des Klima's manche schöne Bemerkung über diesen Gegenstand gemacht hat.

Wie viel dann noch Lebensart, Sitten und Meinungen bewirken, werden wir in der Folge noch sehen.

Genug, die Umstände, unter welchen der Neger lebt, machen ihn zu einem weit sinnlichern, reizbarern, ungeistigern Geschöpfe, als der Europäer ist.

Wir wollen nun sehen, wie das hier Angeführte zu den allgemeinen Schilderungen paßt, die man von den Negern macht.

Der Abbe **Demanet** sagt von den Negern überhaupt *):

„Der Neger gleicht einer Maschine, die durch Triebwerke bewegt wird, und wieder abläuft, oder einem Stük weichen Wachses, dem man eine Form geben kann, welche man will. Die Religion — sie sei welche sie wolle — leitet alle seine Handlungen. Er hat von Natur eine muntere Laune, und einen lebhaften, durchdringenden Geist. Aber er hält den Diebstal für kein Verbrechen **), und

*) Zweites Bändchen S. 5. u. ff.

**) Wie alle Völker, die noch gewissermassen in ihrer Kindheit leben, z. B die Südsee-Insulaner u. s. w. Bei Untersuchungen über diesen Hang zum Diebstal, den die europäischen Seefahrer und Handelsleute aus einem ganz falschen Gesichtspunkt betrachten, kann ich mich hier nicht aufhalten.

ist wild genug, sein eigner Mörder zu werden *) wenn er seine Rachsucht auf keine andre Art befriedigen kann. — Er ist übrigens ein Freund seiner Freunde, und seinem Worte getreu, so lange man ihm gegenseitige Versprechungen hält. Er ist so träge, daß er nur arbeitet, wenn er muß, und nie um Reichthümer zu erwerben, sondern nur um zu leben. Ohne den Drang von Bedürfnissen würde er seine Tage in gänzlicher Unthätigkeit, unter Tanz und Vergnügungen durchleben, die er allein, und über Alles liebt. So bringt er gewöhnlich seine Jugend in Ausschweifungen, sein männliches Alter in Trägheit, und seine lezten Lebensjahre ohne alle Gewissensvorwürfe hin. Er bleibt immer in einer gewissen Gemüthsruhe, die den meisten übrigen Menschen unbekannt ist; er fürchtet die Zukunft nicht, und blikt ohne Reue oder Rükwunsch auf die verflossenen Zeiten, die er gut genossen zu haben glaubt. Entwürfe von Glük beschäftigen ihn niemals; er kennt keinen andern Wunsch, als von einem Tage zum andern zu leben, und wenn es ihm nicht an Reis oder Hirse mangelt, so glaubt er Alles zu besizzen. Kömmt nun noch Branntwein hinzu, so hat sein Glük den höchsten Gipfel erreicht. Er ist reich ohne Güter; denn er bedarf wenig; seine

*) Nur als Sklave ist der Neger so sehr zum Selbstmord geneigt; die Sklaverei ist ihm unerträglich; er kann sein Vaterland nie vergessen, und dann wirkt auch der Glaube einer schnellen Wiederauferstehung in einem glüklichern Leben sehr stark dabei.

Haut reicht zu seiner Bekleidung hin, und seine sinnlichen Wünsche sind bald befriedigt. Wollust ist seine erste Leidenschaft; ihr fröhnen Alle; der Hang zu derselben ist das größte Hinderniß in der moralischen Verbesserung dieses Volks, denn sie halten die Befolgung ihrer Begierden für erlaubt; doch gibt es der Beispiele genug, daß bekehrte Negern allen ihren Lüsten freiwillig entsagt haben; denn der Neger, der die kristliche Religion annimmt, hängt dieser eben so eifrig, und wirklich sklavisch an, als seinem ersten Aberglauben *). Er ist überhaupt zur Religiosität gestimmt **).

Der Neger wird von den kleinsten Zeichen der Achtung gerührt; die unbeträchtlichsten Geschenke erwekken seine Dankbarkeit, und um diese zu bezeugen, opfert er Alles auf. Es schmeichelt ihm unendlich, wenn man ihn nur nicht verachtet, und er ist entzükt, wenn man ihm gute Worte gibt ***). Durch diese kann man ihn zu Allem bringen;

*) Dies bestätigt auch Oldendorp, am angeführten Orte.

**) Dies ist Wirkung des Klima's; die Bewohner heisser Länder haben eine warme Einbildungskraft, sind zum Aberglauben und zur Schwärmerei geneigt, und hängen fest an ihrer Religion. Demanet (S. 8.) sagt, daß auch der heidnische Neger immer von Gott spricht und sich mit seiner Vorsehung tröstet.

***) In diesem Erfahrungssazze liegt ein grosser Vor-

denn er will mit Sanftmuth behandelt seyn. Härte macht ihn nur wild und störrig. Er weicht der Uebergewalt, wenn er mishandelt wird, er flieht oder wird tükkisch und boshaft; wenn man ihn gut behandelt ist er gefällig und dienstfertig.

Zänkereien und wechselseitige Beleidigungen sind unter den Negern sehr selten. Sie kennen den Neid, die Mißgunst und die Ehrsucht nicht. Güter und Würden haben keine Reize für sie; Pomp, Pracht und Zeremonien halten sie für beschwerliche Thorheiten. Sie ziehen die Einfalt Allem vor, sie belachen unsre Sitten und Gebräuche, bleiben den ihrigen treu, und bringen ihre Tage in Ruhe, Heiterkeit und Vergnügen hin." —

So spricht ein französischer, ein katholischer Mißionar, der die mancherlei Völkerschaften Senegambiens genau durch Umgang kennen gelernt hat, und dessen Glaubwürdigkeit gar nicht zu bezweifeln ist. Seine Schilderung stimmt mit dem oben Gesagten von den Wirkungen des heissen Klima's treflich überein. Er hat aber die Negern nur im Stande der Freiheit beobachtet.

Wir wollen jezt auch die Schilderung der Negern von einem protestantischen Mißionar von der Brüdergemeine, dem verdienstvollen **Oldendorp** *)

---

wurf für die Europäer, die den armen Neger so sehr zu mißhandeln gewohnt sind.

*) Ein genauer, sorgfältiger, glaubwürdiger Schriftsteller, dessen Geschichte der Mißion der evangelischen

anhören, der eine Menge Negern von verschiedenen Völkerschaften, aber nur im Stande der Sklaverei beobachtet hat.

Er sagt *):

„Der sittliche Karakter der heidnischen Negern ist größtentheils sehr schlecht. Wie könnte man es auch anders erwarten, da sie von Kindheit auf bloß ihren Leidenschaften zu folgen gewöhnt sind **)? So lange es ihnen an der wahren Erkenntniß und Liebe Gottes fehlt, bleiben sie unter der Herrschaft ihrer verderbten Begierden und sind einer wahren Tugend gar nicht fähig ***). —

Brüder auf den karaibischen Inseln 2c. für den Menschenforscher sehr wichtig ist.

*) Seite 411. u. ff. — Nur Eines dürfen wir nicht vergessen, daß Oldendorp hier als eifriger Glaubensprediger und heisser Religionsfreund, nicht als Philosoph spricht.

**) Das heißt, sie sind rohe Naturmenschen.

***) Dies ist warlich zu hart, wie wir bald sehen werden! Oldendorp spricht hier aus Religiosität, so wie der Sklavenbesizzer aus Eigennuz, und Philosoph Meiners um seine Hypothese von den Menschenstämmen zu vertheidigen — den Negern alle Tugend ab! Daß alle drei Partheien sehr lieblos und irrig urtheilen, ist leicht zu erweisen. Der Heidenbekehrer Paulus urtheilte besser von den weit lasterhaftern Heiden seiner Zeit, als Oldendorp. — Der Plantagenbesizzer kann die Negern nicht für Geschöpfe gleicher Art, wie er, halten, sonst müßte er sich selbst

Ich will aber nicht sagen, daß alle Negern lasterhaft sind, und keiner guten Handlung fähig wåren; aber bei den meisten herrscht doch die Neigung zum Bösen, die nur durch äussere Gewalt, oder Mangel an Gelegenheit beschränkt wird *). Die eigenen Züge im Karakter der Negern scheinen hauptsächlich Eigensinn, Falschheit und Verstellungskunst zu seyn. Ihre Halsstarrigkeit übersteigt alle Begriffe; oft kann selbst der Tod sie nicht beugen, und im kalten frechen Lügen sind sie Meister. Nur der Zwang macht sie geschmeidig; sklavische Unterwürfigkeit ist ihnen nicht angeboren; im Gegentheil sind sie sehr stolz. Der Wollust sind sie äusserst ergeben, von der Keuschheit haben sie gar keine Begriffe **). Sie sind zwar träg, doch werden sie durch Gewalt zur Arbeitsamkeit gebracht; aber es gibt Negervölkerschaften, die man auf keine Weise an die Sklavenarbeiten gewöhnen kann. — Starke Getränke haben für die Negern einen unwiderstehlichen Reiz; sie finden ein grosses

---

verdammen; aber wehe ihm, wenn seine Sklaven keiner Tugend, keines moralischen Gefühls fähig wåren! — Die Hypothese jenes Philosophen ist långst für einen Traum erklårt worden. — Doch in der Folge noch etwas davon.

*) Ist der hochweise Europåer besser, stårker, unüberwindlicher, wenn Gelegenheit ihn lokt?

**) Dies Alles bedarf einer grossen Einschrånkung, wie wir bald sehen werden.

Vergnügen darin, sich zu berauschen *), und wenn sie in der Trunkenheit Unfug anstiften, so schreiben sie alle Schuld auf das Getränke. — Die Menschenliebe der Negern erstrekt sich nicht leicht weiter als auf ihre nächsten Anverwandte. Das Leben ihrer Nebenmenschen achten sie sehr gering, und ihre Grausamkeit kennt, besonders wenn sie gereizt werden, keine Gränzen. Sie sind auch sehr zum Selbstmord geneigt **). Denn sie glauben in einem ruhigern Leben wieder aufzustehen. — Gatten- und Kinderliebe findet man allerdings auch bei den Negern ***) — aber Liebe gegen Andre und zärtliche Freundschaft ist eine seltene Erscheinung unter ihnen; †) doch ist es auch nicht schwer, ihr Herz durch Wohlthaten zu gewinnen. — Für alte Leute haben sie eine grosse Hochachtung; auch gibt es Negervölkerschaften, die vor anderm besonders gutherzig sind.

*) Wer will es dem rohen Sklaven übelnehmen, wenn er das Gefühl seines Elends im Rausche zu erstikken sucht? —

**) Daran möchte wol auch ihre natürliche Zaghaftigkeit mit Schuld seyn.

***) Oldendorp selbst erzählt (S. 417.) daß eine Negerinn zu St. Croix ihre Kinder umbrachte und sich selbst erhängte, weil man sie von ihr trennen wollte. Ein andres Beispiel wird im folgenden §. erzählt.

†) Daran ist Sklaverei Schuld; im Stande der Freiheit sind die Negern weit gefühlvoller.

Was ihre Geisteskräfte betrift, so kann man ihnen viele Fähigkeiten gar nicht absprechen; sie ahmen leicht alles nach, und lernen mancherlei Künste ohne Mühe; ihr Gedächtniß ist vort:eff ich, und es fehlt ihren Unterhaltungen weder an Wiz, noch an Lebhaftigkeit *). Ihre Rohheit rührt von ihrer grossen Unwissenheit her, und diese wird dadurch begünstigt, daß sie gar wenig Bedürfnisse haben."

So schildert **Oldendorp** die Negern überhaupt, die er aber nur im Stande der Sklaverei zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte. Wenn wir dies und den Stand und die Denkungsart des Beschreibers bedenken, so werden wir leicht diese Schilderung dem wirklichen Karakter der Negern anpassen können.

Sie sind von Natur träge, um so weniger können sie sich an Arbeit, an Sklaverei gewöhnen, um so mehr müssen sie durch die peinliche Lage, in die sie als Sklaven versezt werden, moralisch verändert, verschlimmert werden. Sie sind von Natur feig, darum suchen sie Gewalt mit List abzutreiben, und man nennt sie Betrüger. Sie sind wollüstig, aber eben darum auch aller zärtlichen Gefühle fähig; sie sind heftig, aber nicht boshaft, so lange sie nicht gereizt werden. Im Gegentheil rühmen alle Reisenden die Gutherzigkeit,

---

*) Adanson, im IV. B. d. W. S. 262. bestätigt dies. Daß die Negern auch zur Satyre aufgelegt sind, versichert Isert, (S. 231. seiner Reisebeschr.)

Dienstfertigkeit, Redlichkeit und Gastfreiheit der Negern.

Freilich weichen die mancherlei Negervölker, die wir kennen, auch im sittlichen Karakter von einander ab; aber im Ganzen genommen sind doch die Negern sehr gutartig, und die Bösartigkeit einzelner Negervölker mag in verschiedenen Umstände und Einwirkungen ihren hinreichenden Grund haben; so wie z. B. die Negern, die an den Küsten wohnen und mit den ungesitteten europäischen Matrosen Umgang haben, nach dem Zeugnisse aller Schriftsteller weit verdorbener sind, als die Bewohner der inneren Länder *).

Aber alles dies kann uns noch nicht berechtigen, die Negern überhaupt für Menschen die keiner Tugend, keiner Geistesbildung fähig wären, zu halten; wie dies in den europäischen Kolonien geschieht, wo man sich der Negern als Sklaven bedient, oder wie es die Vertheidiger des schändlichen Negerhandels zu thun gewohnt sind — **)

*) Dies ist allbekannt. Man sehe z. B. was Proyart (in der deutschen Uebers. S. 54. u. ff.) davon sagt. Hieher gehört auch die Stelle in der hiernächst folgenden Anmerkung. — Wir Europäer dürfen uns also sehr mit dem Vorzug brüsten, den wir vor den armen Negern haben! —

**) Isert (S. 336.) sagt: „Die Vertheidiger der Sklaverei behaupten, die Negern seien halsstarrige, diebische, faule, dem Saufen und allen Lastern ergebene

oder sie nur für geringere Geschöpfe anzusehen, als wir hocherleuchtete Europäer sind, die wir unsern Namen zum Abscheu aller friedlichen Völkerschaften vom Nordpol bis zum Südpol gemacht haben! —

Wenn Klima, Lebensart, Kultur und tausend andre bloß zufällige Umstände uns mehr begünstigen, als den verbrannten Afrikaner, sind wir darum besser als er? O gewiß, wenn wir mit Beobachtung des richtigen Verhältnisses seine Tugenden mit den unsrigen vergleichen — eingedenk daß uns eine reine Kristusreligion leitet, da ihn sein Aberglaube allen seinen Lüsten Preiß gibt — o so werden wir sicher nicht Ursache haben, uns über ihn zu erheben! —

Menschen. Diesen Herren will ich nichts antworten, als wenn sie von ihrem Unglauben bekehrt seyn wollten, so möchten sie sich die Mühe geben und nach dem innern Lande von Afrika reisen, um da zu sehen, ob sie nicht überall Spuren der Unschuld und die redlichsten Menschen finden werden. Grobe Laster, als Mord und Dieberei sind fast unbekannt. Nur da herrschen diese Belials-Agenten, wohin die Lokspeise der europäischen Produkte bis jezt gekommen ist, und ach, ich befürchte, der größte Theil von Afrika ist schon angestekt!" —

§. 4.

Einige Beispiele grosser, schöner und edler Handlungen von Negern.

Wir finden in den Schriften unparteiischer Beobachter Züge grosser, edler, tugendhafter Handlungen von Negern vollbracht, die den Groß- und Edelthaten der Griechen und Römer und aller Neu-Europäer an die Seite gesezt zu werden verdienen.

Ich will einige derselben — zum Vergnügen für die Menschenfreunde hier mittheilen.

Im Jahr 1752. trieb ein englisches Schiff an der Küste von Guinea Handlung, und mußte seinen Wundarzt daselbst zurüklassen, weil er sich so übel befand, daß er unmöglich sich wieder auf's Meer wagen durfte. Murrai — so nannte sich derselbe — war nach der Abreise seiner Landsleute noch nicht ganz wieder hergestellt, als sich ein holländisches Schiff derselben Küste näherte. Die gutmüthigen Negern eilten in Menge ganz ohne Mistrauen an Bord des Holländers; sogleich ließ dieser sie alle in Eisen schlagen und entfernte sich schnell mit seiner erhaschten Beute *). Man denke wie aufge-

*) Solcher schändlichen Unthaten erzählt die Geschichte der Europäer in fremden Erdtheilen noch viele, und verschweigt wahrscheinlich eine noch grössere Zahl. Besonders auf Rechnung der Holländer wird manche Gräuelthat in beiden Indien geschrieben.

bracht die Negern waren, die vom Strande her diese schwarze Verrätherei der Holländer gesehen hatten! Die Verwandten und Freunde der Geraubten stürmten nun wütend auf die Hütte des **Rudschok**, in welcher **Murrai** wohnte. Der edle **Rudschok** empfieng sie unter der Thüre, und rief ihnen entgegen, was sie wollten? — „Den Weissen wollen wir haben, der in deiner Hütte ist; er muß sterben, denn seine Brüder haben unsre Brüder geraubt!“ — „Die Europäer (antwortete **Rudschok**) welche unsre Brüder entführt haben, sind Barbaren; bringt sie um, wo Ihr sie findet; aber der Weisse, der bei mir wohnt, ist ein guter Mensch; ich bin sein Freund; mein Haus ist seine Freistätte und ich bin sein Beschüzzer; ich werde ihn vertheidigen, und nur über meinen ermordeten Körper sollt Ihr den Weg zu ihm finden. O meine Freunde! Welcher rechtschaffene Mann wird meine Hütte ferner betreten wollen, wenn ich es zugäbe, daß sie mit dem unschuldigen Blute meines Gastes beflekt würde?“ — Diese Rede besänftigte die Negern, und sie zogen sich beschämt zurük; ja einige Tage darauf bezeugten sie dem **Murrai** selbst, wie sehr sie zufrieden wären, daß sie ein Verbrechen nicht vollbracht hätten, das ihnen ein ewiger Vorwurf bleiben müßte — *).

---

*) Raynal, Hist. philos. T. V. p. 251. Gleich darauf wird eine eben so edle Handlung von einem Negersklaven von San Domingo erzählt, der seinen vor-

Wie schön, wie edel von beiden Theilen! Dies thaten freie Negern; aber auch Sklaverei erstikt nicht alle guten Keime in dem Herzen unsrer schwarzen Brüder. Zum Beweise will ich hier einige wahrhaft grosse, schöne und edle Handlungen von Negersklaven erzählen *):

Quaschi, wurde in der Familie seines Herrn zugleich mit ihm, und als sein Spielkamerad aufgezogen. Da er vorzügliche Fähigkeiten besaß, so machte sein Herr ihn als ihm die Plantage durch Erbtheil zufiel, zum Treiber oder Aufseher der Schwarzen. Er behielt für seinen Herrn die nämliche Zärtlichkeit, die er schon in der Kindheit, als er noch sein Spielgesell war, für ihn gehegt hatte, und die Ehrerbietung, welche er jezt für ihn als seinen Herrn empfand, wurde durch die Liebe, welche die Erinnerung der Vertraulichkeit ihrer Kinderjahre in seinem Herzen unterhielt, versüßt. Er wußte von gar keinem eigenen Interesse, und so oft sein Herr abwesend war, verdoppelte er seinen Fleiß, damit seine Angelegenheiten durch seine Abwesenheit keinen Schaden leiden möchten. Kurz, hier war das zarteste, aber stärkste und allem Anschein nach unauflöslichste

---

maligen Herrn ernährte, als derselbe um all' sein Vermögen gekommen war. Diese Geschichte ist bekannt.

*) Aus den Erzählungen von den Sitten und Schiksalen der Negersklaven, S. 41. u. ff.

Band, welches Herrn und Sklaven jemals verknüpfen konnte.

Hatte nun gleich der Herr Beurtheilungskraft genug, um einzusehen, daß er gut bedient wurde, und Politik genug, um ein gutes Verhalten zu belohnen, so war er doch unerbittlich, wenn irgend ein Fehler begangen war, und fand sich nur ein Schein von Verdacht, so war ihm das schon ein hinreichender Beweis des Vergehens. Quaschi konnte sich einst wegen einer gewissen Sache, die den Gesezzen der Plantage zuwider geschehen war, nicht zu seiner Befriedigung rechtfertigen, und wurde also mit der schimpflichen Strafe der Karrenstäupe *) bedroht; er kannte seinen Herrn zu gut, als daß er an Erfüllung dieser Drohung hätte zweifeln können.

Ein Neger welcher die männlichen Jahre erreicht hat, ohne eine förmliche Karrenstäupe erlitten zu haben, — denn selten ist einer so glüklich — besonders wenn er sich durch irgend eine vorzügliche Eigenschaft unter seinen Kameraden auszeichnet, ist sehr stolz auf die Glätte seiner von der Geissel nicht zerfezten Haut; und er gibt sich mehr Mühe und wendet mehr Fleiß an, um einer solchen Karrenstäupe, als unser gemeiner Mann,

*) Eine Leibesstrafe, die so genannt wird, weil man den Verbrecher an einen Karren bindet und so mit dem Staupbesen züchtigt.

Mann, um dem Galgen zu entgehen. Es ist nichts ungewöhnliches, daß ein guter, treuer Neger sich selbst ermordet, weil irgend ein Laffe von Aufseher ihn wegen einer Kleinigkeit, wie's ihm scheint, oder aus Kaprise gestäupt, oder ihn nur, ohne daß ers zu verdienen glaubt, mit der Staupe bedrohet hat. **Quaschi** scheute also nichts mehr als diese tödtliche Verlezung seiner Ehre, und schlich sich daher unvermerkt weg, um ihr zu entgehen.

Es ist gewöhnlich daß Sklaven, welche entweder eines Vergehens oder der Kaprise ihres Herrn wegen gestraft zu werden fürchten, zu irgend einem Freunde ihres Herrn gehen, und ihn bitten, sie wieder nach Hause zurükzubringen, und eine Fürbitte für sie einzulegen. Dies findet man so dienlich, daß menschliche Herren sich freuen, wenn sie unter dem Vorwande einer solchen Fürbitte verzeihen können, und sie oft selbst heimlich veranstalten, um der Nothwendigkeit, Kleinigkeiten bestrafen zu müssen, überhoben zu seyn; da ihnen sonst die Klugheit verbieten würde, einen einmal gerügten Fehler ohne Züchtigung hingehen zu lassen; auf diese Art hingegen wird ein Schein von Autorität und Zucht, ohne ihre Strenge behauptet. **Quaschi** entfernte sich also, entschlossen sich zu verbergen, und die glänzende Ehre seine Haut unter Begünstigung dieser Gewohnheit zu retten, bis er Gelegenheit fände, sich an einen Für-

sprecher zu wenden. Er lauerte unter den Neger-hütten seines Herrn, und seine Mitsklaven hatten zu viel Ehrfurcht, und eine zu grosse Achtung für ihn, als daß sie ihrem Herrn seinen Schlupfwinkel hätten verrathen sollen. In der That ist es fast in keinem Falle möglich, einen Sklaven dahin zu bringen, daß er einen andern angebe; so viel mehr Ehre besizzen sie, als Europäer von geringem Stande.

Am folgenden Tage wurde bei Gelegenheit der Volljährigkeit des Neffen seines Herrn ein Fest gegeben, und Quaschi hoffte bei der guten Laune, worein dieß seinen Herrn sezzen würde, jezt am ersten in seinem Gesuch glüklich zu seyn; ehe er aber noch sein Vorhaben ins Werk sezzen konnte, und vielleicht gerade, als er hingehen wollte, um sich eine Fürbitte auszuwirken, stieß sein Herr ihm auf, der eben auf seinem Felde herum gieng. So bald Quaschi ihn sah, ergriff er die Flucht, und sein Herr, der ein starker Mann war, verfolgte ihn. Er holte ihn ein, und als er eben seinen Arm ausstrekte, ihn zu ergreifen, stürzte Quaschi über einen Stein. Sie fielen beide zur Erde, und rangen nun, wer den andern unterkriegen würde; denn Quaschi war ebenfalls ein starker Mann, und sein hoher Geist gab seinem Arm neue Kräfte. Endlich nach einem hizzigen Kampf, in welchem jeder mehr als einmal oben und unten gelegen hatte, kam Quaschi auf seines

Herrn Brust zu sizzen, der jezt ganz ausser Athem war, und hielt ihn theils durch die Last seines Körpers, theils mit seinen Lenden und der Hand so fest, daß er sich nicht rühren konnte. Hierauf zog er ein scharfes Messer heraus, und indem sein Herr in schrekkenvoller Erwartung, hülflos, zitternd und bebend da lag, redete er ihn also an: „Herr, ich wurde von Kindesbeinen an mit Euch auferzogen, als Knabe war ich Euer Spielkamerad; ich liebte Euch, wie mich selbst; Euer Vortheil war immer mein eifrigstes Bestreben; ich bin unschuldig an der Ursache Eures Verdachts gegen mich; wär ich auch schuldig gewesen, so hätte meine Ergebenheit gegen Euch mir vielleicht Verzeihung auswirken sollen; gleichwohl habt ihr mich zu einer Strafe verdammt, von welcher ich immer die schimpflichen Merkmale an mir tragen müßte; nur so kann ich ihnen entgehen!“ Mit diesen Worten stieß er sich das Messer mit allen seinen Kräften durch die Kehle, und fiel so, ohne einen Laut von sich zu geben, todt auf seinen Herrn nieder, welchen er mit seinem Blute beströmte. —

Edler handelte folgender nordamerikanischer Pflanzer an seinem gutartigen Negersklaven *).

Es lebte in Dover, in der amerikanischen Provinz Delaware, ein Quaker Namens Walter

*) Die Geschichte wird in den Briefen eines nordamerikanischen Pächters, von Crevreder, erzählt.

Miflin, und vielleicht lebt er noch, der von seinem Vater 37 Neger hatte. Er beschloß ihnen allen ihre Freiheit zu geben. Der Tag kam heran, und nun will ich die Unterredung hersezzen, die er, nach einem zuverläßigen Berichte mit einem derselben hatte: „Wie alt bist du mein Freund Jakob?" — Neun und zwanzig und ein halb Jahr, Herr! — „Wie, du bist neun und zwanzig und ein halb Jahr alt? Du hättest gleich unsern weissen Brüdern schon in deinem 21sten Jahr frei seyn sollen. Religion und Menschheit befehlen mir, dir nun die Freiheit zu geben, und die Gerechtigkeit, daß ich dir für acht und ein halb Jahr Arbeit, mit Innbegriff deiner Kleider und Nahrung zu 270 Livres jährlich gerechnet, 2295 Livres bezahle; und für diese Summe bin ich dein Schuldner; weil du aber jung und stark bist, und für deinen Unterhalt arbeiten mußt, so bin ich willens, dir für diese Summe eine Schuldverschreibung auszustellen, und dir vom Kapital, wie gewöhnlich, jährlich 7 Prozent Zinse zu geben. Dieß ist also der Grund deines Vermögens, und nun Jacob bist du eben so frei wie ich; nun hast du keinen andern Herrn als Gott, und das Gesez. — In der Nebenstube sizt meine Frau und mein Sohn, die schreiben deinen Freiheitsbrief; sobald ich denselben unterschrieben, und in Gegenwart der Zeugen versiegelt habe, kannst du selbsten sehen, und veranstalten, daß er gehörigen Orts eingeführt und bekannt gemacht werde. Gott segne

dich, Jacob! sei klug und fleißig. Deinen alten Herrn, **Walter Mislen**, sollst du ståts als deinen aufrichtigen Freund finden, wenn du in Unglůk oder Armuth gerathen solltest!" —

Man wird leicht einsehen, daß Jakob diesen Antrag nicht mit troknen Augen annehmen konnte. „Herr, sagte er, lieber Herr, was soll ich mit meiner Freiheit machen? Ich bin in Ihrem Hause geboren; ich habe mit Ihnen gemeinschaftlich im Felde gearbeitet, und habe die Vortheile mit genossen, indem ich eben so wie Sie gekleidet bin, dieselbe Nahrung und Bequemlichkeiten wie Sie geniesse. Mir mangelt nichts. Sind wir krank, so sorgt unsere gute Frau treulich fůr uns, sie besorgt unsere Verpflegung und trőstet uns durch ihre milden Reden. Wenn ich nun frei bin und krank werde?"

„Fůrs erste gehest du, wie andere Weisse in Dienst bei dem der dir den hőchsten Lohn gibt. Nach einigen Jahren kaufest du dir selber ein Stůk Land; dann verheirathest du dich mit einer Negerin, die eben so vernůnftig und fleißig ist wie du; du erziehest deine Kinder, wie ich dich erzogen habe, in Gottesfurcht und Lust zur Arbeit. Hast du dann ruhig und frei gelebt; so stirbst du in Frieden; du mußt deine Freiheit annehmen, Jakob! Håtten doch die Weissen nie den Gedanken gehabt, mit deinen Brůdern in Afrika Handel zu treiben; wollte doch Gott, der Vater aller Men-

schen, allen Amerikanern die Lust einpflanzen, unserm Beispiel zu folgen! Wir, die wir die Freiheit als das höchste Gut betrachten, wie könnten wir einem derer, die unter uns leben, dieselbe verweigern?" — „Ach Herr! Sie sind die Güte selbst, darum will ich Sie nicht verlassen. Ich bin nie ein Sklave gewesen, Sie haben mir nie anders begegnet als den Weissen. Ich habe nie mehr für Sie gearbeitet, als unsere Nachbarn für sich selbst arbeiten. Ich bin sogar reicher gewesen, als viele Weisse, indem Ihre Güte mich in den Stand gesezt hat, ihnen Geld zu leihen. Und meine gute, meine liebe Frau, die nie befiehlt, sondern stets fromm und freundschaftlich spricht; nein ich kann Sie nicht verlassen. Geben Sie mir was Sie wollen, als einem Sklaven oder Freien, gleichviel, wenn ich nur bei Ihnen glüklich seyn darf; nein, ich verlasse Sie niemals!" — „Nun gut, Jakob! Es soll geschehen wie du willst. Wenn du deine Freiheit gesezmäßig erhalten hast, so will ich dich wieder in meine Dienste miethen. Aber nimm wenigstens deine Freiheit auf eine Woche; dies ist ein wichtiger Zeitpunkt deines Lebens, den mußt du mit Freuden feiern, in Ruhe oder wie du willst." — „Mein Herr, wir sind in der Saatzeit, ich kann ein andermal meine Freiheit nehmen. Nur dieser Tag soll uns Schwarzen ein Tag der Freude seyn. Ich nehme Ihre Hand Herr, drükke sie zwischen meine Hände an mein Herz, mit der Versicherung, daß so lange dieses schlägt, es Ih-

nen ergeben und dankbar seyn soll, und kein Arbeiter in der Provinz soll Ihren Jakob an Fleiß und Treue übertreffen!" —

Nicht minder schön ist nachstehende Geschichte eines freien Negers, die uns beweist, welch ein dankbares Herz in seinem schwarzen Körper schlug*)!

Joseph Rachel, ein Neger, war Kaufmann zu Barbados; er trieb vornehmlich einen Kleinhandel, und war so ehrlich und gefällig im Handel, daß in einer Stadt, die mit kleinen Kramladen angefüllt ist, sein Haus doch von Käufern beständig gedrängt voll war. Ich habe oft mit ihm zu thun gehabt, (sagt der Erzähler) und ihn immer ausserordentlich redlich und dienstfertig gefunden. Wußte jemand nicht, wo er einen Artikel bekommen sollte, so gab Joseph sich alle Mühe, ihn anzuschaffen, und ihn, ohne den geringsten Profit, damit zu versorgen. Kurz, sein Karakter war so rechtschaffen, und seine Sitten so edelmüthig, daß die besten Menschen ihm eine Achtung bewiesen, die sie oft Leuten von ihrer eigenen Farbe versagen, weil sie nicht mit gleicher Güte des Herzens gesegnet sind.

Im Jahr 1756. entstand eine Feuersbrunst, welche einen grossen Theil der Stadt einäscherte, und viele der Einwohner zu Grund richtete. Joseph wohnte glüklicher Weise in einem Quartier

*) Erzähl. von den Sitten u. Schiksalen der Negersklaven rc. S. 48.

welches dem Unglük entgieng, und bewieß seine Dankbarkeit dafür durch Milderung der Noth seiner Nebenmenschen. Unter denen welche alles das Ihrige durch den Brand verlohren hatten, befand sich ein Mann, dessen Familie dem Joseph, in dem früheren Theil seines Lebens, Gutes gethan hatte. Dieser Mann hatte durch zu grosse Gastfreundschaft (ein Fehler der in Westindien ziemlich gewöhnlich ist) schon vor dem Brande in Unordnung gebracht, und da sein Vermögen in Häusern bestand, so ward er nun durch diesen Zufall gänzlich ruinirt; indem er nichts rettete, als die Kleider die er am Leibe trug. Unter dem allgemeinen Geschrei des Elends und Mangels, welches Josephs Mitleiden rege machte, zog die unglükliche Situation dieses Mannes mit Recht seine Aufmerksamkeit besonders an sich. Das edelmüthige ehrliche Gemüth des Leidenden, die Verbindlichkeit, welche Joseph gegen seine Familie hatte, waren besondre und mächtige Beweggründe, als Freund gegen ihn zu handeln.

Joseph hatte eine Obligazion von ihm über sechzig Pfund Sterling. „Unglüklicher Mann! (sagte er, indem er sie hervor langte,) hievon soll nie gegen dich Gebrauch gemacht werden. Wollte Gott, du könntest alle deine andern Sachen eben so leicht ins Reine bringen! Aber wie kann ich versichert seyn, daß ich bei dieser Gesinnung bleiben werde? Kann nicht die Liebe zum Gewinn,

besonders, wenn durch die Länge der Zeit, dein Unglük mir etwas Altes geworden ist, mit zu starker Gewalt wiederkehren, und mein Menschengefühl überwältigen? Doch dafür habe ich ein Mittel. Nie sollst du zu dem Beistande eines Freundes gegen meine Habsucht deine Zuflucht nehmen!“ Hiemit stand er auf, gab Befehl, noch eine Buchschuld desselben Mannes, die sich auch auf ein Ansehnliches belief, auszuziehen, stopfte dann, in einer Laune, welche wohl auf das Gesicht der Menschenliebe selbst ein Lächeln hervor gelokt hätte, seine Pfeife, sezte sich wieder nieder, faltete die Obligazion zusammen, und zündete seine Pfeife damit an. Unterdessen die Rechnung ausgezogen wurde, rauchte er sein Pfeifchen, in einem Gemüthszustand, den ein Monarch ihm hätte beneiden mögen. Als sie fertig war, gieng er zu seinem Freunde mit der quittirten Rechnung und der halbverbrannten Obligazion in der Hand. Er überreichte ihm, sobald er zu ihm kam, diese Papiere, mit folgenden Worten: „Ihr Unglük, mein Herr, hat mich äusserst gerührt; die Verbindlichkeiten, die Ihre Familie mir aufgelegt hat, machen, daß ich jeden Zweig derselben als meinen Angehörigen betrachte. Ich weiß, Ihre Unfähigkeit, Ihre Schulden zu bezahlen, macht Ihnen mehr Kummer, als der Verlust Ihres eigenen Unterhalts. Damit Sie nun meinetwegen besonders nicht bekümmert seyn mögen, so nehmen Sie diese Quittung und die Ueberbleibsel Ihrer Obligazion an. Das Vergnügen,

welches der Gedanke, meine Pflicht gethan zu haben, mir macht, bezahlt mich reichlich; und ich bitte Sie, dieß nur als eine kleine Probe anzusehen, wie glüklich Sie mich machen werden, so oft Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen einen guten Dienst zu thun.“ Man kann sich's leicht vorstellen, was der Mann bei einer so edelmüthigen Behandlung empfand, und wie sehr seine Seele gestärkt werden wußte, gegen sein Unglük empor zu arbeiten. Ich lernte den Verunglükten (so sagt mein Gewährsmann) einige Jahr nach dieser Begebenheit kennen, er hatte eine kleine Stelle in einem der Forts erhalten, und lebte auf einem ganz anständigen Fuß.

Seine Gastfreundschaft aber verließ ihn nicht, selbst da er keine Mittel mehr hatte, sie zu befriedigen. Er lud oft fünf oder sechs Bekannte oder Freunde ein, den Abend bei ihm zuzubringen, wenn er nicht einmal ein Licht im Hause hatte, das er vor ihnen anzünden konnte. Wenn sein Bedienter ihn in solcher Gesellschaft nach Hause kommen sah, und ihn, wie in bessern Zeiten, seine Befehle ertheilen hörte, so wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er zu **Joseph** lief, und ihm sagte, daß die und die Herren den Abend bei seinem Herrn speisen würden. Den Augenblik stand Licht, Punsch und Wein von der beßten Art auf dem Tische, als wär es her gezaubert, und bald nachher kamen **Josephs** Bedienten zum Vorschein, trugen ein hübsches Abendessen auf, und bedienten die Gesell-

schaft. Alles dieß geschah ohne die geringste Hoffnung einer Erwiederung, bloß um seine Dankbarkeit zu befriedigen, und seinen Freund in Kredit zu erhalten. — Wird sich wohl Jemand unterstehen, auf einen Mann, der solches Edelmuths fähig ist, mit Verachtung herab zu sehen, weil seine Haut eine schwarze Farbe hat *)? —

Doch die schönste, edelste, größte Handlung eines Negers die ich irgend in einer Schrift aufgezeichnet fand, ist folgende, die uns **Isert** erzählt **), der damals in dem dänischen Forte **Christiansburg** in Guinea als Arzt angestellt, und Zeuge des ganzen Vorfalls war.

„Ein Agraffi-Neger (auch einer der unsrigen am Rio Volta) war, vielleicht durch Unglüksfälle in Schulden gerathen, die er nun bezahlen sollte, und keine Mittel dazu sahe. Er gieng zu seinem Gläubiger, und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung nichts weiter habe, als seinen eigenen Körper, den er verkaufen könne, wenn er wolle. Der erhizte Kreditor gieng alsbald mit ihm zu unserm Forte Königstein, und verkaufte ihn, wovon

*) Die Dankbarkeit dieses Negers gegen einen Weissen ist um so lobenswürdiger, da dieser Neger, der ein Freigelassener war, ohne Zweifel grosse Ursachen hatte, sich über die Weissen zu beklagen; sollten sie ihm auch kein andres Unrecht angethan haben, als daß sie ihn aus seinem Vaterlande raubten.

**) Seite 236. u. ff. seiner schäzbaren Reisebeschreibung.

er hernach mit mehreren Sklaven in der Halskette nach unserm Hauptforte transportirt wurde. Hier blieb er etwa 6 Wochen bis das Schiff, womit er nach Westindien eingeschifft werden sollte, seine volle Ladung bekommen konnte. Während dieser Zeit hatte sein Sohn den edeln, mehr als kindlichen Entschluß gefaßt, seinen Vater aus den Ketten zu erlösen. Die natürliche Zärtlichkeit, die seinen Vater nicht erlauben wollte, ihn in seine Stelle zu verkaufen, da er doch durch Natur- und Volksrecht die Erlaubnis dazu hatte, hatten diesen unnachahmlichen Gedanken, in ihm rege gemacht. Er kam deshalb mit einigen seiner Verwandten, und wollte einen Sklaven umtauschen. Dies geschiehet hier zum öftern, wenn nämlich die Europäer ihren Vortheil dabei sehen. Ich befand mich eben dazumal im Waarenhause der Handlung wegen, und ließ mir den welchen sie verlangten, und zugleich den andern, den sie in die Stelle geben wollten, zeigen. Da dieser ein schöner Jüngling war, der vor seinem Vater eine Reihe Jahre voraus hatte, so war der Tausch sehr annehmlich. Man führte die Kette dieser Unglüklichen vor. Gott! wie innig gerührt mußte selbst der gestählte Menschenhändler werden, bei der Szene, da der Sohn des Agraffi-Negers seinen Vater in den Ketten erkannte! — Er fiel ihm um den Hals und weinte Thränen des Danks und der Freude, daß er so glüklich sei, seinen Vater erlösen zu können. Man öffnete die Kette, nahm jenen heraus, und

sezte diesen hinein. Er war völlig ruhig, und bat den Vater sich seinetwillen nicht zu betrüben. Inzwischen zeigte ich die Geschichte dem Gouverneur an. Dieser von Menschenliebe durchdrungen, redete mit dem Vater und seinen Verwandten, und fragte sie, ob sie den Werth, den man für ihn bezahlt hatte, in einer gewissen Zeit wieder bezahlen könnten? Sie gelobten das, der Sohn ward wieder aus den Ketten genommen, und alle reiseten vergnügt nach ihrer Heimat." —

Diese großmüthige Handlung des Sohnes ist über alle unsre Lobsprüche erhaben! — Wie viele ähnliche können wir Europäer dieser Großthat an die Seite sezzen? — O sehr wenige! — Die edle, preißwürdige Handlung des jungen Faber der sich für seinen Vater auf die Galeere schmieden ließ *), reicht nicht an die Grösse der Edelthat dieses Negers. Denn erstens dürfen wir bei einem Neger den ausgebildeten Verstand nicht suchen, welcher der Tugend des Europäers einen so hohen Schwung gibt; zweitens ist zeitlicher Galeerendienst noch weit weniger hart, als die lebenslängliche Sklaverei der unglüklichen Negern; und drittens ist der Begriff, den die Negern von dem Schiksal ihrer Brüder haben, die den Europäern in die Hände fallen, so schröklich, daß der größte Hel-

*) M. s. Fisch's Briefe über das mittägliche Frankreich. Die Geschichte ist bekannt, und zu einem Schauspiel benüzt, l'honnite Criminel betitelt.

demuth dazu erfordert wurde, um den jungen Neger dahin zu bringen, sich freiwillig in die Sklaverei zu geben. Wir haben schon gesehen, wie sehr die Negern an ihrem Vaterlande hängen, und wie sehr sie die Sklaverei fürchten, so daß sie ihr selbst den Tod vorziehen. Ueberdies berichtet uns noch Isert *) daß die Negern nichts anders glauben, als die Europåer fressen die Sklaven, die sie kaufen; denn sie können nicht begreifen, daß man sich so vieler Gefahr aussezzen und so grosse Kosten aufwenden könnte, um nur Knechte zur Feldarbeit zu bekommen. Sie glaubten, die Schuhe, welche der erstgenannte Reisebeschreiber trug, seien von Negerhaut gemacht, weil sie schwarz waren. Andre wähnten, die Europåer machten ihr Schießpulver aus den Knochen der Negern, u. s. w. Auch Matthews versichert **), daß die meisten Negern glauben, die Europåer verzehrten die Sklaven, die sie einhandeln, oder opferten sie ihren Göttern. — —

Doch genug, die hier mitgetheilten Beispiele ***) sind hinreichend, auch den Unglaubigsten

*) Seite 306. u. ff. — Römer sagt eben das.

**) Seite 159. seiner Reise nach Sierra Leone.

***) Ich könnte ihrer noch weit mehrere anführen, wenn es der Raum gestattete; wir werden aber in dieser Reisesammlung noch auf mehrere stossen, so wie wir schon in den vorigen Bånden dieses Werks manche Züge von edlen Handlungen der Negern angemerkt ha-

zu überzeugen, daß der Neger von Natur eben so wol als der weisse Europäer jeder moralischen Verbesserung, und selbst der erhabensten Tugend fähig ist; daß es aber auch kein Wunder ist, wenn er als roher Naturmensch, unter dem Drukke so vieler nachtheiligen Einflüsse, ohne Kultur, ohne Unterricht und Belehrung in seinen Begierden und Leidenschaften heftiger, ungestümmer, unbändiger und folglich, so wie es die äusseren Umstände bewirken, lasterhafter ist, als der verfeinerte Europäer, den sein Uebermaaß von Kultur schon ganz zur Kunstpuppe gemacht hat.

Wir werden bei näherer Untersuchung finden, daß der Neger bloß **roher Naturmensch** ist, und alle Fehler und Gebrechen desselben an sich hat, ohne deßwegen keiner Verbesserung, keiner Tugend fähig, oder durch seine Abstammung zum Halbthier verdammt zu seyn *). — Der **Wilde** ist sich — die verschiedenen Einwirkungen des Klima's abgerechnet — überall gleich, und unsere Urältern die alten Deutschen waren, obgleich (nach **Meiners**) von edlerm Stamm, doch gewiß nicht weniger **Wilde**, als die Negern und die Huronen.

ben. Ueberhaupt rühmen alle Europäer die Gutmüthigkeit, Gastfreiheit und Dienstfertigkeit der Negern, und die beispiellose Treue der Negerbedienten.

*) Wie **Meiners** sowol in seiner sonst trefflichen Geschichte der Menschheit, und an mehreren Stellen im Göttingischen historischen Magazin behauptet.

Daß übrigens unter den Negervölkerschaften — so wie ja auch unter den von Einem Stamm entsprossenen europäischen Nazionen — eine (wahrscheinlich) durch äussere Einflüsse bewirkte Verschiedenheit des moralischen Karakters existire, dies werden wir bei einer genauern Betrachtung der einzelnen Völkerschaften bestätigt finden. Wir werden finden, daß es Negernazionen gibt, die in voller Unschuld leben, so wie andre, die in unmenschliche Barbaren, in Menschenfresser ausgeartet sind; und dann werden wir Gelegenheit haben, den moralischen Karakter derselben näher zu bestimmen.

§. 5.

Von den Geistesfähigkeiten und Talenten der Negern.

Eben so ungegründet, als die Behauptung, die Negern seien keiner Tugend fähig, ist auch die Meinung, diese Menschen besässen weder Talente noch Anlagen, noch Kraft, ihren Geist auszubilden, und sich in dem Anbau desselben in gleichen Rang mit den Europäern emporzuschwingen.

Die allgemeine Schilderungen von den Negern, die wir oben gelesen haben, beweisen schon genug, daß es den Negern an Kultur, an Gelegenheit und Unterricht, aber nicht an natürlichen Anlagen fehle; wiewol ihr Klima dieser Geistesverfeinerung gar nicht günstig ist.

Wir

Wir haben Beweise genug, daß die Negern, als unkultivirte Wilde, vielen gesunden Menschenverstand, Wiz, Urtheilskraft und Fantasie besizzen, und es gibt Beispiele in Menge, daß aus den Negern Alles gemacht werden kann.

Brissot (der berühmte Menschheitsverfechter) ruft bei Gelegenheit der Schule, die zu Philadelphia in Nordamerika für Negerkinder angelegt ist, aus *):

„Es gibt also ein Land, wo man diesen armen Schwarzen eine Seele, einen Verstand zugesteht, wo man sich verpflichtet glaubt, sie zur Tugend und zu Kenntnissen zu führen; wo man sie nicht für Lastthiere hält, um das Recht zu haben, sie zu behandeln, wie jene! Und in diesem Lande strafen die Schwarzen durch ihre Tugenden, ihren Fleiß die Verläumdungen Lüge, die ihre Tirannen anderwärts gegen sie ausstreuen!

Man findet keinen Unterschied zwischen dem Gedächtniß eines schwarzen und krausen Kopfs, und dem eines glatten und weissen. Heute habe ich den Beweis davon gefunden. Ich habe schwarze Kinder gesehen, gefragt, gehört; einige lasen mit Fertigkeit, andere wiederholten aus dem Gedächtniß, und wieder andere rechneten ziemlich schnell.

Man zeigte mir ein Gemälde von einem Ne-

*) In seiner interessanten Reise durch Nordamerika, nach meiner Ausgabe, Seite 232.

ger, der nie einen Lehrmeister gehabt hat, worüber ich erstaunte.

Ich sah in dieser Schule einen Mulatten, einen Achtelsschwarzen und es ist unmöglich ihn von einem Weissen zu unterscheiden. Ich glaubte in seinen Augen eine ausserordentliche Lebhaftigkeit zu erblikken und dies findet sich bei allen jungen Negern so. Aus der Schule der schwarzen Mädchen gieng ich nicht weniger gerührt. Ausser dem Lesen, Schreiben und der Religion gibt man ihnen auch Unterricht in den Handarbeiten, Spinnen, Nähen u. s. w. und ihre Lehrmeisterinn versicherte mich, daß sie im Ganzen genommen viel Geschiklichkeit zeigen. Sie hatten eine anständige aufmerksame und gehorsame Miene; es war eine Pflanzschule von guten Domestiken, und tugendhaften Haushälterinnen. Wie schändlich ist es von den Westindischen Kolonisten, daß sie Wesen nur für Ausschweifung und Schande bilden, welche man so leicht zur Tugend führen kann!

Amerika verdankt dies nüzliche Institut dem **Anton Benezet.**

Brissot sagt ferner *):

Man hat bis auf die gegenwärtige Zeit allgemein geglaubt, daß die Negern nicht so viel moralische Fähigkeit besässen, als die Weissen; achtungswerthe Schriftsteller haben es sogar drukken

*) Seite 251. seiner Reisebeschreibung.

lassen. Nun aber beginnt dieses Vorurtheil zu verschwinden; die nördlichen Staaten können Beispiele vom Gegentheil liefern. Ich will nur zwei auffallende davon anführen; das erstere wird den Beweis geben, daß man mit Hülfe des Unterrichts die Schwarzen zu allen Handthierungen fähig machen kann, das zweite, daß der Kopf eines Negers für die bewunderungswürdigsten Berechnungen und folglich für alle Wissenschaften eingerichtet ist.

Bei meinem Aufenthalte zu Philadelphia hab' ich einen Schwarzen gesehen, der **Jakob Derham** hieß, und in Neu-Orleans an dem Missisipi Arzt war. Hier seine Geschichte, wie sie mir von verschiedenen Aerzten bekräftigt worden ist. — Dieser Schwarze wurde von einer Familie zu Philadelphia erzogen, wo er Lesen und Schreiben lernte und wo man ihm Unterricht in dem Kristenthum gab. In seiner Jugend ward er an den verstorbenen Arzt **Johann Kearsley** den jüngern in dieser Stadt verkauft, der ihn dazu abrichtete, Arzneien zu bereiten und sie den Kranken zu bringen.

Nach dem Tode dieses Arztes kam er durch verschiedene Hände und ward endlich der Sklave des Doktors **Georg West**, welcher Chirurgus des 16ten englischen Regiments war, und der ihn zu den wichtigsten medizinischen Verrichtungen brauchte.

Am Ende des Kriegs verkaufte ihn dieser an den Arzt **Robert Dove** von Neu-Orleans, wel-

cher ihn als seinen Unterarzt einführte. Hier gewann er das Zutrauen und die Freundschaft seines Herrn so sehr, daß ihn dieser zwei oder drei Jahre nachher unter billigen Bedingungen frei machte. **Derham** hatte unterdessen solche Fortschritte in der Arzneikunst gemacht, daß er nun im Stande war, sie mit gutem Erfolg in Neu-Orleans auszuüben. —

Er ist nun 26 Jahr alt, verheurathet, hat aber keine Kinder; er gewinnt jährlich durch seine Praxis 3000. Dollars, oder ungefähr 667. Karolins.

Ich habe, sagte mir der Doktor **Wistar**, über die hizigen und epidemischen Krankheiten des Landes, wo er lebt, mit ihm gesprochen, und gefunden, daß er in der einfachen von der neuern, bei diesen Krankheiten angewendeten Methode, sehr bewandert ist. Ich glaubte ihm neue Heilmittel angeben zu können, aber er sagte mir welche. Er ist bescheiden und hat sehr einnehmende Manieren, spricht gut französisch, und hat einige Kenntnisse von der spanischen Sprache.

Man hatte, ob er gleich unter einer religiösen Familie sein Dasein gefunden, doch vergessen, ihn zu taufen. Deswegen wendete er sich an den Doktor **Withe**, der ihm auch die Taufe nicht nur seiner Kenntnisse wegen gab, sondern auch aus dem Grund weil er ihn seines vortrefflichen Verhaltens wegen würdig dazu hielt.

Nun hören Sie das andere Beispiel, so wie es der berühmte Arzt und Schriftsteller Doktor **Rush** in Philadelphia erzählt hat, und wovon mir die Gemalin des unsterblichen **Washington**, in deren Nachbarschaft dieser Neger seit langer Zeit lebt, mehrere Nebenumstände bekräftigt hat.

Sein Name ist **Thomas Fuller**, sein Vaterland Afrika; er kann weder lesen noch schreiben, ist gegenwärtig 70 Jahr alt und hat sein ganzes Leben über auf der Plantage der Mad. **Cox**, 4 Meilen von Alexandrien gelebt. Zwei ehrwürdige Männer aus Pensylvanien, **Hartshom** und **Samuel Coates**, die in Virginien reisten, hörten von der ausserordentlichen Fertigkeit, mit welcher dieser Schwarze die verwikkeltsten Berechnungen auseinander sezte, schikten nach ihm und legten ihm verschiedene Fragen vor.

Die erste war: Wie viel Sekunden sind in anderthalb Jahren? Er antwortete nach zwei Minuten 47,304,000. das Jahr zu 365 Tagen gerechnet.

Die zweite: Wie viele Sekunden würde ein Mensch von 70 Jahren, 17 Tagen und 12 Stunden gelebt haben? Nach anderthalb Minuten sagte er: 2,210,500,800.

Der, welcher ihn gefragt hatte, berechnete es mit der Feder und sagte: er habe sich geirrt, die Summe sei nicht so groß, und hierin hatte er recht; aber er hatte nicht, wie der Neger, an die

Schaltjahre gedacht, und verbesserte daher seine Berechnung mit der größten Geschwindigkeit.

Die dritte Frage: Gesezt ein Akkersmann habe 6 Schweine, von denen jedes im ersten Jahr 6 Junge werfe, welche sich in derselben Anzahl bis nach Verlauf des achten Jahres vermehren, wie viel Schweine wird der Mann dann haben, wenn er eines davon verliert? Der Greiß antwortete in 10 Minuten: 34,588,806.

Es stand nur deswegen so lange an, weil der Neger die Frage nicht gleich verstand.

Nachdem er alles richtig beantwortet hatte so machte er sie mit dem Ursprung und den Fortschritten seines arithmetischen Talentes bekannt.

Anfänglich zählte er bis 10, darauf bis 100 und da sagte er, hielt er sich für einen geschikten Mann. In der Folge unterhielt er sich damit, daß er alle Getraidekörner eines Scheffels zählte und allmälich wußte er die Summe der zur Umzäunung eines Feldes von der und der Strekke nöthigen Pfähle, oder der Körner zu berechnen, die man zum Besäen derselben brauchte. Seine Gebieterinn hatte viel Vortheil aus seinem Talente gezogen; er sprach mit grosser Dankbarkeit von ihr, weil sie ihn nie hatte verkaufen wollen, ungeachtet man ihr nicht unbeträchtliche Anerbietungen deswegen gemacht hatte. — Sein Kopf begann übrigens schwach zu werden.

Einer der Amerikaner sagte ihm, es sei Schade, daß er keine Erziehung genossen habe. „Nein Herr! erwiederte er, es ist besser, daß ich nichts gelernt habe, denn gar manche Vielwisser sind alberne Menschen.“

Diese Beispiele werden ohne Zweifel den Beweiß abgeben, daß die Fähigkeiten der Negern alles umfassen können, und daß ihnen nur Unterricht und Freiheit fehle. Auch in ihren Arbeiten zeigt sich der Unterschied zwischen denen, welche frei und unterrichtet und jenen, welche es nicht sind. Die von Weissen und freien Schwarzen bewohnten Ländereien sind unendlich besser gebaut, geben viel reichlicher aus und zeigen überall das Bild des Wohlstands und des Glükes.“ —

Diese Beispiele beweisen gewiß schon viel. Wir finden ihrer noch eine grosse Zahl, wenn wir die Berichte aufmerksamer und unbefangener Reisebeschreiber durchblättern *); und wenn wir die Negern in ihrer Freiheit, in ihrem häußlichen Leben und in ihrem Umgang mit Europäern sorgfältig beobachten, so werden wir sehen, daß die Negern überhaupt in Rüksicht ihrer Geistesfähigkeiten nicht nur weit über die niedrigen Klasse roher, stumpfsinniger Barbaren erhaben, sondern auch einer feinern Ausbildung wirklich schon fähig sind.

*) Alles dieses soll jezt und in der Folge in diesem Werke gesammelt werden.

Wir haben bisher schon Gelegenheit gehabt, manche Bemerkung zur Bestätigung dieser Wahrheit zu machen; sie wird sich uns jezt noch öfter anbieten, und wir werden uns dann vollkommen überzeugen, daß die Negern von der Natur nicht weniger begünstigt sind, als wir.

Daß diese unsre schwarzen Brüder Alles leicht begreifen, leicht fassen, zu Allem abgerichtet werden können, und wirklich auch in den europäisch-amerikanischen Kolonien zu allen mechanischen Künsten mit dem beßten Erfolg gebraucht werden; dies ist bekannt, und auch durch obige Beispiele bewiesen; daß ferner der Neger auch in seiner Freiheit ohne Unterricht genossen zu haben, allerlei Künste übt, die von seinem Verstande zeugen, dies haben wir theils zu bemerken schon Gelegenheit gehabt *), theils werden wir es bald noch auffallender beßtätigt finden, und daß es den Negern an Schlauheit und Feinheit nicht fehlt, wenn sie zur List ihre Zuflucht nehmen müssen, davon finden sich Beispiele in allen Reiseberichten.

Ein hieher gehöriges Geschichtchen, will ich erzählen **), das zwar keinen gar grossen Aufwand von Nachdenken von Seiten des Handelnden beweist, aber meine Leser interessiren wird, weil der Held desselben eben der Joseph Rachel zu

*) Z. B. von der künstlichen Bauart der Negern, S. 95. u. ff. im IV. Bande dieses Werks.

**) Erzähl. v. d. Sitten d. Negerskl. S. 52.

Barbados war, den sie aus dem oben von ihm erzählten edeln Zug gewiß liebgewonnen haben.

„Ein gewisser Obrister, der ärgste Filz unter der Sonne, pflegte unter dem Vorwande, daß er Kakao kaufen wollte, häufig in Josephs Laden einzusprechen; er nahm sich immer so viel zur Probe mit, als seine Tasche nur fassen konnte, kaufte aber nie welchen. Joseph war Anfangs in Verlegenheit, was er thun sollte. Er wußte, daß da er ein Neger war, sein Zeugniß vor Gericht, beträfe es auch nur einen Pfenningswerth, gegen einen Weissen nicht angenommen werden würde *). Da aber der Obrist in seinen Mausereien immer fortfuhr, so verlor er endlich die Geduld, seinen Kakao ohne das Geringste dafür zu bekommen, täglich abnehmen zu sehen. Er miethete daher einen Weissen als Ladendiener, und befahl ihm, einen Sak voll Kakao abzuwägen, und ihn besonders zu verwahren, um daraus dem Obristen, so oft er kommen würde, zu kosten zu geben. Der Obrist leerte den Sak bald aus, und nun übergab ihm Joseph seine Rechnung. Der Obrist stürmte, fluchte und drohte, bis er sich ausser Athem geschrieen hatte; worauf Joseph ihm ganz gelassen erzählte, was für Maaßregeln er genommen hätte. Sein Geiz schrökte ihn izt mit den Kosten eines Prozesses, und stellte ihm vor, daß, da er sich so schön habe fangen lassen, ihm, wenn er klug han-

*) Welche Barbarei von Seiten der Weissen!

deln wollte, nichts anders zu thun übrig bleibe, als das Geld in Güte zu bezahlen. Durch diese unschuldige List wurde **Joseph** der Probiervisiten des Obristen los." —

Dies ist nur ein kleines Beispiel; es fehlt uns aber auch an auffallenderen Zügen von der Feinheit der Negern nicht; doch jezt ist hier nicht der Ort weiter davon zu sprechen.

Daß die Negern aber auch zu Wissenschaften Anlagen besizzen, davon gaben der oben erwähnte Negerarzt und der Rechner den sprechendsten Beweis. Ja man hat auch schriftstellerische Produkten von Negern, die sich sehr über das Mittelmässige erheben; z. B. die Briefe des zu London gestorbenen Negers **Ignazius Sancho**, die in englischer Sprache erschienen sind *). — In dem französischen Westindien soll gegenwärtig (wenigstens noch vor einigen Jahren) eine Negerinn leben, die sehr artige Gedichte macht **). — Warlich, man würde bald ein negerisches Schriftstel-

*) Betitelt: Letters of the late Ignatius Sancho, an African, to which are prefixed Memoirs of his Life. 8. London, 1784. — Von der Geschiklichkeit und den Kenntnissen des Job Ben Salomon ist im IV. B. dieses Werks gesprochen worden.

**) Ich kann den Gewährsmann hiezu nicht angeben, denn aller Mühe ungeachtet besinne ich mich nicht mehr, wo ich diese Nachricht gelesen habe; ich glaube aber im Esprit des Iournaux.

lerlexikon ediren können, wenn es dem Eigennuzze der Europäer beliebte, die schwarzen Genies zu diesem europäischen Industrie-Zweig abrichten zu lassen! — Bei ihrem guten musikalischen Ohr, bei ihren feingeschärften Sinnen, bei ihrer glühenden Fantasie und ihrem Hange zur Dichtkunst sollte es gewiß nicht schwer halten, Belletristen aus ihnen zu bilden.

Doch, der Himmel bewahre die guten Negern vor dieser Kultur, und schenke ihnen dagegen Gelegenheit ihre Geistesfähigkeiten zum Vortheil der Menschheit zwekmäßig auszubilden! —

§. 6.

Grad der Kultur der Negern. — Ihre Nahrung, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Künste, Wissenschaften, Sitten und Regierungsverfassung.

Wir können in der Völkerkunde sechs verschiedene Stufen der Kultur annehmen *).

*) Meiners (Gesch. der Menschh. S. 87.) nimmt nur vier Abtheilungen an, und hält die Eintheilung der Völker in wilde, barbarische, halbkultivirte und ganz gebildete überhaupt für sehr unrichtig und unbestimmt. Gut; alle solche Eintheilungen, wo es unmöglich ist, genaue Gränzen zu ziehen, sind es gewisser Massen; aber doch muß man Stufen, Abtheilungen

1) Auf der niedrigsten derselben stehen jene rohen **Barbaren** *), die keine Gesezze, keine Sittlichkeit, keine sanfte Gefühle des gesellschaftlichen Lebens kennen, die zu Halbthieren ausgeartet, und von dem eigentlichen Stand der Natur unter die Menschheit herabgesunken sind. Völker, die in Wildnissen meist nur von der Jagd leben, die eben so leicht Menschenblut als Thierblut vergiessen, die nur ihren wilden Trieben folgen, und jede Kultur verschmähen.

Die rohesten Völker dieser Klasse ziehen in Nord- und Süd-Amerika, und im Innern von Süd-Afrika umher. Sie sind grossen Theils auch **Menschenfresser**.

2) Die eigentlichen sogenannten **Wilden** stehen zwar in Rüksicht auf Sittenverfeinerung keine halbe Stufe höher, als jene Völker der ersten Klasse; denn sie sind auch verwildert, ausgeartet, sind oft, was Geistesausbildung betrift, noch stumpfsinniger, thierischer, als jene Barbaren; aber sie sind doch weniger unmenschlich, weniger barbarisch, was ihr Betragen gegen Andre betrifft,

---

annehmen, wenn man die Verschiedenheit der Völker in Rüksicht auf Kultur, klassifiziren will. (Iselin darf hierüber zum Nachlesen empfohlen werden.)

*) **Meiners** (Ebendaselbst S. 85.) nennt die Hirtenvölker Barbaren. Ich glaube aber unmaßgeblich, daß dieser Name eigentlich den rohsten Völkern gebühre, und diese sind Jägervölker.

und leben gesellschaftlicher mit ihren Brüdern; auch sind sie einer Verbesserung fähiger.

In diese Klasse gehören nur wenig Jäger-Völker, aber die meisten Fischer-Völker unsrer Erde. — Ein Theil der Südsee-Insulaner, auch die Grönländer, u. s. w.

Diese beiden Klassen stehen eigentlich **unter** aller Kultur; denn sie fassen die durch mancherlei Umstände **verwilderten** Völkerschaften in sich, die statt in der Vervollkommung vorwärts zu schreiten, zurükgegangen sind.

3) **Halbwilde** können wir dann solche Völker nennen, die weder grosse Rükschritte noch einige Vorschritte in der Kultur gethan haben, und ohne einige Verfeinerung zu kennen, bei ihrer ersten, ganz einfachen Beschäftigung stehen geblieben sind *).

Hieher gehören vorzüglich die Nomaden oder Hirtenvölker.

4) **Halbkultivirte Völker**, oder solche, die auf der ersten Sprosse der Stufenleiter der

*) Hiebei ist aber anzumerken, daß dies bloß von der Kultur überhaupt zu verstehen sei; denn in Rüksicht auf die Moralität gibt es kein Volk, das bei der ursprünglichen Reinheit der ersten Menschen stehen geblieben ist. Auch spreche ich hier nur von dem rohen Naturstande, in welchem ganze Völker hinter den übrigen zurükgeblieben sind.

Verfeinerung stehen, sind diejenigen, welche den Akkerbau kennen, und wenigstens einigen rohen Anfang von allerlei Künsten haben.

In dieser Klasse fangen die Sitten an weit milder zu werden; hier zeigt sich der Ursprung der Staaten; man kennt das Eigenthumsrecht und die Bande des gesellschaftlichen Lebens sind enger geknüpft.

Die Völker dieser Klasse — Süd-Indianer, Amerikaner, Afrikaner, Asiater grossen Theils und auch einige Europäer gehören dahin — nähern sich wol am meisten dem ursprünglichen **Stande der Natur** *).

*) Man hat schon oft und viel über den Stand der Natur gestritten. Ich glaube, der Streit läßt sich leicht beilegen. Versteht man unter Stand der Natur, denjenigen Zustand, in welchem die ersten Menschenfamilien lebten, so ist es nicht schwer zu beweisen, daß dieser in einer ganz einfachen Lebensart bestand, ohne daß man deßwegen mit Rousseau glauben darf, die ersten Menschen seien auf Händen und Füssen gelaufen, und hätten sich nur nach und nach durch die Kultur von Thieren unterschieden. — Versteht man aber diejenige Lebensart darunter welche die natürlichste ist, so muß man bedenken, daß der zu einem höhern Zwek geschaffene Mensch eben darum von dem weisen Schöpfer mit dem rastlosen Streben nach Vervollkommnung beschenkt worden ist, damit er sich über das Pflanzenleben emporschwänge, und seinen Geist zum Himmel aufsteigen liesse. (Ich werde an einem

5) **Halbaufgeklärte Völker** wollen wir die nennen, welche schon weiter in Künsten, Gewerben und überhaupt in der Sittenverfeinerung vorwärts geschritten sind, und wirklich auch schon einen Anfang von eigentlichen Wissenschaften, einige Gelehrsamkeit besizzen.

Hieher gehören die Hindus, die Sinesen, mehrere muhammedanische Nazionen, und auch.... einige europäische Völkerschaften.

6) **Aufgeklärte** — (so weit dies Beiwort dem gegenwärtigen höchsten Grade von Verfeinerung angepaßt ist) — dürfen wir endlich diejenigen Völker nennen, die es in jeder menschlichen Kunst und Fertigkeit und besonders in den höheren Wissenschaften zu derjenigen Vollkommenheit gebracht haben, die bisher noch unerreicht war.

Hieher dann der bessre Theil der Europäer.

Nach dieser vorangeschikten Bestimmung der Rangordnung der Völker ist es nicht schwer den Grad der Kultur zu bestimmen, welchen die **Negern** — überhaupt genommen — erreicht haben.

andern Orte weitläufiger über diesen Gegenstand sprechen. Zum Nachlesen hierüber empfehle ich unterdessen ein kleines Büchelchen betitelt: Der Stand der Natur. — Ferner, Iselin I. B. Ferguson, u. s. w.

Die **Negern** leben größtentheils vom Akkerbau, doch haben sie auch Viehzucht, und geben sich mit der Fischerei ab, nicht so sehr mit der Jagd. Sie kennen einige Handwerker und Künste. Sie leben in Staaten verbunden und besizzen Grundeigenthum. Ueberhaupt — sie sind weder Barbaren, noch Wilde, noch Halbwilde; dies erhellt aus dem Gesagten; aber auch unter die Halbaufgeklärten Völker gehören sie nicht, denn sie stehen noch auf der ersten Sprosse zum Emporsteigen; sie sind **halbkultivirte Völker.**

Dies kann zwar von den Negern überhaupt gesagt werden; aber auf alle Negervölkerschaften paßt es nicht; denn es gibt auch rohe Barbaren und Wilde unter ihnen, besonders im Innern von Südafrika; doch diese machen nur den kleinern Theil aus. —

In Rükſicht auf ihre **Lebensart** sind die Negern größtentheils Feldbauer. Sie pflanzen Getreide, Hülsenfrüchte, Gartengewächse u. s. w. alles auf die einfachste Art; denn bei ihnen, wie bei allen Völkern ihrer Klasse, ist der Akkerbau noch in seiner Kindheit. Neben diesem haben sie auch eine nicht unbedeutende Viehzucht; sie haben grosses und kleines Vieh und zahmes Geflügel. Mit der Jagd geben sie sich im Ganzen nicht viel ab, sie treiben sie mehr zum Vergnügen oder auch um ihre Felder vor ungebetenen Gästen zu bewahren; dagegen beschäftigen sie sich stark mit der Fischerei, und

es gibt ganze Dörfer an der Küste, die größtentheils davon leben.

Ihre **Nahrung** besteht daher aus Speisen aller Arten, doch ungleich mehr aus Pflanzenspeisen, wie es ihr Klima fordert *). In der Kochkunst haben sie es aber noch nicht weit gebracht, wenn sie schon minder ekkelhafte und geschiktere Köche sind, als Wilde, Halbwilde und Barbaren. — Ihr Getränke ist Wasser; doch haben sie auch Palmwein, und wissen, besonders aus Honig, Gaumenkizzelnde und berauschende Getränke zu bereiten; auch trinken sie Milch, und vorzüglich gern den schädlichen Branntwein, welchen die Europäer ihnen zuführen.

Ihre **Kleidung** ist ganz einfach. Der gemeine Neger begnügt sich mit einem Tuche, das er um die Lenden wikkelt, um die Schamtheile zu bedekken; die Negerinnen geben diesem Tuch allerlei Gestalten, tragen auch ein anderes über die Schultern, u. s. w. Dieses Tuch wird überhaupt mit dem portugiesischen Namen **Pagne** benannt. Vornehmere bedekken ihren Körper mit noch mehreren Tüchern, oder kleiden sich soviel sie können in europäische Kleider, die sie vorzüglich lieben. Das heisse Klima erspart ihnen allen Kleideraufwand; dennoch hat man noch keine Negervölkerschaft gefunden, die ganz nakt gienge. Im Gegentheil scheinen die Negern, besonders die Negerinnen den

---

*) Wilson, in der angeführten Schrift.

Puz gar sehr zu lieben. Zu diesem gehört auch die Verunstaltung des Körpers durch eingeschnittene Figuren, Striche und Punkten *), welche aber nur bei einigen Völkerschaften der inneren Länder von Guinea, in Senegambien gar nicht, üblich ist.

Die **Wohnungen** der Negern sind durchgehends leichte Hütten von Holz und Sträuchern, die von einigen Völkerschaften künstlicher und bequemer gebaut werden, als von andern **). Eben so einfach ist ihr Haus- und Küchengeräthe, das aus wenigen Matten, Pagnen, Kalebassen und dergleichen besteht.

Von **Handwerken** und **Künsten** kennen sie nur sehr wenig; ihre Fabrikate und Kunstarbeiten sind so einfach als ihre Werkzeuge. Sie wissen das Leder, das Eisen, das Holz ziemlich roh zu bear-

*) Diese Verzierung des Körpers durch Einschnitte in die Haut — die Südsee-Insulaner nennen es: Tâttauiren — ist eine unter vielen alten und neuen, sehr von einander verschiedenen Völkern übliche Sitte. Noch jezt punktiren sich Egypter, Negern, Bomaner, Tunguſen, Ostiaken, Grönländer, Nordamerikaner, Südamerikaner, Neuseeländer u. s. w. Der Gebrauch dieser Verunstaltung ist also über alle Erdtheile verbreitet; denn die alten Kelten in Europa übten sie auch. (Meiners, Gesch. d. M. S. 120. u. 121. — Auch die Anmerkung des Uebersezzers zu Matthews Reise nach Sierra Leone, S. 114. u. A.)

**) M. s. Adanson, im IV. B. d. W. S. 226.

beiten; sie können spinnen, nähen und weben, und verstehen noch einige andre unbedeutende Künsteleien. Sie graben nach Mineralien, ohne von dem Bergbau etwas zu wissen.

Ihre **Wissenschaften** — wenn man einzelne zerstreute, unwichtige Kenntnisse so nennen will — sind so beschränkt, als ihre Bedürfnisse und ihr Streben nach Vervollkommnung. Ihre Theologie begreift die Lehre von ihrem Aberglauben, die noch kein litterarischer Leistschneider in ein System gebracht hat. Ihre Priester, wenn sie Muhammedaner sind, begnügen sich mit der Geschiklichkeit den Koran lesen und Grisgris krizzeln zu können. Ausser ihnen können höchstwenige lesen und schreiben. Ihre Gelehrtensprache ist die arabische *). Die nicht-muhammedanischen Negerpriester sind Gaukler, Hexenmeister und Teufelsbanner. Die Arzneikunst ist in den Händen dieser lezteren, und besonders auch der alten Weiber. — Da sie keine andre Gesezze haben, als ihre hergebrachten Gewohnheiten, und den Willen ihrer Fürsten, so wissen sie auch nichts von Rechtsgelehrsamkeit. — Geschichte und Erdkunde sind ihnen ganz unbekannt; sie bekümmern sich zu wenig um die Vergangenheit, um das Andenken der Begebenheiten verflossener Zeiten aufzubewahren **), und da sie wenig rei-

*) Dies versteht sich aber nur von den arabischen Priestern unter den muhammedanischen Negern.

**) Von den Tradizionen der Negern wird im §. 8. gesprochen.

sen, so ist ihnen auch die Kenntniß fremder Länder gleichgültig. — Von der Astronomie wissen sie nichts, als die Namen einiger Sterne, die so schön über ihren Häuptern flimmern *) — und damit begnügen sie sich. Es ist ihnen gleichviel ob diese Himmelslampen Welten oder goldne Kugeln sind; sie haben nähere Gegenstände, die das Bischen Aufmerksamkeit heischen, welches ihre Sinnlichkeit ihnen übrig läßt. — Unter allen Wissenschaften und Künsten sind ihnen die Poesie, Musik und Tonkunst die angenehmsten; doch sind sie in allen dreien Stümper. Ihre Dichter die meist auch zugleich Tonkünstler sind, gleichen unsern ehmaligen Meistersängern **) und sind dabei Improvisadori — Stegreifpoeten, die ihre Lob- und Schimpflieder nach Bänkelsängerweise Jedem, der ihre Schmeicheleien zu belohnen im Stande ist, oder dem, der ihre habsüchtige Erwartung getäuscht hat, dreist in die Ohren heulen. — Die Musik der Negern ist noch wahres Kindergeklapper, ohne Abwechslung und Regelmäßigkeit, und doch lieben sie die Musik so sehr als ihre Schwester die Tanzkunst,

*) M. s. IV. B. d. W. S. 262.

**) Deren Nachkömmlinge (meines Wissens) nur noch in Nürnberg leben. Auch zu Straßburg war eine solche Poetaster-Zunft, die aber so klug war, im Sept. 1780. sich zu trennen, und ihre Stiftungskapitalien dem Waisenhaus, ihre Bibliothek und Archiv aber der Universitäts-Bibliothek daselbst zu schenken.

in welcher sie aber auch nicht viel erfahrener sind *).

Die Sitten und Gebräuche der Negern sind überhaupt sehr einfach, doch nicht so roh, als die der eigentlichen Wilden. Lustbarkeiten, Tanz, Musik, Saufgelage, Tabaks- und Schwazgesellschaften lieben sie über Alles, und diese Ergözlichkeiten begleiten gewöhnlich ihre Feste.

In Rüksicht der Regierungsverfassung leben die Negern meist in kleinen einigermassen schon ziemlich geordneten Staaten, deren Beherrscher Despoten sind, die ihren ordentlichen Hofstaat, Leibwachen u. s. w. haben, und ihre Unterthanen zwar nach ihrer Willkühr, ohne bestimmte Gesezze regieren, aber dennoch nicht immer von der Billigkeit abweichen dürfen, wenn sie nicht entthront oder ermordet seyn wollen; denn nicht alle Negern sind so sklavische Verehrer ihrer Monarchen, wie die Unterthanen einiger schwarzen Wütriche. Auch gibt es Negerstaaten, wo die monarchische Gewalt noch mehr beschränkt ist, und andre, die wirkliche Freistaaten sind.

Alles trägt bei den Negern das Gepräge der größten Einfalt; sie leben einfach, sind mit Wenigem zufrieden, und bei ihrem eingeschränkten Stre-

*) Ueber alles dies wird bei der Schilderung der Sitten der senegambischen Negern noch weitläufiger gesprochen.

ben nach Vollkommenheit können sie nicht begreifen, warum die Europäer sich um fremde Produkte so viele Mühe geben. — „Wir nehmen ja nichts mit uns aus der Welt; warum soll man sich so vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren aussezzen, um ein Klümpchen Gold zu erhaschen, das man ja nicht essen kann? Die Europäer müssen deßwegen Thoren oder ihr Land sehr arm seyn. In beiden Fällen sind wir glüklicher!" — So räsonniren die Negern *). — Haben sie Unrecht? —

Ueberhaupt erhellet aus all diesem, daß die Negern sich von dem wahren Stande der Natur noch nicht gar weit entfernt haben; doch haben sie den ersten, aber ganz kleinen Schritt zur höhern Kultur schon gethan. Sie sind ihrer fähig. Ob sie sie aber noch erreichen werden? — Dies ist zweifelhaft.

§. 7.

Von der Religion und dem Aberglauben der Negern.

Die Religion ist die älteste Tradizion des Menschengeschlechts; ihre Spur ist bei keinem der ausgeartetsten Völker ganz erloschen **); überall

*) Demanet, II. B. S. 9.

**) Herder (Ideen, II. S. 320, u. ff.) hat diesen Gedanken weiter ausgeführt.

finden wir den Glauben an eine Unsterblichkeit der Seele, selbst auf Nazionen fortgepflanzt, deren Geist für den Begriff von einer Gottheit stumpf geworden ist *).

Aber die reine, ehrwürdige Gottesverehrung der ersten Menschenfamilien **) ist schon in den frühesten Zeitaltern durch Aberglauben entstellt worden, und wurde es allmälich noch mehr, als die zu Völkern angewachsenen Familien sich über die Erde zerstreuten, und die reineren Begriffe von der Gottheit entweder in der Verwilderung verlo=

*) Vierthalers philosoph. Gesch. I. B. S. 292. u. ff. kann hierüber nachgelesen werden.

**) Da ich schon erklärt habe, daß ich an die Wahrheit der mosaischen Urgeschichte glaube, so wird man mir es nicht übel nehmen, wenn ich nicht der Meinung des Philosophen Rousseau bin, welcher wähnte, die ersten Menschen wären rohe Halbthiere gewesen, deren Nachkommen nach und nach sich erst zu wirklichen Menschen bildeten; sondern mich überzeugt fühle, daß unsre Stammältern zwar unerfahren und unausgebildet, aber unschuldig, unverdorben, als Menschen aus den Händen des Schöpfers kamen, und als solche Einen Gott kannten und kindlich liebten und verehrten; ja ich halte dafür, daß wenn wir hier auch kein historisches Zeugniß vor uns hätten, doch dieses vorausgesezt werden müßte, da es völlig mit dem Glauben an Gott und Vorsehung und mit dem Ganzen der Geschichte der Menschheit übereinstimmt.

ren, oder durch eigene Erfindungen, die der Aberglaube ihnen an die Hand gab, verunstalteten.

Der Unwissende ist abergläubisch; er weiß daß es ein höheres, mächtigeres Wesen gibt, als er; denn diesen Begriff von einer Gottheit hat er durch Ueberlieferung erhalten *); aber entweder hat diese als Sage schon in dem Munde seiner Ueberlieferer Zusäzze erhalten, oder sein Aberglaube thut sie hinzu. Er sieht Naturwunder und fühlt Einwirkungen fremder Wesen auf seinen Geist und Körper; sein kindischer Verstand kann sie nicht begreifen; er erinnert sich dabei an jene Ueberlieferung, und ohne weitere Untersuchung ist sein Glaube fertig. „Dies muß der Gott seyn!“ ruft er, und sogleich ist er auch ganz davon überzeugt. Seine Fantasie schafft sich nun eine Menge Götter, und seine Leichtglaubigkeit sieht überall unmittelbare Wirkungen derselben. So entsteht dann Abgötterei, Wunderglaube und Zauberglaube.

Lebt der Mensch in einem rohern, wildern Zustande, so ist seine Religion auch roher, kindischer, alberner, und wenn er auch durch Erfahrung klüger wird, so schlägt das Vorurtheil seine Vernunft in Fesseln. Sein Glaube hat nun schon durch das Alterthum das Gepräge der Wahrheit für ihn erhalten, und er wagt keinen Zweifel mehr.

---

*) Die παλαιοι λογοι (alten Sagen) deren Plato an verschiedenen Orten erwähnt, sind nichts anders, als diese uralte Tradizion von der Gotteslehre.

Verfeinert aber die Kultur den Menschen, so verfeinert er auch seine Religion; der reine, ächte Begriff von der Gottheit ist schon verloren; seine Sinnlichkeit verlangt sinnliche Bilder des höchsten Wesens und prunkvolle Verehrung desselben; er modelt die Ueberlieferung nach seinem Geschmakke; er verdreht sie durch Mißdeutungen; er hüllt die Geheimnisse seines Glaubens in Symbole, die sein Nachkömmling nicht mehr zu entziffern weiß und so entsteht dann ein verfeinerter Gözzendienst *).

Oder er weiß daß seine Voraltern irgend einen Wohlthäter der Menschheit hochgeehrt haben, und er macht sich einen Gott daraus. Seine Fantasie ist durch Sagen und Mythen schon ganz zum Wunderglauben gestimmt, und es wird dem feinen Betrüger leicht, diese Anlage noch weiter zu benuzzen.

So entstanden ungefähr alle Religionen der Welt, die, so verschieden sie auch scheinen, im Grunde auf einer und derselben Basis beruhen, auf dem Glauben an Unsterblichkeit und auf dem Begriff von einem höhern, mächtigern Wesen. Die

*) So entstand die Vergötterung der Thiere bei den alten Egyptern. Schumacher, de Cultu animalium etc. Sect. III. — Womit zu vergleichen: De Pauw Recherches sur les Egypt. T. II. p. . . und Meiners Religionsgeschichte der ältesten Völker. — Gewiß hat aber die Vergötterung der Thiere bei andern Völkern, z. B. bei den Negern nicht denselben Ursprung.

Zeit, die Unwissenheit, der Aberglaube und dann auch der Eigennuz und Stolz der Priester haben allmälich jene reinen Begriffe verunstaltet *).

Dies alles wird durch die Geschichte, wird durch die Erfahrung bestätigt.

Wir sehen noch jezt, daß die Religion jedes Volks, das nicht durch das Kristenthum erleuchtet ist, mit der Kultur desselben im genauesten Verhältniß steht. Selbst die Kristusreligion ist nicht davon ausgenommen; denn auch diese mußte sich nach dem Geschmakke der Menschen modeln lassen **). —

Völker auf der niedersten Stufe der Rohheit, aus deren Gedächtniß die Verwilderung den Begriff von Gott und Unsterblichkeit beinahe ganz verwischt hat — haben keine Religion ***).

*) Ich behalte mir vor, diese hingeworfenen Gedanken in meinem Archiv für die Geschichte der Menschheit weiter auszuführen. Eine philosophische Geschichte der Religionen und Priester dürfte wol ein interessantes Werk werden. Einen ersten Grundriß dazu haben schon Meiners in einem besondern Werkchen, und Vierthaler in dem I. B. seiner oben angeführten Geschichte — geliefert.

**) Z. B. Die Spanier verlangen, daß ein orthodoxes Marienbild von brauner Farbe sei, u. s. w.

***) Das heißt keine bestimmte Gottesverehrung. M. s. Vierthaler am angef. Orte.

Andre wilde Völker haben sich Götter nach ihrer Fantasie gebildet *). Je unwissender und kindischer sie sind, desto mehr Götter haben sie; Alles ist für ihre enge Fassungskraft wunderbar; sie sehen überall gute und böse Götter, Geister, Wunder und Heiligthümer, und da sie keiner erhabenen Begriffe von der Gottheit fähig sind, so glauben sie jede Art von Geschöpfen, Wesen und Naturerscheinungen müsse ihren eigenen Gott zum Aufseher haben.

Je mehr ein Volk von dieser Rohheit entfernt ist, desto mächtiger sind (nach seinen Begriffen) seine Götter, desto ausgedehnter ist ihre Gewalt.

Es gehört schon ein höherer Grad von Verfeinerung dazu, daß ein Volk an einen obersten Gott glaubt, welcher der Schöpfer und Erhalter des Weltalls ist; aber der Glaube an einen einzigen, höchsten, allmächtigen Gott, der weder Minister und Räthe, noch Statthalter und Unterbeamte hat, ist so erhaben, und die Menschen sind überhaupt so ausgeartet, daß derselbe nur durch unmittelbare, ununterbrochene Ueberlieferungen, nur bei Einem Volke erhalten werden konnte, und allen andern, selbst den aufgeklärtesten Völkern fremd war, und noch fremd ist, wenn nicht Juden, Muhammedaner oder Kristen diese erhabene

*) So wie die Grönländer, Kamtschadalen u. s. w. Die Götter aller dieser roheren Völker haben menschliche Sitten und menschliche Fehler.

Lehre ihnen mitgetheilt haben, und selbst bei diesen ist er nicht überall rein geblieben; so sehr neigt sich der Geist des Unausgebildeten zur versinnlichten Religion! — —

Die allen wilden, halbwilden, halbkultivirten, unaufgeklärten Völkern gemeine Religion wird mit dem nun angenommenen allgemeinen Namen **Fetischism** oder **Fetischendienst** *) genannt.

Es ist die Religion des Menschengeschlechts in seiner Kindheit — die erste, älteste, gemeinste Ausartung der reinen, kindlichen Religion der ersten Menschen **) — die Stammmutter aller möglichen Arten von Abgötterei.

Dieser **Fetischendienst** ist den kindischen Begriffen der unaufgeklärten Völker so sehr angepaßt, daß wir ihn überall finden, wo entweder die Kul-

*) Der Name Fetis, Fetisch, (Fétiche,) Fetisso ist portugiesisch, und bedeutet etwas Heiliges, Wunderbares, Bezaubertes. Dies Wort ist nun zur allgemeinen Bezeichnung der negerischen Talismane und Gottheiten angenommen. Die Negern selbst haben verschiedene Namen dafür; Einige nennen die Fetische Schambu, Andre Mokissos u. s. w. Es scheint aber die guineischen Negern haben den Namen Fetis oder Fetisch selbst angenommen.

**) Dies ist ganz der Analogie gemäß. Schon Laban hatte kleine Hausgözzen, welche seine Tochter Rahel ihm stahl (I. Mosis, XXXI. 19. ff.) und diese waren sicher nichts anders als Fetische.

tur diese rohere Religion noch nicht verfeinert hat, oder wohin eine andre ausgebildete Religion noch nicht verpflanzt worden ist; ja in allen ausgebildeten Religionen, selbst in der kristlichen (nach dem Volksglauben) zeigen sich deutliche Spuren davon *). Sie ist aber weder in ein System gebracht, noch in gewisse Gränzen beschränkt, so wenig als der Alteweiberglaube, der in jeder Naturerscheinung ein Wunder sieht.

Denn dieser Fetischendienst besteht in der Verehrung alles dessen, was irgend Einem heilig, göttlich oder wunderbar scheint, oder was nach dem Ausspruche eines Priesters so ist, und dem Glauben an Zauberkünste und an Wunderkräfte, die einem Geschöpf, sei es Thier, oder Pflanze, oder Holz, oder Stein, oder Wasser, oder Erde, oder menschliches Fabrikat eigen seyn sollen. Es ist der roheste Gözzendienst und kindischste Aberglaube. Die Abwechslungen desselben sind unzählig; sie richten sich nach dem Geschmakke oder der Lebens- und Denkungsart eines Volks.

Zwar kann man nicht behaupten, daß alle Völker dieses Glaubens die Dinge, die sie als Fetische ansehen, geradezu für Götter halten; denn bei den meisten sind es doch bloß Heiligthümer,

*) Ja es gibt selbst Europäer, die in Afrika, die Fetische der Negern um Rath fragen, und ihnen opfern, worüber sich die Negern selbst ärgern. (Römer am angef. Orte.)

die eine besondere göttliche Kraft haben; aber die Unwissendsten beten wirklich ihre Fetische als Götter an. Andre glauben dabei an unsichtbare Geister, an vergötterte Thiere u. s. w. Alle aber sezzen ein grosses Zutrauen in ihre Fetische, als in treffliche Hülfs- und Verwahrungsmittel vor grossen Unglüksfällen; alle glauben an Zauberkünste, Wahrsagereien und dergleichen. Ihre Priester sind nicht Lehrer, sondern Gaukler, Tausendkünstler, Zauberer und Geisterbanner, die den Aberglauben des Volks trefflich zu benuzzen wissen *).

Auch die Negern sind Fetischen-Verehrer. Ihre Fetischen sind bald Bäume, bald Berge, bald Stükke Holz, bald Früchte, bald Thiere, besonders Schlangen, u. s. w. Jeder macht sich selbst einen Fetisch, wie's ihm beifällt, oder läßt sich von einem Priester einen fabriziren, oder läßt den selbst gemachten von dem Priester weihen, und dieser Fetisch thut dann Wunder. Es gibt auch eigene Fetische ganzer Familien und Nationalfetische ganzer Völkerschaften; diese haben dann ihre Priester, ihre Opfer, ihre Tempel und ihre Heilig-

*) Nachzulesen: De Brosse Ueber den Dienst der Fetischengötter. — Meiners, Grundriß der Gesch. aller Relig. S. 19. — Vierthaler am angeführten Orte. — Ueber den Ursprung und die Geschichte der Zauberei verdient Prof. Tiedemanns Preißschrift: Disput. de Quaestione, quae fuerit artium magicarum origo &c. gelesen zu werden.

thümer, und diese Priester — auch Priesterinnen — machen Fetische, hexen, zaubern, wahrsagen, spielen die Begeisterten, geben Orakelsprüche und bannen den Teufel. Alles zum größten Vergnügen der Zuschauer.

Zwar haben die Araber, besonders die Marbuten, einen Theil der Negern zur Lehre Muhammeds gebracht; aber den Fetischendienst konnten sie doch nicht ganz ausrotten; so wenig als dies den kristlichen Missionaren gelang, die in Afrika Negern getauft haben.

Der Fetischendienst paßt zu sehr zum Aberglauben, als daß er ohne diesen unterdrükt werden könnte.

Dennoch glauben alle Negern — nach den Berichten bewährter Zeugen *) — an einen höchsten Gott, welcher die Welt erschaffen hat und von welchem alles Gute herkommt **); daneben verehren sie aber eine Menge Untergötter und heiliger mit göttlicher Kraft begabter Wesen, oder Fetische, welchen sie Opfer bringen, und welche sie in jedem Fall um Rath fragen, oder welche sie auch bloß als Verwahrungsmittel gegen Unglüksfälle, gegen

*) Oldendorp, S. 318. u. 319. — Römer's Nachrichten von Guinea, S. 42. 47. u. s. w.

**) Sollte nicht der Glaube der Negern an Einen allerhöchsten Gott von den Arabern herkommen, die doch sonst einen so grossen Einfluß auf Afrika hatten? —

die Verfolgungen ihrer Feinde, gegen Verwundungen, u. s. w. am Leibe tragen. Solcher Fetische gibt es unter ihnen von unzähligen Arten und Gestalten *).

Mehrere Negervölkerschaften glauben auch an die Seelenwanderung **).

Doch, wir wollen die nähere Beschreibung des Aberglaubens und der religiösen Meinungen der Negern für die Schilderung der Sitten der einzelnen Völkerschaften versparen, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden.

§. 8.

Tradizionen und Fabeln der Negern.

Mündliche Ueberlieferungen, Sagen der Vorzeit, Erzählungen von den Großthaten der Vorwelt, religiöse Mährchen und Mythen werden wol bei keinem Volke der Erde so selten seyn, wie bei den Negern; und doch sind sie Liebhaber von Liedern; aber ihre Lieder beziehen sich nicht auf die Geschich-

te

*) De Brosse (am angef. Orte) glaubt, die Negern hätten ihren Fetischendienst von den Egyptern erhalten. Dies ist unglaublich. Ueberdies bedarf diese Abgötterei keiner Fortpflanzung; denn sie entsteht von selbst bei allen rohen, ununterrichteten, wilden Völkern.

**) Oldendorp, am angef. Orte. — Römer, S. 85.

te der Vorwelt, denn um diese bekümmern sie sich nicht.

Oldendorp *) berichtet:

„Von der Geschichte der Schöpfung habe ich keine Spur unter ihnen gefunden, hie und da aber eine dunkle und entstellte Kenntniß von dem Untergang des menschlichen Geschlechts durch die Sündflut wahrgenommen **). Einige Watje=Negern erzählten mir, sie hätten zu Hause von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Erdbodens gehört, darin alle Menschen umgekommen wären, ob sie sich gleich auf den höchsten Bergen zu retten gesucht hätten. Unter den Kassenti=Negern ist eine Tradizion, daß Gott noch einmal eine solche Flut zur Strafe über die Menschen werde kommen las=

*) Missionsgeschichte, Seite 309. u. ff.

**) Römer (Seite 17.) sagt: „Die Negern auf der Küste von Guinea wissen durch Tradizion von der allgemeinen Sündflut zu sprechen; sie glauben, das Meer sei ehmals Land gewesen, und erst durch die allgemeine Ueberschwemmung zu Wasser geworden, dabei meinen sie, wären die Bewohner jenes untergegangenen Landes in Fische verwandelt worden; deßwegen sie nun alle grosse Fische für ihre Anverwandte halten.“ — Es ist wirklich auffallend, daß beinahe alle Völker von einer solchen Ueberschwemmung wissen! Wahrscheinlich hat die Furcht das Andenken an jene Schrekkensszene bei den Abkömmlingen der Geretteten erhalten.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sen. Denjenigen Neger, der mir dieses erzählte, suchte seine Mutter in seiner Jugend oft durch diese Vorstellung der fürchterlichen Wasserflut vom Bösen abzuhalten, und als er ihr muthwillig antwortete, er würde sich allenfalls auf einem Baume zu retten suchen; so erwiederte die Mutter, daß es ihm nichts helfen würde, so wie es die Menschen der ersten Ueberschwemmung nichts geholfen habe. Die Kanga- und die Loango-Negern haben auch eine Tradizion von einer allgemeinen Vertilgung des menschlichen Geschlechts, die aber nicht durch Wasser, sondern durch den Einsturz des Himmels soll bewirkt worden seyn *), und nachdem alle Menschen unter den Trümmern desselben erschlagen worden, habe Gott ein neues Geschlecht von Menschen hervor gebracht."

„Daß die Negern von ihrem Stammvater, und überhaupt von ihrer alten Geschichte etwas Zuverläßiges wissen sollten, ist wol nicht zu erwarten. Einige Negersklaven geben zwar ihren drükkenden Zustand der Sünde ihres Vaters Damm, wie sie den Namen **Cham** aussprechen, Schuld; sie haben aber dieses zuverläßig von den Europäern gelernt. Einige Kassenti-Negern sagten, daß ihr Stammvater dem sie keinen Namen geben, ein Jäger gewesen, der sich in vielen Ländern aufgehal-

*) Dies ist wahrscheinlich nur eine Metapher — eine Allegorie der Sündflut, die durch Wolkenbrüche entstanden sei.

ten, und nachdem er dieselben mit Einwohnern besezt habe, zulezt in ihr Land gekommen und da gestorben sei. Sogar wollten sie dafür angesehen seyn, daß sie den Plaz wüßten, wo er begraben läge."

„Einige Watjenegern unterhielten mich mit einem Geschichtchen, das ihnen sehr wichtig zu seyn schien. Als ihre Voraltern einmal auf einem hohen Berge gewesen, so hätten sie hoch im Himmel sehr liebliche Klänge gehört. Eine Kette wäre darauf aus dem Himmel, bis auf die Spizze des Bergs herunter gelassen worden, an welcher einige himmlische Menschen zu ihnen herab gestiegen, die ihnen viel Schönes von dem angenehmen Orte ihres bisherigen Aufenthalts erzählt, und zugleich die Absicht geäussert hätten, bei ihnen zu bleiben wenn Friede und Einigkeit unter ihnen wäre, aber das Gegentheil davon sei ihnen unausstehlich; denn sie wären Kinder des Friedens. Darauf hätten ihre Voraltern ihnen zu verstehen gegeben, daß sie es bei ihnen nach ihrem Wunsche nicht finden würden, denn da sei der Friede etwas seltenes. Auf diese Nachricht hätten jene wieder ihren Abschied genommen, und wären an der Kette in den Himmel zurük gekehrt; ihre Vorfahren aber hätten ihnen mit Betrübniß nachgesehen, und bis jezt habe man auf ihre Wiederkunft vergeblich gewartet. Diese Erzählung sieht einer Fabel gleich, welche in der Absicht erfunden worden, die Menschen zum

Frieden und zur Eintracht zu ermahnen. Von wem sie aber herrühre, oder wie sie zu den Negern gekommen sei, läßt sich eben so wenig angeben, als die Negern sich die Lehre derselben zu Nuz gemacht haben."

„Das ist alles, was ich von Tradizionen unter den Negern angetroffen habe. Sonst unterhalten sie einen gern mit Erzählungen von ihrem Lande, wobei sie das Wunderbare lieben, und alles erstaunlich vorstellen. Da gibt es in ihrem Lande Elephanten die ihre Ohren so heftig gegen den Kopf schlagen, daß man es auf eine halbe Meile weit hören kann, und ihre Hauzähne sind so groß und so schwer, daß zwei starke Negern nicht im Stande sind, einen davon zu heben. Da haben sie von Schlangen in Guinea reden gehört, die zwei Ellen im Durchschnitte dik, und wol zwei hundert Ellen lang sind. Eine solche Schlange soll sich ohne Bedenken über ein Stük Rindvieh hermachen, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf dasselbe fallen, und ihm, indem sie dasselbe umschlingt, die Ribben entzwei drükken. Ehe sie aber anfängt es zu verschlingen, braucht sie die Vorsicht, sich weit und breit nach ihrem Feinde umzusehen, nämlich einer Art grosser Ameisen, die im Stande sind, die größte Schlange zu tödten. Trift sie dergleichen an, so läßt sie ihren Raub liegen, und rettet sich anderswo hin. Hat sie aber von diesem Feinde nichts zu befürchten, so fangt sie an, das getödtete Stük Vieh in

die Länge zu dehnen, zu bedekken, und mit ihrem Speichel zu überziehen; dadurch erleichtert sie sich das Verschlukken, womit sie oft einige Tage zubringt. Wenn nun der Ochse oder die Kuh ganz verschlungen ist; so bleibt sie von dieser Last beschwert, auf der Stelle so lange liegen, bis die völlige Verdauung erfolgt ist. Darüber soll eine so lange Zeit vergehen, daß das Gras über sie wegwachst, und sie kaum gesehen werden kann. — Wenn man in dieser Beschreibung von den angegebenen Maassen etwa die Hälfte und drüber abdingt (denn die Negern sind mit Ellen und andern Maassen nicht recht bekannt, und ihr Augenmaaß ist unzuverläßig) vielleicht auch die Vorsicht wegen der feindlichen Ameisen, die man zwar auch in Dappers Beschreibung von Afrika antrift; so mag das übrige seine Richtigkeit haben. — Das einzige sichere Mittel, sich vom Tode zu retten, wenn Jemand einer solchen ungeheuren Schlange unversehens nahe kommt, welches den Jägern widerfahren kann, ist, wie die Negern sagen, dieses, daß man sich vor den Rachen derselben gutwillig hinlegt, so daß die Beine so weit als möglich auseinander gesperrt sind. Wenn das eine Bein bis an die Hälfte vom Thiere verschlukt, das andere aber ausser dem Rachen ist; so schneidet der unerschrokkene Jäger, der sich auf die Sache versteht, mit seinem grossen Messer, das er immer bei sich hat, den Rachen der Schlange auf, zieht das verschlukte Bein heraus, und eilt davon ohne daß ihn das Ungeheuer, das von seiner Ver-

wundung betäubt ist, verfolgen kann. — Doch das mag zur Probe des Geschmaks der Negern am Sonderbaren und Uebertriebenen genug seyn."

So weit **Oldendorp**. — In andern Schriftstellern finden wir nicht viel mehr von negerischen Tradizionen.

Römer berichtet *), daß die Negern auf der guineischen Küste von einem gewissen **Nanni** allerlei Ränke, Eulenspiegelsstreiche und Schelmstükke zu erzählen wissen.

Sie sagen, eine grosse schwarze Spinne, in der Negersprache **Nanni**, habe auf Gottes Befehl die ersten Menschen erschaffen, oder habe vielmehr den Stoff dazu hergegeben, aus welchem Gott den Menschen machte. — Diese Spinne war in diesem Geschäfte sehr ämsig und spann eifrig Stoff zu einer Menge Menschen, bis sie nicht weiter konnte. Nun erwartete sie Dank und Belohnung von diesen ihren Geschöpfen; aber sie liefen von ihr weg, und der Fetisch (Geist) unterrichtete sie in Allem was sie thun und lassen sollten. — Die Spinne erschuf nun noch einen Menschen von dem wenigen Stoff, der ihr übrig geblieben war; dieser ward daher kleiner als die vorigen. Die Mutter erzog ihn selber, und legte ihm ihren Namen bei. Sie lehrte ihn, wie er's machen sollte, um ohne Arbeit in der Welt leben zu können, nämlich

*) Nachrichten von Guinea, S. 43. u. ff.

er sollte Andre betrügen; sie richtete ihn in allerlei Schelmereien ab, gab ihm Anweisung, wie er den Fetisch zum Narren haben könnte, und bildete überhaupt einen Erzschelm und Eulenspiegel aus ihm.

Von diesem Kniff=Genie wissen die Negern auf der guineischen Küste eine Menge närrischer Geschichtchen zu erzählen, von welchen ich eines (nach **Römer**) hier beitragen will:

„Es fiel einst im ganzen Lande ein Miswachs, und eine so grosse Hungersnoth ein, daß eine Bohne ein Ei kostete. **Nanni** hatte viele Weiber und Kinder, und seine älteste und vornehmste Frau, erinnerte ihn oft, Essen herbei zu schaffen. **Nanni** wußte daß sein Nachbar noch einen ziemlichen Vorrath von Bohnen hatte; dieser war ein Schüz, und wenn er des Morgens ausgieng, befahl er, daß seine Kinder die Bohnen in die Sonne legen, und sie fleißig umrühren sollten, damit keine Würmer in sie kommen möchten; sie sollten aber keine davon speisen, bis er zurük käme, um die Porzionen auszutheilen. **Nanni** fand sich bei den Kindern ein, wenn der Schüz nicht zu Hause war, grüßte sie und sie thaten ein gleiches. **Nanni** hatte seinen ganzen Körper mit Pech oder Gummi überstrichen, und bat um Erlaubniß vor ihnen zu tanzen, weil er ein neues Stük erfunden hätte; die Kinder willigten sehr gern ein. **Nanni** fieng an zu singen und zu tanzen, und wälzte sich in den Bohnen, so daß viele an seinem Körper hängen

blieben. Da er seinen Tanz vollendet hatte, zeigte er den Kindern seine Hände, und sagte, ihr sehet wol, daß ich nichts mit mir nehme. Nein, antworteten die Kinder. Nach seiner Rükkunft nahm er dann die Bohnen von seinem Körper, und gab sie seiner Frau. Da nun der Schüz zurük kam, erzählten die Kinder, daß Nanni bei ihnen gewesen, und zeigten ihm den Tanz den er sie gelehrt hatte. Endlich merkte der Schüz daß seine Bohnen abnahmen, und hatte den Nanni im Verdacht. Er gieng an einem Morgen aus, und verbarg sich in einem nahe bei seinem Hause befindlichen Gebüsche, und sah dann, daß ihn Nanni auf erwähnte Art seiner Bohnen beraubte; er bemächtigte sich hierauf des Nanni, hieb ihm beide Hände ab, und ließ ihn laufen, wohin er wollte. Nanni kam zu Hause, und verbarg die Hände unter seine Leibbinde, fieng hierauf an seine Frauen zu schelten, daß sie nicht gleichfalls Essen schaffen, und sagte, er wolle künftig seinen Frauen gar nichts mehr liefern, sondern nur seine Kinder ernähren, wie er denn auch befahl, die Kinder sollten in sein Haus kommen und mit ihm speisen.

Die Frauen waren vergnügt damit, und jede trug ihre Kinder in Nannis Hütte. Nanni begab sich zulezt zu den Kindern, verschloß die Thüre, stieß jedes von ihnen, mit dem Rest seiner Arme vor den Mund, und drohete ihnen, daß er ihnen gleichfalls ihre Hände abhauen würde, wenn

sie nicht sagen wollten, sie wären recht wol gesättigt worden. Die Kinder versprachen es, und schwiegen zwei Tage stille; am dritten klagten sie endlich diesen Vorfall ihren Müttern, welche den Nanni überraschten, und sahen, daß er keine Hände mehr hatte.

Sie entschlossen sich nun alle, den Nanni zu verlassen, und andere Männer zu suchen; sie zogen also alle fort. Der schlaue Nanni gieng aber voraus, verbarg sich in einem Gebüsche, und fieng an, Holz zu hauen. Die vorbeigehenden Frauen grüßten ihn, ohne zu sehen wer er sei. Nanni veränderte seine Stimme, dankte für ihren Gruß, und fragte, wohin sie zu gehen gedächten? Die Weiber erzählten ihm kurz ihre Begebenheit und ihren Vorsaz und fragten ihn sogar zugleich, ob er keine Weiber nöthig habe? Nanni antwortete: Freundinnen, wollt ihr meinem Rathe folgen, so kehrt wieder zurük, und geht zu eurem Manne. Ich hatte zwanzig Weiber, neunzehn von ihnen aber habe ich weggejagt, denn ich habe genug an einer in dieser theuren Zeit. — Die Frauen nahmen Abschied, und giengen weiter. Nanni lief wieder voraus, und gab dann in einem abermaligen Gespräche mit seinen Weibern vor, er habe fünfzig Frauen gehabt, und neun und vierzig weggejagt. Eben so geschah es zum drittenmale; er sagte, er hätte hundert Weiber gehabt, und neun und neunzig weggejagt. Die Weiber des

Nanni unterredeten sich hierauf mit einander, und entschlossen sich, den Fetisch um Rath zu fragen. Dieses hörte Nanni, und agierte in eben dem Gebüsche wo er sich verborgen hatte, den Fetisch. Das Ende von allem diesem war dann, daß die Weiber wieder nach ihres Mannes Hause zurük giengen; er war aber auch hier schon wieder gegenwärtig, und wollte sie nicht eher in seine Hütte einlassen, als bis sie viele ihm vortheilhafte Bedingungen bewilliget hatten *)." —

Wann die Negern diese Geschichtchen erzählen, so drükken sie zugleich durch ihre Gebärden alles das aus, was sie mit dem Munde sagen, verändern die Stimme und stellen überhaupt ihre Erzählung ganz theatralisch vor; besonders, wenn mehrere beisammen sind, welche dies Gebärdenspiel gut verstehen. — Römer sagt, er habe einen Neger gesehen, der bei Erzählung des hier angeführten Geschichtchens sehr natürlich den Nanni ohne Hände, und alle seine Verrichtungen nachahmte.

Dies Alles zeugt von dem lebhaften Geiste der Negern. —

---

*) Dieses Mährchen hat einige Aehnlichkeit mit den Possen, welche die Kamtschadalen von dem Kutka erzählen, den sie für ihren Schöpfer, und zugleich auch für ihren Stammvater, für den ersten Menschen halten. (Steller's Beschreibung von Kamtschatka. S. 253. u. ff.)

Römer theilt uns auch *) eine moralische Fabel mit, die der Fetisch von Fante den Negern einst erzählt haben soll, um sie zu ermahnen, in seinem Dienst nicht lau zu werden.

Hier ist dies Mährchen:

„Ein Musikant oder Trommelschläger wohnte an einem Orte, wo viele schöne Fruchtbäume standen; dieser hatte die Gewohnheit, wenn er Lust zu speisen hatte, unter einem gewissen Baume eine liebliche Musik zu machen, und die Schlange, die auf demselben ihren Wohnsiz hatte, warf ihm allerhand Früchte herab, wie er sie verlangen mochte. Er lebte einige Jahre vergnügt, und ward dik und fett, ward aber einmal von einer Krankheit überfallen; er konnte also die Schlange, wie er gewohnt war, mit seiner Musik nicht vergnügen, und nur mit vieler Beschwerlichkeit aus seiner Wohnung unter den Baum gehen, die Schlange um ein paar Früchte zu bitten. Die Schlange wollte aber unserm Musikanten in seiner Bitte nicht willfahren und ihm einige Früchte zuwerfen, obgleich der Kranke versprach, er wollte wenn er gesund würde dankbar dafür seyn. Der kranke Musikant mußte also mit unreifen Früchten, die unten an den Bäumen hiengen zufrieden seyn. Er ward bald darauf wieder gesund, und wollte sich nun wie billig, an der unbarmherzigen Schlange rächen; er nahm seine Trommel, gieng unter den

*) Nachrichten von Guinea, S. 68.

Baum, wo die Schlange war, rief sie und fragte, ob sie wie gewöhnlich ihren Kopf vom Baum niederlassen wollte, um die Musik desto besser hören zu können? Die Schlange freute sich, daß ihr Musikant wieder gesund geworden, und that was er von ihr verlangte; dieser aber hatte statt der Trommelstökke, ein grosses Messer bei der Hand, und hieb ihr in Geschwindigkeit den Kopf ab." —

Dies sei genug von den Tradizionen und religiösen Mährchen der Negern.

Wir schliessen hier diese Skizze von den Sitten und Meinungen der Negern überhaupt, um jezt die senegambischen Negern insbesondere unserer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen.

Schilderung

der

Leibesgestalt, des moralischen Karakters, der Geistesfähigkeiten, Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen

der senegambischen Negern

insbesondere.

Die senegambischen Negern, die wir jezt hier insbesondere betrachten wollen, unterscheiden sich wirklich durch Gestalt und moralischen Karakter, durch Lebensart, Sitten und Gebräuche ziemlich merklich von den anderen Negervölkerschaften in den übrigen Theilen von Afrika. Ihre Bekanntschaft mit den Arabern, die ihnen mit ihrer Religion auch einige Kultur zubrachten, ist eine der Hauptursachen dieser Verschiedenheit, die hier unsre Aufmerksamkeit reizen wird.

So wie aber die senegambischen Negern überhaupt von den ober- und niederguineischen verschieden sind, so sind es auch die einzelnen Völkerschaften von Senegambien unter sich.

Ehe wir nun ihre Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen, so weit sie sie miteinander gemein haben, beschreiben, müssen wir die körperliche und sittliche Gestalt der einzelnen Negervölkerschaften von Senegambien skizziren, um zu sehen, wie und wodurch sie von einander verschieden sind.

Karakteristik

der einzelnen Negervölkerschaften von Senegambien.

Die Hauptnazionen, welche das mittlere und untere Senegambien bewohnen sind die **Jaloffer**, oder **Ualoffer**, die **Fulier** oder **Fulahs**, und die **Mandingoer**.

Die ersteren wohnen nur in Mittel-Senegambien, am Senegal und an der Küste; die **Fulier** wohnen am Senegal, im Innern des Landes und weit gegen Süden hinab; die **Mandingoer** haben noch ausgedehntere, weiter umher zerstreute Wohnplätze am Senegal, an der Gambia, auf der Sierraleona-Küste, und tief im Innern des Landes.

Diese drei Hauptnazionen sind in Gestalt, Karakter und Sitten sehr merklich von einander verschieden, wie die skizzirte Karakteristik derselben beweisen wird *).

Ausser denselben finden wir noch mehrere kleinere Negervölkerschaften in Mittel- und vorzüglich in Unter-Senegambien, nämlich die **Sarakolez**, die **Serären**, die **Flupen**, die **Balanten**, die **Bagnonen**, die **Papeln**, die **Biafa-**

*) Im III. B. d. W. S. 31. u. ff. ist schon die Hauptsumme davon angegeben worden.

ren und die Nalus; von welchen allen wir die in den Reisebeschreibungen zerstreuten, sehr magern Nachrichten zusammenklauben wollen, um soviel möglich die Karakteristik dieser minder bekannten kleineren Völker im Schattenriß zu liefern.

1. Die Jaloffer.

Die Jaloffer, oder Ualoffer *) sind ein beträchtliches Volk; sie wohnen auf der Nordseite der Gambia und weiter landeinwärts. Ihr Gebiet ist von einem weiten Umfange, und erstrekt sich bis an den Senegal. Sie sind schwärzer und schöner, als die Mandingoer, und als die übrigen Negern; denn sie haben die breiten Nasen und dikken Lippen nicht, die diesen Völkern eigen sind. An glänzender Schwärze, schönem Wuchs und regelmäßigen Gesichtszügen übertreffen sie alle andern Negervölkerschaften **).

Adanson — in diesem Punkt unser zuverlässigster Reisebeschreiber — schildert die Jaloffer mit folgenden Worten ***):

*) Einige schreiben Jaloffer, Andre Joloffer, Wuluffer, Jaluffer, u. s. w. — Adanson schreibt diesen Volksnamen Oualoffes — Moore schreibt ihn Jolloiffes — Le Maire nennt sie Geloffes.

**) Wovon schon S. 32. u. 33. im III. B. d. W.

***) Reisebeschreibung, S. 27. u. 28.

„Die Negern am Senegal sind die schönsten Leute im ganzen Negerlande. Ihre Leibesgrösse ist gewöhnlich mehr als mittelmäßig, wol proporzionirt, und ihr Wuchs ist ohne Fehler. Krumme, Buklichte oder Lahme findet man gar nicht unter ihnen. Sie sind starke, kraftvolle, zur Arbeit geschaffene Leute *). Ihre Haare sind schwarz, kraus, wollicht und ausserordentlich fein **). Sie haben grosse schwarze Augen, einen kleinen Bart, und eine ganz angenehme Gesichtsbildung. Ihre Haut ist sehr schön schwarz. — Die Weiber sind den Männern an Grösse beinahe gleich, und eben so wol gestaltet. Ihre Haut ist zart und weich. Sie haben grosse schwarze Augen, einen kleinen Mund, mit kleinen Lippen ***) und eine sehr regelmäßige Gesichtsbildung. Es gibt wirklich viele unter ihnen, welche, die schwarze Farbe abgerechnet, vollkommene Schönheiten sind. Auch reizen sie durch ihre Lebhaftigkeit, Munterkeit,

*) Auch Le Maire (Voyage, p. 124.) schildert sie als sehr hübsch gewachsene Leute. Deßgleichen Barbot, welcher von ihnen sagt: „Sie haben eine gute Leibesgestalt, und sind muntre, hurtige Leute.“ (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 164.)

**) Aber noch nicht Wollhaar, wie das der übrigen Negern. (Schott, in den Sprengelschen Beiträgen, I. B. S. 52.)

***) Keine Wurstlippen, wie die meisten übrigen Negervölkerschaften haben.

keit, Ungezwungenheit und überhaupt durch ein sehr einnehmendes Betragen *)."

Diese ausgezeichnet schöne Gestalt der Jaloffer führt uns auf die Vermuthung, sie seien nicht von Einem Stamm mit den übrigen weit häßlicher gebildeten und auch minder schwarzen Negervölkerschaften. Sind sie vielleicht durch die Länge der Zeit ausgeartete Araber, wie die Fulier ihre Nachbarn **)? Oder sind sie noch früher zu Negern gewordene Nordafrikaner ***)? Oder hat der grosse Unterschied, der sie von den andern Negervölkern trennt, seinen Grund in andern Ursachen? — Wir sind nicht im Stand, diese Fragen anders, als durch Vermuthungen zu beantworten. Denn die Geschichte des Negerlandes vor den Entdekkungs-

*) Der Verfasser der Description de la Nigritie (p. 28.) versichert, die Jalofferinnen besässen so viel Verstand und Gelehrigkeit, daß sie in kurzer Zeit alle weiblichen Arbeiten erlernen, und deßwegen von den westindischen Kolonisten um 20. bis 30. Pistolen theurer erkauft werden, als andre Negersklavinnen. Die Kreolinnen pflegen sie ihrer Geschiklichkeit wegen zu Kammermädchen anzunehmen.

**) Wie der gelehrte Prof. R. Forster (Sprengelsche Beiträge, S. 53.) muthmasset.

***) Dies scheint (unmaßgeblich!) am wahrscheinlichsten, denn die Jaloffer sind doch von den Fuliern, deren arabische Abkunft minder zweifelhaft ist, gar sehr noch verschieden. Bei den Jaloffern finden sich weniger Spuren davon.

reisen der Europäer, ist eine unbeschriebene Tafel. —

Was nun den sittlichen Karakter dieses Negervolks betrifft, so versichert uns Adanson *), die Jaloffer wären sanfte, gesellige und gefällige Leute, über die er bei seinem langen Aufenthalte in Senegambien nie Ursache hatte, sich zu beschweren.

Andre Reisebeschreiber schildern sie aber ganz anders.

Barbot sagt: die Negern an der Mündung des Senegals (unsre Jaloffer) seien artig, höflich und munter, und von einer starken Leibesbeschaffenheit, aber unzüchtig und übermäßig träge, weßwegen sie erbärmlich arm wären. Dabei sind sie unverschämt, boshaft, rachsüchtig, stolz und eitel. In ihren Ausdrükken haben sie immer etwas Uebertriebenes. Sie sind Lügner, falsch, gefräßsig, über die Maassen wollüstig, und so unmäßig, daß sie Branntwein wie Wasser saufen. Im Handel sind sie betrügerisch. Ehe sie arbeiten, werden sie lieber auf der Strasse rauben und morden, oder die Leute von einem benachbarten Dorfe wegschleppen, und zu Sklaven verkaufen. Im Stehlen sind sie so geschikt, daß sie einen Europäer vor seinen Augen berauben, ohne daß er es merkt. Sie ziehen das, wozu sie Lust haben, mit dem einen Fusse weg, und heben es hinterwärts auf.

*) Reisebeschreibung, S. 28.

Labat sagt dasselbe von den **Jaloffern** am Senegal *). „Man muß hier, spricht er, einem Diebe nicht nur auf die Hände, sondern auch auf die Füsse Achtung geben. Denn, da der größte Theil der Schwarzen barfuß geht, so können sie ihre Zähen so geschikt brauchen, als die Finger. Sie heben damit eine Nadel von der Erde auf; und wenn ein Stük Eisen, ein Messer, eine Scheere, oder sonst Etwas auf dem Boden oder einer niedrigen Bank liegt, so treten sie hinzu, und kehren gegen die Sache, die sie stehlen wollen, den Rükken, sehen einem völlig ins Gesicht, halten die Hände weit auf, und heben unterdessen die Sache mit ihren Zähen auf, beugen das Knie, und den Fuß bis an den Gürtel, so, daß der Diebstahl den Augenblik unter ihrem Kleide verborgen ist. Darauf fahren sie mit der Hand auf den Rükken, nehmen es aus den Zähen heraus, und verstekken es unter ihren Kleidern.

Sie gehen auch, wie **Barbot** sagt **), mit ihren eigenen Landsleuten, den inländischen Schwarzen, die in die Faktoreien zur Handlung kommen, nicht ehrlicher um. Denn unter dem Scheine, daß sie ihnen ihre Güter fortschaffen helfen, oder als Dollmetscher dienen wollen, stehlen sie ihnen die Hälfte von dem, was sie haben.

---

*) Afrique occidentale, T. II. p. 170. ff. — A. H. d. R. III. B. S. 165.

**) A. H. d. R. III. B. S. 163.

Sie gehen noch weiter. Denn Manche verkaufen ihre eigenen Kinder, Anverwandten oder Nachbarn. Dies hat sich, nach **Barbots** Berichte, öfters zugetragen. Sie bitten die Person, die sie verkaufen wollen, sie möchte ihnen doch helfen, etwas nach der Faktorei schaffen, welches sie verhandeln wollten. Wenn sie da ist, so wird die Person, die man auf solche Art hintergangen hat, und welche die Sprache nicht versteht, verkauft, und als ein Sklave eingeliefert, sie mag sich noch so sehr sperren, und über die begangene Verrätherei klagen.

Le Maire erzählt *) eine hieher gehörige Geschichte. Nämlich: „Ein Mann war dem Ansehen nach Willens, seinen Sohn zu verkaufen. Dieser aber mochte seine Absicht merken, und gieng, als sie in die Faktorei kamen, heimlich in das Vorrathshaus weg, und verkaufte seinen Vater glüklich. Als der alte Mann Leute um sich sah, die ihm Fesseln anlegen wollten; so schrie er, er wäre sein Vater. Weil es aber der Sohn läugnete, so hatte es bei dem Kaufe sein Bewenden. Dem Sohne widerfuhr, was er verdiente. Denn als er mit seinen Waaren nach Hause gieng, so begegnete ihm einer von den Hauptleuten der Schwarzen, der ihn seines übel erworbenen Reichthums beraubte, und ihn für eben den Preiß verkaufte.“

Diese Negern stehlen auch eine Menge Kinder

*) Voyage etc. p. 28.

beiderlei Geschlechts von ihren Nachbarn weg, wenn sie sie auf den Strassen, in den Wäldern, oder in den **Luganen** (Kornfeldern) antreffen, wo sie den ganzen Tag über bleiben müssen, um die kleinen Vögel zu verscheuchen, die sonst haufenweise auf den Hirse fallen.

Le Maire versichert ferner *), daß die Dollmetscher unter diesen Negern fast niemals das treulich wieder sagen, was geredet wird, und öfters eine ganz entgegengesezte Meinung dem Andern beibringen, wodurch dann in dem Handel grosser Streit entsteht. Wenn die Schwarzen auf die Gedanken kommen, daß sie einem viel Nuzzen schaffen, so sind sie ganz unerträglich. Sie sind beständig von Branntweine trunken; denn der Palmwein ist da nicht so häufig, daß er beständig zu haben wäre. Bei dem Saufen geht ihr Verstand gänzlich verloren, und man sieht nichts, als rasende Bestien. Sie wissen nicht was die Pflicht der Wiedererstattung zu bedeuten hat, und haben gar keine Begriffe von der Höflichkeit. Ihre Unwissenheit ist so groß, daß sie kaum begreifen, daß zwei und zwei viere machen. Sie wissen auch nicht, wie alt sie sind, noch etwas von den Wochentagen, wozu sie keine Namen haben. Sie haben nur eine einzige gute Eigenschaft, die ist, daß sie sehr gastfrei sind. Sie lassen niemals einen Fremden von ihrer Nazion ohne Essen und Trinken von sich gehen.

*) Voyage, p. 125. &c.

Sie nöthigen ihn auch etliche Tage zu bleiben. Doch verstekken sie mit grosser Sorgfalt den Brannt-wein vor ihren Gästen, weil sie ihn sonst Ehren halber denselben nicht abschlagen könnten. Was sie den inländischen Negern geben, dafür halten sie sich selbst schadlos, indem sie dieselben um die Hälfte des Branntweins betrügen, den sie gegen ihre Waa-ren bekommen.

Sie sind alle äusserst arm, und ihr ganzer Reichthum besteht in ein wenig Vieh. Der Reich-ste unter ihnen hat nicht über vierzig oder fünfzig Stükke, zwei bis drei Pferde, und etwa eben so viel Sklaven. Es ist etwas sehr seltenes, wenn sie Stükke Gold haben, die eilf bis zwölf Pisto-len am Werthe halten *). —

So weit gehen die Nachrichten unsrer Reisebe-schreiber von diesem Volke. Aber diese Nachrichten widersprechen sich, und diese nachtheiligen Schil-derungen eines Negervolks, das ein Adanson, der so lange unter ihm lebte, ganz unzweideutig lobte, scheinen warlich zu hart zu seyn.

*) Die Ursache der Armuth des Jaloffer-Landes zu En-de des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts (diese Zeit ist auch das Datum obiger Schilderung) ist schon im III. B. d. W. S. 276. u. ff. angegeben worden; nämlich die Rebellion. Aus Adanson's Erzählungen erhellt, daß sich die Jaloffer zu seiner Zeit schon wieder von jenem Verluste ganz erholt hatten.

Adanson rühmt die Gutmüthigkeit, Dienstfertigkeit, Gastfreiheit der Jaloffer — und die früheren Reisebeschreiber vereinigen sich, diese Negern einmüthig zu schelten. —

Woher kommt dies? —

Mich dünkt, dieser Widerspruch sei leicht zu erklären. Jene früheren Reisebeschreiber kannten nur die durch Europäer schon verdorbenen Küstenbewohner, und schlossen von diesen auf das ganze Volk. Der rohe Neger nimmt die Fehler und Laster der Europäer leichter an, als ihre guten Eigenschaften, und überdies — was für Europäer lernt er kennen? — Rohe, viehische Matrosen, ungesittete Soldaten, eigennüzzige Kaufleute, die keine Gelegenheit vorbei lassen, den minder verschmizten Schwarzen zu betrügen! Ferner haben auch die europäischen Waaren, die der Küstenbewohner tagtäglich ausgekramt sieht, einen viel zu grossen Reiz für ihn, als daß seine Tugend nicht daran scheitern sollte *)! Er wünscht, die europäi-

*) Hieher gehört jener merkwürdige Zug, welchen uns Forster (Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, S. 340.) von dem vornehmen Tahitier Potatau erzählt. Dieser Mann, dessen edeln Karakter die Weltumsegler so sehr und mit Recht bewunderten, hatte eine solche unwiderstehliche Begierde nach rothen Federn, die in Tahiti für den kostbarsten Schmuk gehalten wurden, daß er alle seine Schweine und was er sonst den Britten Angenehmes besaß für solche Federn

schen Tändeleien, Spielereien und Giftgetränke zu besizzen; diese Begierde überwältigt ihn, der ohnehin wie ein Kind sich nie einen Wunsch versagt, und da er kein Gold hat, um jene Waaren zu kaufen, so sucht er sich dessen zu bemächtigen, wogegen der europäische Eigennuz in diesen Gegenden am liebsten seine Güter vertauscht — dies sind **Sklaven**. Er wird also **Menschenräuber**, und die Europäer haben ihn dazu gemacht! —

Ueberhaupt ist es die einstimmige Behauptung aller Reisebeschreiber, daß die Negern, welche an den Küsten wohnen und immer mit Europäern umgehen, ungleich verdorbener sind, als die Bewohner der innern Länder, welche nicht so viele Gelegenheit haben, eine für ihre Unschuld so gefährliche Bekanntschaft zu machen. —

Wir haben auch in den Erzählungen von **Brue's** und **Adanson's** Reisen in diesen Ländern *) schon Beweise genug gefunden, daß

---

hingab, und als seine Habseligkeiten früher als seine Gierigkeit nach diesem Schmukke erschöpft waren, mit seiner Frau Waini-au eins ward, daß diese sich dem Kapt. Cook anbieten sollte, um noch mehr solcher Federn zu bekommen. — Hier bewirkte also die Puz- und Habsucht des Tahitiers und die Wollust der Britten, was in Senegambien die Branntweinliebe der Negern, und der Eigennuz der europäischen Handelsleute bewirkt — Verläugnung des Naturgefühls! —

*) Im III. u. IV. B. d. W. an mehreren Orten.

nicht alle Jaloffer jene harten Vorwürfe verdienen, die den wenigen Strandbewohnern mit Recht gemacht werden *). Wir dürfen folglich ohne Bedenken den Jaloffern überhaupt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, sie für gutartige, obschon gar nicht fehlerfreie Menschen zu halten! —

2. Die Fulier.

Die **Fulier**, **Fulen** oder **Fulah's** **) — eine Negernazion, die ohne Zweifel von ausgearteten Arabern abstammt, und daher gleichsam den Uebergang von diesen zu den wahren Negern bildet ***) — sind in Senegambien sehr zahlreich, und wohnen theils am Senegal und in den inneren Negerländern, unter ihren eigenen Beherrschern, theils leben sie an der Gambia unter den **Mandingoern** zerstreut, welchen sie unterwürfig sind, und haben

*) Auch Schott (am angef. Orte, S. 53.) nennt die Jaloffer oder **Wuluffs** (wie er diesen Namen schreibt) diebisch, treulos, unkeusch und faul. — Aber er schloß wahrscheinlich auch von den Strandbewohnern auf das ganze Volk; denn ich finde keine Spur, daß derselbe auch die inneren Länder besucht habe.

) So schreibt Oldendorp (S. 274.) und **Matthews (S. 96.) diesen Namen. **Moore** schreibt ihn Foleys.

***) Wir dürfen aber dennoch diese ausgearteten Araber zu den Negern rechnen, da sie in mancher Rüksicht, diesen sich schon mehr genähert haben.

sich bis an die Küste von Sierra-Leona ausgedehnt *).

Wahrscheinlich sind die ehemaligen blutigen Kriege mit den Mohren — vielleicht auch die allzustarke Bevölkerung oder Hungersnoth **) — Schuld daran, daß so viele Fulier aus ihrem Hauptland am Senegal ausgewandert sind, und sich weiter gegen Süden und auch landeinwärts verbreitet haben ***). Durch diese Veränderung

---

*) Matthews am angeführten Orte.

**) Von den blutigen Kriegen, welche das Fulierland entvölkert haben, und von der ehemaligen grossen Bevölkerung desselben ist im V. B. d. W. S. 328. gesprochen worden.

***) Daraus läßt sich dann das erklären, was der Fulier, welchen Oldendorp auf St. Thomas sprach, diesem Glaubensprediger von der Lage seines Vaterlands erzählte, nämlich daß man aus demselben zwei Monate lang reisen müssen, um an den Fluß Diam (Wasser) zu kommen, wo Weisse, die er Naar nannte, wohnten, welche ihnen Salz auf Kameelen brächten. (Oldendorp, S. 274.) — Dieser Fluß ist ohne Zweifel der Senegal und die Naar sind die Mohren, die im Vergleich mit den Negern auch Weisse genannt werden können. Wenn man dann annimmt, daß die Angabe der zweimonatlichen Reise eben so zu verstehen ist, wie die Angabe der Tagereisen im IV. B. d. W. S. 108. u. S. 122. (in den Anmerkungen) so wird man die ungefähre Lage des Vaterlands jenes

des Wohnorts mögen sich dann auch Veränderungen in ihren Sitten erzeugt haben.

Ueberhaupt zeichnen sich die **Fulier** von den übrigen Negervölkerschaften durch hellere Farbe, schönere Gesichtszüge, längere Haare, höhere Geisteskräfte und mehrere Betriebsamkeit aus *).

Die **Fulier** am Senegal sind — nach den Schilderungen der Reisebeschreiber **) — dunkelschwarzbraun von Farbe, wolgebildet, flink, behende; aber nicht so munter, nicht so stark, auch nicht so groß gewachsen, als die **Jaloffer**; ihre Statur ist gewöhnlich die mittlere. Sie scheinen nicht zu harter Arbeit gebaut zu seyn; dennoch sind sie fleißig, arbeitsam und scheuen keine Mühe.

Fuliers leicht finden können. Ich vermuthe es liege in dem innern Senegambien, hinter Bambuk.

*) Dies wird auch von Oldendorp (am angef. Orte) bestätigt; er sagt, man habe jenen Fulier zu St. Thomas wegen seiner Geschiklichkeit und seines guten Verstandes mit der harten Feldarbeit verschont.

**) Brue, Labat, Le Maire u. s. w. (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 356.) Auch Schott (am angef. Orte) — Oldendorp sagt von jenem Fulier: „Seine Haare waren denen der Europäer gleich; seine Haut war nicht schwarz, seine Nase nicht stumpf, seine Lippen nicht roth, wie die der Negern, sondern schwarz.“ (?) — Matthews (S. 96.) sagt: Sie haben eine gelbliche (braune) Farbe, langes, gerades schwarzes Haar, länglichte Gesichter und lange römische Nasen.“ —

Sie sind gute Akkerleute, bauen sehr viel Hirse, Baumwolle, Tabak, Erbsen und andre Hülsenfrüchte; auch verstehen sie sich sehr gut auf die Viehzucht, die sie stark betreiben, und haben vortreffliche Heerden des schönsten Rindviehs, der fettesten Schafe und Ziegen. Dabei leben sie weit besser, als andre Negern. Sie besizzen mehr Verstand und Artigkeit, als die **Jaloffer**; sie lieben die europäischen Waaren gar sehr, und bezeigen sich freundlich gegen die Kaufleute, die zu ihnen kommen *). — Sie sind grosse Freunde der Jagd; ihr Land ist reich an allerlei Wildpret, das sie mit ihren alten Waffen, mit Säbeln, Spiessen, Bogen und Pfeilen, und zum Theil auch mit europäischem Feuergewehr verfolgen; mit diesem leztern wissen sie sehr gut umzugehen, und sind vortreffliche Schüzzen. — Sie lieben auch Musik und Tanz, und bei ihnen achtet es sich jeder Vornehme für eine Ehre, wenn er ein musikalisches Instrument versteht. Bei den **Jaloffern** ist dies gerade umgekehrt. — Der Tanz ist ihre liebste Belustigung und ihre Erquikkung am Abend nach des Tages Mühe und Arbeit.

Die Kleidung dieser **Fulier** ist von der jaloffischen nur durch sorgfältigere Auswahl schöner Zeuge und durch die Farbe verschieden; die Leibfarbe der Fulier ist gelb, die ihrer Nachbarn roth.

---

*) Dabei wirft ihnen doch Labat (am angef. Orte) Betrug im Handel vor.

Die Weiber der Fulier sind kleiner, als die Månner, folglich unter der mittlern Statur; dabei aber sind sie schön, wolgebildet, lebhaft, artig, wizzig, zärtlich, und lieben Vergnůgen, Musik, Tanz und Puz. Sie kleiden sich sehr niedlich und geschmakvoll in die feinsten Tůcher und schönste gestreifte Baumwolle. Aus Bernstein, Goldkůgelchen und gelben Glaskorallen — diese Tåndeleien schåzzen sie gar sehr — machen sie sich Rosenkrånze und allerlei Zierrathen; auch nähen sie sie auf Baumwolle und machen sich einen Kopfpuz daraus, der ihnen sehr gut läßt. Ueberhaupt sind sie so puzsůchtig, daß sie der geschiktesten europåischen Kokette zur Wette, durch Vapörs und Ohnmachten ihre Månner und Liebhaber zu zwingen wissen, ihre Sehnsucht nach Tåndeleien zu befriedigen.

Von den **Fuliern** an der Gambia sagt **Jobson**, sie haben eine schwarzbraune Haut, und lange schwarze Haare, die bei weitem nicht so kraus sind als die der andern Negern. Ihre Weiber sind schlank und sehr schön gebildet; sie haben sehr gute Gesichtszůge, und wissen ihr Haar gut zu puzzen, doch tragen sie eben solche Kleidung als wie die andern Schwarzen. Die Månner sind ůberhaupt nicht so schön, als die Weiber; dies kann aber ihrer Art zu leben zugeschrieben werden, indem sie Viehhirten sind. Sie haben Rindvieh im Ueberflusse. In manchen Gegenden haben sie ihre festen

Wohnungen, größtentheils aber sind sie herumziehende Nomaden *), die Familienweise mit ihren Heerden, je nachdem es die Witterung und der Boden erfordert, von einer Gegend in die andre wandern; wozu sie dann jedes Mal die Erlaubniß des Landesherrn sich erwerben müssen. Sie führen dabei ein mühsames Leben, besonders wegen der vielen Löwen, Hyänen, und dergleichen Raubthiere die im Innern des Landes, und der Krokodile, die an dem Flusse sind. Nachts verschliessen sie das Vieh neben ihren Hütten, und machen um und neben denselben Feuer, und bleiben selbst zu ihrer Verwahrung dabei liegen. Jobson kaufte gewöhnlich sein Rindvieh von ihnen.

Ausser ihrem Viehe verkaufen sie frische Milch, saure Milch, Käse, und zweierlei Arten von Butter; die eine ist frisch und weiß, die andere hart und von einer unvergleichlichen Farbe; diese wird von den Engländern feine Butter genannt, und ist eben so gut, als die in England, aber nur allzu kühlend. Diese kauften die Engländer häufig ihren Weibern ab, welche sie in Kürbsen brachten, wo sie sehr frisch und reinlich gehalten wurde; so daß die Weiber sich äusserst schämten, wenn nur ein Haar in der Milch gefunden wurde. Die Kleinigkeiten, die sie sich dagegen ausbaten, waren gläserne Perlen, gewöhnliche Messer, das Duzzend zu einem

*) Darin arten sie also ihren arabischen Voreltern nach.

Schilling und vier Stübern, und dergleichen. Als sie aber einmal unser Salz (sagt Jobson) gesehen und gekostet hatten, welches sie Ramdam nennen, so gefiel ihnen nichts mehr, als dieses, wenn es gleich nur sehr wenig war. Ihre Waaren gereichten uns zu grosser Erfrischung und wir kauften alle Tage etwas von ihnen, um sie anzulokken, immer wieder zu kommen. Wenn man ihnen aber einmal etwas abschlug, so liessen sie sich in einer ganzen Woche nicht mehr sehen, so sehr wir ihrer bedurften; denn die **Mandingoer** konnten uns diese Bedürfnisse nicht liefern, da sie sich mit der Viehzucht nicht abgeben.

Diese **Fulier** werden aber von den **Mandingoern** gar sehr gedrükt, die ihnen einen grossen Theil von dem, was sie schlachten wegnehmen, wenn es nicht heimlich geschieht. Jobson mußte daher auch nur heimlich mit ihnen Handel treiben. Dieser Druk ist ihnen übrigens sehr lästig. — Das Land an der Gambia ist ganz mit diesen Fuliern angefüllt, welche in einzelnen Familien hin und her in demselben zerstreut sind. Tiefer im Lande aber haben sie die andern Negern ausgetrieben, und sich selbst zu Herren gemacht; doch leben sie beständig im Krieg mit ihnen. Ihre Sprache ist von der gemeinen Negersprache ganz verschieden.—

Moore's Nachrichten von den Fuliern an der Gambia sind noch genauer, bestimmter und ausführlicher. Er sagt, man treffe sie in allen Reichen

und Ländern auf beiden Seiten der Gambia an. Auch bemerkte er ihre grosse Aehnlichkeit mit den Arabern, deren Sprache in ihren Schulen gelehret wird und die sie beinahe alle verstehen und sprechen, ob sie gleich ihre eigene Fuliersprache haben.

Dieses Volk hat mitten unter den übrigen Negern doch seine eigenen Obrigkeiten, welche mit so vieler Mäßigung regieren, daß eine jede von ihren Handlungen mehr eine Handlung des Volks, als eines einzigen Mannes zu seyn scheint. — Diese Fulier wohnen hordenweise, erbauen Dörfer, und sind keinen Königen des Landes unterworfen. Wenn ihnen von einer Völkerschaft übel begegnet wird, so reissen sie ihre Dörfer nieder, und ziehen zu einer andern. Ihr Regiment ist sehr leicht; weil das Volk selbst von guter, ruhiger Gemühsart ist, und dasjenige, was recht und billig ist, so gut weiß, daß Jeder von ihnen, der Uebels thut, Allen zum Abscheu wird, und Niemand ihm gegen die Obrigkeit beistehen wird.

In diesen Gegenden sind die Menschen nicht landbegierig; sie begehren nicht mehr, als sie brauchen, und sie brauchen sehr wenig, da sie mit keinen Pferden oder Ochsen pflügen. Die Könige in diesen Ländern sind daher sehr bereitwillig, den Fuliern Aufenthalt in ihren Ländern zu verstatten, und ihnen Feld zum Anbauen zu geben. Sie pflanzen Tabak um ihre Häuser, und Baumwolle rings um die Dörfer her, die ihnen zugleich zum Zaune

dienet.

dienet. Ueberdies säen sie alle vier Arten von dem hier gewöhnlichen Getreide, nämlich wälsches Korn oder Mais, Reiß, das grössere guineische Korn, und das kleinere, welches **Mansaroke** heißt.

Die **Fulier** an der Gambia legen sich am meisten auf den Feldbau, ob sie gleich daselbst Fremdlinge sind. Sie sind sehr fleißig und haushälterisch, und weil sie mehr Baumwolle und Korn bauen, als sie selbst verzehren, so verkaufen sie solches um billigen Preiß. Sie sind sehr gastfrei, und gegen alle freundlich, so daß die einheimischen Einwohner sich es für ein Glük schäzzen, ein Dorf von Fuliern in der Nähe zu haben. Ihr Verhalten hat ihnen so viele Hochachtung erworben, daß es für eine ehrlose That gehalten wird, sie zu beleidigen oder zu verlezzen. Ihre Leutseligkeit erstrekt sich auf alle, doch sind sie doppelt so freundlich gegen die von ihrem eigenen Volke; so daß sich alle **Fulier**, wenn Einer von ihnen zum Sklaven gemacht wird, vereinigen, um ihn zu erlösen. Weil es ihnen an Lebensmitteln nicht fehlt, so lassen sie auch niemals einen von ihrer Völkerschaft Mangel leiden, sondern ernähren die Alten, Blinden und Lahmen. So weit ihr Vermögen zureicht helfen sie auch den **Mandingoern** in ihrem Mangel, von denen sie eine grosse Menge in der Hungersnoth erhalten haben. Sie werden nicht leicht zornig, und **Moore** (mein Gewährsmann) hat niemals gehört, daß sie einander betrogen hätten. Doch rühret die-

se Sanftmuth nicht aus Mangel an Herzhaftigkeit her; denn sie sind ein so tapferes Volk, als irgend eines in Afrika, und wissen die Beleidigungen, die ihnen widerfahren, zu rächen. Die sonst so kriegerischen Jaloffer selbst sind nicht kühn genug, sich mit ihnen einzulassen. — Ihre Waffen sind Lanzen, Assagajen oder Wurfspiesse, Bogen und Pfeile, kurze Hirschfänger, welche sie **Fongs** nennen, und nach Gelegenheit auch Flinten, mit welchen allen sie sehr geschikt umzugehen wissen. Sie lassen sich gemeiniglich bei einer Stadt der **Mandingoer** nieder, und es möchte schwer fallen, solche zu finden, die einigermassen groß and ansehnlich wäre, die nicht eine Stadt der **Fulier** in der Nähe hätte. — Sie sind strenge Muhammedaner *), und zwar so eifrig in ihrem Glauben, daß kaum einer von ihnen es wagt, Branntewein,

*) Da alle älteren und neueren Reisebeschreiber von Senegambien und von Sierra-Leona — Brue, Labat, Moore, Matthews u. s. w. — darin übereinstimmen, daß die Fulier alle, so wol am Senegal, als an der Gambia, im Innern des Landes (man erinnere sich an den fulischen Oberpriester Job Ben Salomon) als auf der Sierraleonaküste Muhammedaner und zwar sehr eifrige Muhammedaner sind, die sogar (nach Matthews am angef. Orte) beständige Kriege zur Verbreitung des Islams führen; so kann ich nicht begreifen, warum jener Fulier von welchem Oldendorp sprach, nicht beschnitten war, da es doch die heidnischen Negern dieser Gegenden sind.

oder sonst etwas zu trinken, das stärker ist, als Wasser und Zukker.

Sie nähren sich meist von der Viehzucht, und sind sehr erfahren in der Erziehung und Erhaltung ihrer Heerden, so daß die Mandingoer ihnen auch ihr eigenes Vieh zur Besorgung anvertrauen. Die Heerde eines ganzen Dorfs geht alle Tage in die Wiesen (Savannen) und Reißfelder auf die Weide, wenn die Aerndte vorbei ist. Sie wird von einigen Hirten bewacht, die Acht haben, daß sie nicht in das Korn, oder in die Wälder, die bei jedem Dorfe sind, sich verlauft. In der Mitte des Plazzes, der für das Vieh bestimmt ist, richten sie ein Gerüste auf, das acht Fuß hoch, und acht bis zehn Fuß weit ist. Auf dieses steigt man mittelst einer Leiter, und über demselben ist ein Dach, doch so, daß es auf allen Seiten offen ist. Um das Gerüste herum stekken sie eine grosse Menge Pfähle in den Boden, und treiben das Vieh alle Nächte dahin, und dieses ist so zahm, und so dazu gewöhnt, daß es von freien Stükken kömmt. Ein jedes Thier wird besonders mit einem starken Strikke angebunden, der aus Baste gemacht ist. Wenn das Vieh angebunden ist, so melken sie die Kühe, und vier bis fünf Mann bleiben die ganze Nacht über mit Gewehre auf dem Gerüste, um die Heerde vor den Löwen und andern reissenden Thieren zu beschüzzen. Früh Morgens melken sie die Kühe wieder, und dann lassen sie sie, wie gewöhnlich, auf die Weide gehen.

Diese **Fulier** sind beinahe das einzige Volk an der Gambia, von dem man Vieh bekommen kann. Ehmals war der gewöhnliche Preiß für eine Kuh eine Stange Eisen; doch seit einiger Zeit (sagt **Moore**) haben die Schiffer auf den Schaluppen, die auf dem Flusse handeln, den Preiß so hinaufgetrieben, daß sie genöthigt sind, manchmal zwei Stangen Eisen für ein Stük Vieh zu geben. Denn es hält schwer, den Preiß wieder herunter zu sezzen, wenn sie einmal Gelegenheit gehabt haben, ihn zu erhöhen. — In einigen Dingen sind diese Leute sehr abergläubisch. Wenn sie zum Beispiel erfahren, daß Jemand, der ihnen Milch abkauft, die Milch kocht, so werden sie ihm um Alles willen keine mehr verkaufen, weil sie die Meinung haben, daß das Kochen der Milch die Kuh auströkne.

Wenn diese **Fulier** nicht wären, so würden die **Mandingoer** Hunger leiden müssen; denn sie verkaufen ihnen sehr viel Getreide, auch sind sie beinahe das einzige Volk dieser Gegend, welches Butter macht, die sie in dem Handel auf dem Flusse gegen Salz vertauschen. In ihrer Kleidung sind sie sehr eigensinnig, indem sie nur weisses baumwollenes Zeug von ihrer eigenen Arbeit tragen. Sie sind immer sehr reinlich; besonders die Weiber, welche die Häuser in beständiger Sauberkeit erhalten. Diese sind regelmäßig gebaut, und zwar in ziemlicher Entfernung von einander, um die

Gefahr des Feuers zu vermeiden. Sie machen sehr gute Strassen oder Wege; eine Sache worauf die Mandingoer nicht sehen. Ihre meisten Städte sind nach einerlei Muster gebaut. — Sie schäzzen die Rosenkränze sowol weisse als gelbe, sehr hoch, welche leztern daher Fulierrosenkränze genannt werden.

Sie sind auch gute Jäger. Sie tödten Löwen, Hyänen, und andere wilde Thiere, und gehen oft zu zwanzigen oder dreißigen auf die Jagd der Elefanten, deren Zähne sie verkaufen. Das Fleisch räuchern und troknen sie, und behalten es einige Monate lang zur Speise auf. Die Elefanten gehen gemeiniglich bei hunderten oder zweihunderten miteinander, und thun grossen Schaden, nicht allein an den kleinen Bäumen, die sie durch ihre Rüssel mit der Wurzel ausreissen, sondern auch im Getreide. Wenn die Einwohner sich eines Zuspruchs von ihnen versehen, so machen sie um das Korn herum Feuer an, damit sie nicht hineingehen. Denn wenn dieses einmal geschieht, so treten sie es mit ihren breiten Füssen auf eine halbe Meile weit nieder. —

So weit Moore, und dies sei hier genug von den Fuliern an der Gambia! —

3. Die Mandingoer.

Die zahlreichste Völkerschaft an der Gambia, sowol als im Innern des Landes und auf der ganzen Küste, sind die **Mandingoer** oder **Mundingoer**. Ihr Stammland ist das innere Senegambien *).

Diese Mandingoer sind alle schwarz von Farbe, doch nicht so schön schwarz wie die Jaloffer, und in Rüksicht auf ihre äussere Körperbildung sind sie vollkommene Negern **). Sie reden alle (nach Jobson) durchgängig an dem ganzen Flusse nur Eine Sprache. — **Moore** versichert, daß das Betragen dieser wahrhaften Negern nicht so widerlich und roh sei', als man ihrem Aeussern nach

*) Jaga und noch ein andres grosses Land, südwärts von Bambuk soll das Stammland der Mandingoer seyn. Die übergrosse Bevölkerung dieses leztern, soll verursacht haben, daß ein grosser Theil dieses Volks ausgewandert ist. (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 374.)

**) Von der Leibesgestalt dieses Volks ist schon im III. B. d. W. S. 33. das Nöthige gesagt worden. Hier ist nur noch anzumerken, daß Jannequin und Moore behaupten, die platten Nasen dieses Volks seien nicht von Natur so platt, sondern würden erst nachher so gedrükt. Ersterer sagt aber, dies komme davon her, weil die Mütter die Kinder auf dem Rükken tragen, und lezterer versichert, die Mütter drükten mit Gewalt die Nasen ihrer Kinder so platt, weil sie dies für eine Schönheit halten. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 182. u. 183.)

glauben sollte. Denn wenn er durch eine von ihren Städten reisete, so kamen alle, und reichten ihm die Hand, einige von ihren Weibern ausgenommen, die davon liefen, weil sie noch nie einen weissen Mann gesehen hatten, und die sich nicht überreden liessen, herbei zu kommen. Manche luden ihn in ihre Häuser, und führten ihre Weiber und Töchter herbei, um ihn zu begrüssen, und sich neben ihn zu sezzen. Diese fanden allezeit an seinen Stiefeln, Spornen, und Kleidern Stoff genug zum Erstaunen, zur Bewunderung und zur Unterhaltung.

Die Mandingoer sind überhaupt (sagt **Moore**) von Natur zum Scherz und zur Lustigkeit aufgelegt. Sie lieben den Tanz bis zur Raserei, und können nach einer Trommel oder einem Balafo ganzer vier und zwanzig Stunden hintereinander tanzen, manchmal regelmäßig, oft auch in wunderlichen Posituren, in dem es einer dem andern in den Beweisen der Biegsamkeit und Hurtigkeit seines Körpers zuvor zu thun sucht. Sie disputiren und zanken gerne miteinander, welches sie fechten nennen; und wenn zwei Leute einander recht tapfer schimpfen, so nennen sie es eine grosse Schlacht. Doch währet es sehr lange, ehe es zu Schlägen kömmt, und wenn dieses geschieht, so fechten sie in vollem Ernste mit allem Gewehre, das ihnen in die Hände fällt, und schlagen einander öfters todt. In diesem Falle flieht dann der

Mörder in ein anderes Königreich, wo der König ihn allzeit beschüzt, und für seinen eigenen Unterthan erkennt.

Die Mandingoer tragen meistentheils Degen, die sie von der rechten Schulter herabhängen lassen. Andere tragen Wurfspiesse oder Lanzen, die drei Ellen lang sind; andere haben Pfeile und Bogen; alle aber führen Messer an der Seite. Sie sind in allen diesen Waffen sehr geübt, und zeichnen sich dadurch (nach Moore's Bemerkung) daß sie nie Waffen tragen, die sie nicht auch gehörig zu führen wissen, vor den meisten unsrer bedegten Stuzzerchen aus. In Rüksicht auf Religion sind diese Mandingoer die strengsten Muhammedaner *) unter den Negern. Sie trinken weder Wein noch Brauntewein. Sie sind gesitteter, als die andern Negern, und die vornehmste Handlung des Landes geht durch ihre Hände. Sie sind arbeitsam und fleißig, und bauen ihren Boden wol an. Sie erziehen allerlei Vieh als Rinder, Schafe, Ziegen, aber keine Schweine **). — —

*) Matthews (S. 99.) sagt: „Die Mandingoer hassen die Kristen aus Religionsgründen, und nennen sie nur Hunde; dennoch erwiesen sie mir die zärtlichsten Freundschaftsdienste, als ich unter ihnen gefährlich krank lag.“ —

**) Dies widerspricht dem, was oben, selbst nach Moore, von der Viehzucht der Fulier an der Gambia gesagt worden ist.

So weit Moore. —

Jobson hingegen behauptet, daß die Mandingoer an der Gambia ein müßiges Leben führen, und grossentheils weder Handarbeit noch anders Gewerbe treiben. Die blosse Selbsterhaltung nöthigt sie auf das Säen und Aerndten bedacht zu seyn, welches zwei Monate lang im Jahre währet. Dabei wird diese Arbeit ihnen saurer, da sie keine geschikten Werkzeuge in ihrer Haus- und Feldwirthschaft haben. — Die ganze übrige Zeit im Jahre thun sie nichts, als daß sie in einem Hause nach dem andern schmausen, und bei der Tageshizze unter einem schattichten Baume sizzen, um der Kühle zu geniessen. Ihr vornehmster Zeitvertreib ist eine Art von Spiele mit einem Stük Holze, in welches verschiedene Rinnen eingeschnitten sind; dazu gehören ungefähr dreißig Steinchen, die durch eine besondere Berechnung, zwischen zweien durchgehen, bis Einer sie alle gewonnen hat. In dieser Kunst sind sie sehr geschikt, aber zum Fischen, Vogelstellen, und Jagen sind sie zu träge, zu bequem, ob sie gleich sehr viel von allen Arten Wildpret haben, und die beiden lezteren Verrichtungen beinahe vor ihrer Thüre thun können.

Sie rauchen beständig Tabak, sowol zum Zeitvertreibe, als gegen den Hunger. Diesen Tabak bauen sie selbst. Ihre Pfeifenköpfe sind sehr niedlich aus Thone gemacht, und von röthlicher

Farbe *). Das Rohr daran ist ein ganz einfaches Schilfröhrchen oder ein Stökchen, das mit einem glühenden eisernen Drate durchbohrt ist. Manchmal ist dies Rohr bis sechs Fuß lang — nach türkischer Art. — Wenn es gebohrt ist, so glätten sie es mit rauhem Laube, bis es ganz glatt, weiß, und schön, und doch dabei sehr fest ist. Den Kopf und das Rohr der Tabakspfeife befestigen sie durch ein Stük rothes Leder aneinander, manchmal auch mit einem ledernen Riemen, der um die Mitte des Rohrs angemacht wird, da das Ende desselben in den Kopf hinein geht. Man kann beinahe eben so gut daraus rauchen, als aus Pfeifen, die aus Einem Stükke gemacht sind **). Das Rohr reinigen sie, wenn es unrein geworden ist, mit langem Strohe, das sie durchziehen, und die irdenen Pfeifenköpfe bekrazzen sie mit einem kleinen Messer. Die Kaufleute, die viel reisen, führen sehr lange Pfeifen, mit grossen, weiten Köpfen mit sich, die wol bisweilen über ein Viertelpfund Tabak fassen. Dies sind ihre Reisepfeifen.

Im Punkt der Ehre und was die Vorzüge der

---

*) In Galam und Bambuk machen die Negern ihre Pfeifenköpfe aus Goldstufen. (M. s. III. B. d. W. S. 336.)

**) Moore, der dieses sagt, kannte also unsre zusammengesezten Tabakspfeifen nicht. Ueberhaupt bedient man sich in England größtentheils nur der irdenen, sogenannten köllnischen Pfeifen zum Tabakrauchen.

Geburt betrifft, sind die Mandingoer so schwach, so feinfühlend und so empfindlich, wie andre Völker. Auch ist der barbarische Zweikampf bei ihnen Sitte. Jobson sah zu Batto an der Gambia ein Beispiel dieser Art. Zwei vornehme Mandingoer geriethen in seiner Gegenwart über eine sogenannte Ehrensache miteinander in Streit. Beide griffen zu den Waffen, und nur mit vieler Mühe konnte man sie diesmal auseinander bringen. Jobson konnte aber nicht hindern, daß nicht eine Herausforderung auf den nächsten Morgen geschah, und angenommen wurde, da sie auch auf dem bestimmten Kampfplazze erschienen. Doch gelang es ihm endlich nach vielem Widerstande Frieden zu stiften. Dennoch giengen sie mit der Drohung auseinander, ihre Sache einandermal auszumachen.

Ihre Art zu grüssen besteht darin, daß sie einem die Hände schütteln. Doch wenn die Männer ein Frauenzimmer grüssen, so halten sie ihre Hand anstatt daß sie solche schütteln, an die Nase, und beriechen sie zweimal. Nichts beleidiget sie so sehr, als wenn man sie mit der linken Hand grüßt. Wenn ein Mann einige Tage von Hause weggewesen ist, so empfängt ihn die Frau auf den Knieen, und bringt ihm in eben der Stellung Wasser zu trinken. Ueberhaupt werden die Weiber bei diesem Volke sehr in der Unterthänigkeit gegen die Männer erhalten *).

*) Von dem sonderbaren Mittel, dessen sich die Männer dazu bedienen, wird in der Folge gesprochen.

Die Mandingoer, welche höher hinauf an der Gambia wohnen, sollen ehmals sehr boshaft und streitsüchtig gewesen seyn. Sie hatten, wie man erzählt, die Gewohnheit, daß sie ihre Tabakspfeifen oder Kalebassen Einem unter die Füsse oder den Stuhl selbst in seinem eigenen Hause legten, damit sie zerbrochen würden; geschah dies, so bestanden sie darauf, daß man ihnen die Sache in Natur wieder geben, oder wol zwanzigmal theurer, als sie werth war, bezahlen sollte. Da das erstere eine pure Unmöglichkeit war, so sah man sich genöthigt, ihnen das leztere einzuräumen, wenn man nicht sehr gute Freunde auf seiner Seite hatte, die einen von solchen Aufforderungen befreiten. Sie haben demohngeachtet noch in dieser Gegend eine Gewohnheit, die zwar schon ziemlich abgekommen, aber doch nicht gänzlich abgeschafft ist, daß nämlich einer, der etwas des Morgens verkauft, es noch vor Sonnenuntergang wieder zurük fordern kann, wenn er den Kaufpreiß zurük bringt. Aus dieser Ursache thut man am besten, wenn man Eier oder Federvieh gekauft hat, daß man es nicht eher gebraucht, als bis der Verkäufer völlig weggegangen ist *). —

Was den körperlichen, physischen Zustand dieses Volks betrifft, so sind sie meist gesunde, starke Leute, die sich frühe abhärten. Sie tauchen ihre

*) Ein Beispiel von den Folgen dieser Sitte ist im IV. B. d. W. S. 67. u. ff. erzählt worden.

neugebornen Kinder des Tages drei bis viermal, bis über den Kopf in kaltes Wasser, und wenn sie trokken sind, so überreiben sie dieselben mit Palmendöle, besonders den Rükgrad, die Ellbogen, den Nakken, die Knie und Hüften. Bis in das achte und neunte Jahr gehen die Kinder mutternakt; ihr einziger Schmuk ist dann die Verkrazzung ihres Körpers durch das Tattauiren oder Punktiren.

Die Mandingoer vermehren sich stark, und geniessen einer ziemlich dauerhaften Gesundheit. Doch sind sie verschiedenen Krankheiten unterworfen, als Fieber, Blattern, Kröpfen, Würmern, Kopfwehe und Schwulst an dem einen Beine. Man sieht öfters Leute, an denen die Beine so dikke sind, als ihre Lenden *). Moore sagt, man habe ihm berichtet, diese Krankheit rühre von dem Genusse gewisser Kräuter her, die als ein Wollustreizendes Mittel oft von den Mandingoern unter die Speisen gemischt werden. Eine Sage welcher mein Gewährsmann, sehr willig Glauben beimaß **). — Eine andre unter diesem Volke gewöhnliche Krankheit ist der Nervenwurm, dessen

*) Dies ist die schrökliche Elephantiasis, worüber die Schriften der Aerzte nachzulesen sind.

**) Bruce (Reise III. B. S. 41.) schreibt die Entstehung dieser Krankheit der Feuchtigkeit der Erde in den Regenmonaten der Tropikländer zu. Man vergleiche Blumenbachs Anmerkung (Bruce, V. B. S. 262.)

Entstehung auch hier dem Trinken unreinen Wassers zugeschrieben wird *). Diese und andre Krankheiten heilt ihr Aberglaube mit Grisgris, Amuletten oder Zauberzetteln. —

Von dem Hauswesen der **Mandingoer** haben wir hier nichts besonderes anzumerken, als daß in der Haushaltung der Reiß den Weibern gehört, die davon so viel aufheben, als sie zum Gebrauche der Familie nöthig haben, und den Ueberrest zu ihrem Vortheil verkaufen. Eben so ist es mit dem Federvieh, welches sie sehr häufig ziehen, wenn sie hoffen können, es wieder zu verkaufen.

Ferner haben wir hier noch zu bemerken, daß die reicheren Mandingoer oft eine beträchtliche Anzahl Haussklaven besizzen, welches sie für eine grosse Ehre halten. Diese Sklaven leben so gut und bequem, daß man sie kaum von ihren Herren unterscheiden kann, indem sie öfters noch besser gekleidet sind; besonders die Sklavinnen, die zuweilen Korallen, Ambra, und silberne Schnallen, auf 120. bis 150. Thaler am Werthe tragen. Viele von diesen Sklaven sind in den Familien ihrer Herren geboren. Bei **Brukoe** ist ein ganzes Dorf von zweihundert Personen, die alle entweder Weiber, oder Sklaven, oder Kinder eines einzigen Mannes sind. Obgleich in einigen Ländern von Afrika die Sklaven, die in der Familie geboren

*) Man sehe V. B. d. W. S. 274. u. ff.

sind, verkauft werden, so wird doch dieses an der Gambia für etwas Schändliches gehalten, und **Moore** bezeugt, daß er nicht ein einziges Beispiel gehört habe, daß Jemand einen Familien-Sklaven verkauft hätte, ausser solcher Verbrechen wegen, um deren willen sie auch als freie Leute würden verkauft worden seyn. Wenn aber der Herr in einer Familie, wo viele Sklaven sind, einen wegen eines Verbrechens, ohne der übrigen Einstimmung verkauft, so laufen sie ihm alle davon und werden in dem nächsten Königreiche geschüzt. —

Das hier Gesagte gilt hauptsächlich nur von den **Mandingoern**, welche sich an der Gambia niedergelassen haben.

Von den **Mandingoern**, die sich in Galam gesezt haben, und in republikanischer Verfassung unabhängig von den alten Einwohnern dieses Landes daselbst leben *), berichten uns die Reisebeschreiber **), daß sie aus dem Lande Jaga (ostwärts von Bambuk) abstammen, und sehr thätige Leute sind, die als Kaufleute einen weit ausgebreiteten, sehr einträglichen Handel treiben, und zugleich als Glaubensprediger — denn sie sind alle Marbuten — die muhammedanische Religion fortpflanzen. Sie sind (unsern Gewährsmännern zu Folge) gute, ehrliche, gastfreie Leute, die pünkt-

*) Wovon schon im III. B. d. W. S. 180. ff. und im V. B. S. 332. u. 333.

**) Allg. Hist. d. R. II. B. S. 373.

lich halten, was sie versprechen, und sich besonders durch Fleiß und Arbeitsamkeit von den Mandingoern an der Gambia auszeichnen. Sie lieben die Fremden, und zeigen viele Anlagen zu Künsten und Wissenschaften; aber alle ihre gelehrten Kenntnisse beschränken sich darauf, daß sie Arabisch lesen und schreiben können.

Die übrigen Sitten und Gebräuche der Mandingoer, welche sie mit den andern Netzervölkerschaften gemein haben, werden in dem nächstfolgenden Abschnitte beschrieben.

---

4. Die Mandingoer in Bambuk *).

Die Mandingoer, welche die reiche Landschaft Bambuk bewohnen **), sind sehr träge Leute und gar

---

*) Nach der Schilderung des ungenannten Verfassers der Voyage au pays de Bambouc &c. (Sprengelsche Beiträge, XIII. B. S. 96. u. ff.) — Compagnon hat uns keine Nachrichten von den Sitten der Bambukaner hinterlassen.

**) Labat (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 374.) sagt: „Die Ureinwohner von Bambuk wurden Malinkupen genannt; diese nahmen die Mandingoer, die aus ihrem Stammlande auswanderten, unter sich auf, und verbanden

gar nicht aufgelegt, die grosse Fruchtbarkeit ihres Bodens zu benuzzen; sie sorgen nur für die äusserste Nothdurft. Ruhe und Müßiggang ist ihr höchster Genuß. Es gibt nur sehr wenige Sklaven unter ihnen, wiewol sie solche zum Akkerbau und Bergbau sehr gut brauchen könnten. Sie verabscheuen aber die Sklaverei, und sind vielleicht die einzigen Negern die einander nicht wegstehlen und verhandeln.

Auch sind diese Bambukaner nichts weniger, als kriegerisch; ehe sie sich zur Wehre sezzen, verlassen sie lieber ihr Land und alle ihre Habe; sie müssen aufs Aeusserste getrieben seyn, wenn sie zu den Waffen greifen. Statt alles Beweises darf man nur ihre ewigen Kriege mit den Kassonen anführen, die schon so lange fortdauern. Dieses Volk macht jährlich einen Einfall mit vier oder fünfhundert Mann in Bambuk, plündert und verwüstet alles mit Feuer und Schwerdt, beinah ohne den geringsten Widerstand. Bei dem ersten Lärm, daß die Feinde im Anmarsch sind, ziehen sich die friedfertigen Bambukaner in die Felsen von Tambaura

---

sich so innig mit ihnen, daß beide Völker jezt nur Eine Nazion ausmachen, bei welcher aber mandingoische Sitten, Gebräuche und Religion die Oberhand gewannen." — Aus dieser Volksvermischung läßt sich dann der Unterschied erklären, der zwischen den Mandingoern in Bambuk und denen in Galam herrscht.

zurük, welche nur denen, die das Land genau kennen, zugänglich sind.

Die mechanischen Künste stehen bei diesem Volke in keinem grössern Ansehn, als die militärischen; ihre Gleichgültigkeit für Alles erstrekt sich sogar auch auf ihre Religion, welche die muhammedanische ist, von welcher sie aber nicht viel mehr, als den Namen ihres Propheten wissen *).

Bei der tiefen Unwissenheit in welcher die Bambukaner stekken, bemerkt man doch mit Rührung, daß dies gute Volk tugendhafte Sitten hat, und die Pflichten des geselligen Lebens mit Strenge erfüllt. Sie glauben daß Muhammed die Guten nach ihrem Tode belohnt, wiewol sie weit entfernt sind, ihren Propheten für einen Gott zu halten, sondern ihn nur für den vertrautesten Freund des Höchsten ausgeben. Oft widerholen sie, daß sie Andern nicht thun sollen, was sie nicht wollen, daß ihnen geschehe. Sie verabscheuen alles Fluchen und Schwören, und ihre Sanftheit macht sie liebenswürdig. Vor allem aber bewundert man ihre Liebe und Ehrerbietung für die Gastfreundschaft, die sie keinem versagen. Ein Neger leidet niemals Mangel an dem Nothwendigen. Ist er nakt, so gibt man ihm etwas zur Bedekkung, und von seinen Landsleuten ist keiner, der ihm Lebensmittel

*) Sie dulden auch keine Marbuten unter sich, sagt der Ungenannte. Was für Gründe sie dazu haben, läßt sich nur muthmassen.

versagte. Auf Reisen geht er in das erste Haus, das ihm vorkommt, grüßt den Eigenthümer, und sezt sich hin, um mit ihm zu essen. Nach geendigter Mahlzeit, spricht er seinen Wirth, der ihn jederzeit freundlich aufnimmt, mit folgenden Worten an: „Bissimalàh, làh, inlalàh, anearada suaràlàh!“ — Das heißt: **Bruder ich danke dir, Muhammed wird dich segnen!** *) — Mit Hülfe dieser Formel kann ein Reisender ein grosses Land durchstreifen, ohne je an Etwas Mangel zu leiden.

Ihre Unabhängigkeit, Trägheit und besonders ihr Mißtrauen gegen die Weissen sind zuweilen Schuld, daß sie diesen leztern etwas entwenden, ohne einen solchen Diebstahl für etwas schlimmeres

---

*) Mir scheint es, als wenn der Herr Ungenannte das Ding nicht recht verstanden hätte; sein Bissimalàh ist wol nichts anders als das بسم الله (Besm Allah oder Bismillah) der Araber, welches sie bei Allem, besonders auch, wenn sie sich zu Tische sezzen, im Munde führen, und welches nichts anders heißt, als: Im Namen Gottes! — Wenn sie von Tisch aufstehen, so sagen sie: الحمد لله (Alhamdo lillah) das heißt: Gott sei gelobt, oder Gott sei Dank! — Die ganze obige Phrase scheint verdorben arabisch zu seyn. — In Barbot's mandingoischem Wörterbuch fand ich von allen diesen Worten keines. Bruder heißt daselbst: Barrinkea — in mandingoischer Sprache.

als eine Probe ihrer Gewandtheit zu halten. Wenn sie einem Weissen etwas gestohlen haben, pflegen sie zu sagen, sie hätten es gewonnen, und behaupten, daß diese Art des Erwerbs völlig rechtmäßig sei, so, daß es schwer hält, sie zur Wiedererstattung zu bewegen.

Ihr Zeitvertreib besteht in Rauchen, Tanzen, und Geschichtchenerzählen in dem Bentaba *). Dieses Erzählen ist ihre höchste Freude. —

5. Die Sarakolez.

Die alten Bewohner von Galam — denn ausser ihnen wohnen auch Mandingoer als neue Ankömmlinge in diesem Lande — werden Sarakolez **) genannt, welches **Flußanwohner** bedeuten soll.

Von diesen Sarakolez haben wir beinahe gar keine Nachrichten, und das was wir von ihnen wissen, ist so unbestimmt, daß wir nicht daraus urtheilen können, ob diese Sarakolez zu einem von den genannten drei Hauptvölkern Senegambiens gehören, oder ob sie ein ganz besonderes Negervolk ausmachen; auch sagen uns die Reisebeschreiber nichts von ihrer Leibesgestalt, nichts

*) Der Versammlungsort. (M. s. V. B. d. W. S. 335.)

**) M. s. V. d. W. S. 332.

von ihrer Sprache, nichts von ihren Sitten und Gebräuchen.

Die Nachrichten unsrer Reisebeschreiber schränken sich darauf ein, daß sie uns berichten, die Sarakolez seien träge, sorglose Leute, unruhige Köpfe, die bei jedem Anlaß ihre Könige ab- und einsezzen *). Sie treiben auch wenig Handlung, machen keine Sklaven, und verlassen höchstselten ihr Vaterland **).

Auf der Nordseite des Senegals, **Galam** gegenüber, soll ein Volk wohnen **Here** genannt, das aus Flüchtlingen besteht ***). Mehr ist nicht davon bekannt.

6. Die Seråren †).

Die **Seråren**, welche hauptsächlich das Land um das grüne Vorgebirge herum bewohnen ††),

*) Labat, Allg. Hist. d. R. II. B. S. 364. u. 373.

**) Description de la Nigritie, p. 75.

***) Davon findet sich die einzige Nachricht auf De l'Isle's Karte des französischen Afrika. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 373.)

†) Nach Labat und Brue (Allg. Hist. d. R. II. S. 303. u. 304.) und dem ungenannten von P... Verfasser der Description de la Nigritie, (p. 120. u. ff.)

††) Von P. sagt (am angef. Orte): „Man nenne die

bilden ein von den übrigen Negervölkerschaften dieser Gegenden ganz abgesondertes, freies Volk, das noch nie, aller Versuche ohngeachtet, von dem König von Kajor, von dessen Staaten ihr kleines Ländchen eingefaßt ist, unterjocht werden konnte. Sie leben in patriarchalischer Verfassung in kleinen Freistaaten *).

Diese Serären, besonders ihre Weiber sollen die schönsten Leute im ganzen Negerlande seyn; sie sind aber auch die ungebildetsten Negern, wahre Wilde, die ohne alle Kultur ganz einfach und sorgenfrei in ihren unzugänglichen Wäldern ihr Dasein verleben. Sie halten eine grosse Menge Vieh, gehen beinahe ganz nakt, und haben keine andern Gesezze, als die natürliche Billigkeit. Der größte Theil derselben kennt keinen

Serären am grünen Vorgebirge schwarze Serären, zum Unterschied von den anderen Serären, die 20. franz. Meilen höher hinauf wohnen." — Dies ist wol ein Irrthum. Ich finde nirgends Erwähnung davon, vermuthe aber daß der Name der Serinen, einer arabischen Horde, die den Spezialkarten (im II. B. d. Allg. Hist. d. R.) zu Folge, auf der Nordseite des Senegals bei der wahrscheinlich von ihr sogenannten Insel Serinpate, am Mükkenkanal hauset; ihn dazu verleitet habe.

*) Von P. spricht von einem Oberhaupte der Serären, worunter aber wahrscheinlich nur ein Dorf- oder Familien-Oberhaupt zu verstehen seyn wird.

Gott, hat keinen Begriff von einem höchsten Wesen, weiß nichts von Religion und glaubt daß die Seele mit dem Körper untergehe *) Dies ist beinahe unglaublich. Doch unsre Reisebeschreiber behaupten es, und Herr v. P. (der Verfasser der neuen Beschreibung von Nigrizien) versichert, er habe es auch nicht geglaubt, so sehr auch sein Dollmetscher es bekräftigte, bis er sich selbst durch eine Unterredung mit einigen Greisen von diesem Volke davon überzeugte. Er sagt:

„Ich stand einst bei Sonnenuntergang am Rande des Meers, und fünf oder sechs alte Serären standen um mich her. Ich fragte sie durch meinen Dollmetscher, ob sie Den kännten, der diese majestätisch-untergehende Sonne und diese unabsehbare Fläche des Meers gemacht habe, und ob sie wüßten, was die Sternen seien, die jezt bald über unsern Scheiteln erscheinen würden? —

Meine Frage machte die guten Leute betroffen, sie sahen einander staunend an, und fragten mich endlich dagegen: Ob ich denn dieß Alles wüßte? —

*) Daß dies unkultivirte, wilde Volk keinen Begriff von einem höchsten Wesen habe, ist ganz glaublich; daß aber auch keine Spur von einem Glauben an Unsterblichkeit unter ihnen gefunden werde, das bezweifle ich. Die Serären sind noch lange nicht genug beobachtet worden, um dies von ihnen sagen zu können. (Davon noch etwas weiter unten.)

Ich war etwas verlegen darüber, doch bemühte ich mich, ihnen durch die deutlichste Vorstellung einen Begriff von dem höchsten Wesen, von dem Schöpfer aller Dinge und von den Wundern der Natur beizubringen. Meine Mühe war vergeblich. Die einzige Antwort, die ich von ihnen herauslokken konnte, war: **Wir** ... wir wissen von all dem nichts! —

Mein Sprachlehrer versicherte mich auch, er habe nie die geringste Spur einer religiösen Zeremonie oder einer Gottesverehrung unter ihnen bemerkt." —

Sie sind überhaupt äusserst unwissend; die gemeinsten Kenntnisse der übrigen senegambischen Negern sind ihnen fremde; sie haben weder Gemeinschaft noch einigen Handel mit andern Völkern, auch nicht mit den Europäern; sie schliessen mit ihren Nachbarn keine Bündnisse; doch beleidigen sie Niemand ungereizt; wer ihnen aber etwas zu Leide thut, der darf nicht glauben, daß sie es je vergessen werden; der Haß erbt auf die Nachkommen, und sie unterlassen niemals, sich an dem Volke, das sie beleidiget, über kurz oder lang zu rächen. Sie werden auch von den andern Negern für Wilde angesehen, deren Name selbst ein Schimpfwort ist, so daß man andere Schwarze nicht ärger beleidigen kann, als wenn man sie **Serären** nennt. Dessen ungeachtet, sind sie ein gutes, ehrliches Volk, ohne alle Häuchelei und

Ziererei, und dabei gegen die Fremden gastfrei, höflich und freigebig *). Der Branntwein ist bei ihnen nicht im Gebrauche; welches hauptsächlich dem wenigen Umgange zuzuschreiben ist, den sie mit den Europäern haben **).

Labat glaubt, daß dieses Volk, wegen seiner natürlichen Gutherzigkeit, und seines Mangels an aller Religion leichter sollte zum Kristenthum zu bringen seyn, als die muhammedanischen Schwarzen, über deren halsstarrige Beharrlichkeit in ihrem Glauben er sehr aufgebracht war.

Doch, wieder zu unsern guten Serären zurük.

Von P... erwähnt ***) eines Festes dersel-

*) Von P. sagt, die Serären seien die gutartigsten Negern, die er je gesehen habe; er sei ganz allein mit seinem Sprachmeister zu ihnen auf Besuch gegangen, und sie hätten ihn nicht nur sehr wol aufgenommen, und ihn jedesmal mit Hünern, Ziegen, Milch, ja oft sogar mit einem Ochsen (den er aber, wie er hinzusezt nie annehmen konnte, weil er ihn nicht fortzubringen wußte) freigebig beschenkt. — Er versichert auch, daß die Europäer, wenn sie an der Küste der Serären Schiffbruch leiden, sehr menschenfreundlich von ihnen behandelt werden.

**) Derselbe sagt, sie kennen das Gold nicht, und schäzzen das Kupfer höher, als dasselbe. Aus lezterem Metalle machen sie ihre Ohrenringe und andre Zierrathen, besonders für die Weiber.

***) Description de la Nigritie, p. 122.

ben, ohne daß er uns sagt, zu welchem Zwekke es angestellt wurde. Es begann mit einer feierlichen Prozession, in welcher ein Oberhaupt die Hauptrolle zu spielen schien. Er ritt in groteskem Aufzuge auf einem Ochsen und trug, statt einer Krone, ein kupfernes Bekken auf dem Kopfe. Das ganze Volk, besonders die Weiber, war festlich gepuzt; Alle zogen vor dem Gefeierten her und sangen sein Lob aus Leibeskräften. Den Schluß des Festes machte eine Schmauserei und ein Ball *).

Von ihren Begräbnißgebräuchen erzählt **Labat**: Sie begraben ihre Leichen auch ausserhalb der Dörfer in runden Hütten, die wie ihre eigenen gedekt sind. Wenn sie die Leiche auf ein Bette dahin gesezt haben, so kleben sie mit Thone Blätter von Schilfrohre darüber, und machen von aussen eine Mauer, die ungefähr einen Fuß dik ist, darum her, welche die Schale und Deke vorstellt, und sich spizzig endigt; so daß das Ganze wie ein zweites Dorf aussieht. Weil sie auf diese Denkmäler keine Aufschriften zu machen wissen, so sezzen sie nur auf die Spizze der männlichen Gräber einen Bogen und Pfeile, und auf die der Weiber, einen Mörsel mit einem Stämpel. Das erste be-

---

*) Es ist ärgerlich, daß der Erzähler uns nichts von der Veranlassung und dem Zwekke dieses Festes sagt; es könnte doch leicht eine gottesdienstliche Zeremonie gewesen seyn! — Hier ist ein weiter Spielraum für Vermuthungen. —

deutet die Beschäftigung der Männer, welche von der Jagd leben; das andere zeigt die Verrichtung der Weiber an, als welche Reiß oder Mais stossen, welches das Hauptgeschäfte ihres Lebens ist *). — —

Keine Negervölkerschaft baut ihr Land mit mehrerem Fleisse und mehrerer Geschiklichkeit, als eben diese wilden Serären. In diesem Stükke scheinen sie von der Trägheit, dem durchgängigen Laster der Schwarzen, frei zu seyn, und wenn ihre Nachbarn sie für Wilde halten, so können diese Serären sie dagegen als Müßiggänger verachten, welche lieber Hungers sterben, als sich durch Arbeit die Mittel zu ihrem Lebensunterhalte erwerben wollen. — Sie bauen vorzüglich viele Baumwolle, die in ihrem Lande in größtem Ueberflusse wächst.

---

*) Gewiß nicht als Sinnbild — so weit geht das Nachdenken der Negern nicht — sondern meines Dafürhaltens, als sicherer Beweis ihres Glaubens oder dunkeln Begriffs von Unsterblichkeit, darf dies angesehen werden. Denn alle wilden Völker geben ihren Todten Geräthschaften mit in's oder auf's Grab, mit welchen sie sich in dem neuen Leben jenseits des Grabes (nach ihren Begriffen) ihren nöthigen Unterhalt erwerben können. Der Mann geht auf die Jagd, die Frau stößt Reiß zu Brod. Hier die natürliche Erklärung jener Gewohnheit. — Ueber die ähnlichen Gebräuche anderer Völker kann man Meiners Geschichte aller Religionen, S. 184. nachlesen.

Sonst unterscheiden sie sich in ihrer Lebensart, Nahrung und Wohnung nicht sehr von den andern Negern, ihren Nachbarn. Ihr beßtes Getränk ist Palmwein. Sie essen allerlei Fleisch, auch den **Kapibara** oder das Sumpfschwein *), das in ihrem Lande gefunden wird, ferner Fische, gutes Obst, Bananas, und nach Negerart Kuskus u. s. w.

Ihre Sprache ist von der jaloffischen und den andern Negersprachen ganz verschieden.

---

7. Die Flups oder Felupen **).

Diese **Flups** oder **Felupen** sind eine andre Negervölkerschaft, die zum Theil noch unabhängig in republikanischer Verfassung lebt. Sie haben sich in den Ländern zwischen den Flüssen **Gambia** und **Rachao** niedergelassen. So sagt mein Gewährsmann ***), und läßt uns also schliessen, daß die **Felupen** Fremdlinge sind in diesen Gegenden.

Einen Theil derselben haben sich die Portugiesen und der König von **Jereja** unterwürfig gemacht, und diese sind noch die gesittetsten des ganzen Volks †). Diejenigen aber, die an der

---

*) Wovon im V. B. d. W. S. 141. u. ff.

**) Nach Allg. Hist. d. R. II. B. S. 399. u. ff.

***) Der Generaldirektor Brue.

†) Wovon schon S. 58. im III. B. d. W.

Mündung des Flüsses Rasamansa in Freiheit leben, sind ein sehr wildes und barbarisches Volk, und gehen mit den Europäern, die in ihre Hände fallen, sehr grausam um, wie es die Engländer und Franzosen schon erfahren haben. Sie haben sonst wenig mit den Weissen zu thun. Uebrigens sind sie ein kühnes, unternehmendes, räuberisches Volk, das beständig mit seinen Nachbarn im Kriege lebt, so daß die andern Schwarzen es nicht wagen durch ihr Land zu reisen, wenn sie nicht einige Europäer zur Bedekkung bei sich haben.

So weit **Brue**.

Ein ungenannter Schriftsteller *) gibt uns einige Ergänzungen zu dieser allzukurzen Nachricht von den **Felupen**.

Er sagt **), die **Felupen** (Flouppes) haben die gauze Küste von der Südspizze der Mündung der Gambia an, bei welcher sie sich vier Meilen weit innerhalb des Landes ausbreiteten, bis an das Dorf **Bulol** im Besizze, welches an der Mün-

*) Nämlich der ungenannte Franzos, der im J. 1682. in diesen Gegenden war, nnd dessen Bericht unter dem Titel: Rélations des Iles et environs des rivieres de Bresalme, Gambie, Zamenfe, S. Domingue, Geve, et autres &c. — der Reise des Le Maire angehängt ist. Der Herausgeber sagt von dem Verfasser dieses Berichts, er sei ein bekannter Mann.

**) Page, 194. bei Le Maire.

dung des Flusses San Domingo auf der Südseite liegt. Diejenigen, die an der Mündung des Flusses Zamenee (so nennt er den Kasamansa) wohnen, sind ungemein wild, und keine andere Nazion hat mit ihnen Gemeinschaft. Ein Jeder hat seinen besondern Gott (Fetisch) nach seiner eigenen Fantasie. Der eine verehrt ein Ochsenhorn, der andere ein wildes Thier, der dritte einen Baum, und opfert ihm nach seiner Art. In der Kleidung kommen sie mit den Schwarzen am grünen Vorgebirge, und denen an der Gambia überein. Sie besteht nämlich in einem Stükke baumwollen Tuch, das nach der Gewohnheit des Landes gestreift ist, und ihnen um die Lenden geht. Sie haben Könige, oder vielmehr Oberhäupter, deren Gewalt aber nicht erblich ist, sondern der herrschsüchtigste und mächtigste unter ihnen führt die Regierung.

Das Land bauen sie ziemlich fleißig, und besäen es mit Hirse und Reiß. Ihre Reichthümer bestehen in Rindern und Ziegen, wovon Manche grosse Heerden haben. Ihre Dörfer sind wol bevölkert, und jedes ist ungefähr eine Viertelmeile von dem andern entfernt.

Die **Felupen**, die an der Südseite von der Mündung des Flusses wohnen, sind barbarisch und sehr grausam. Wenn ein weisser Mann in ihre Hände fällt, ermorden sie ihn ohne Gnade, und man sagt, daß sie dieselben auffressen *).

*) Dies ist aber doch nur blosse Vermuthung. Die Eu-

Uebrigens ist die Küste bis zum Dorfe **Bulol** weit besser bewohnt, als die an der Gambia. Die Dörfer liegen auf anderthalb Meilen von einander, und eine Viertelmeile vom Meer. So weit gehen die Nachrichten des Ungenannten.

Moore erzählt uns auch Einiges von diesen **Felupen.** Er sagt von denen, welche an der Südseite der Gambia innerhalb des Landes wohnen, daß man sie gewissermassen Wilde nennen kann, und daß sie und die **Mandingoer** Todfeinde gegen einander sind. Ihr Land erstrekt sich sehr weit, und ihre Städte sind mit Pfählen befestigt, die mit Erde ausgefüllt sind. Ob sie gleich Niemand unterworfen sind, und keinen König haben, so sind sie doch so enge miteinander vereinigt, daß die **Mandingoer**, die weit zahlreicher sind, sie niemals überwältigen können. Ein Hauptzug ihres Karakters ist es, daß sie Beleidigungen nie mehr verzeihen, aber auch die empfangenen Wohlthaten nicht vergessen.

Moore erzählt ferner, im Jahr 1731 habe der Statthalter von Jakobs=Fort eine Schaluppe und ein anderes Fahrzeug ausgeschikt,

---

ropäer hüten sich übrigens, anders als mit bewaffneter Bedekkung das Land dieser Barbaren zu betreten; deßwegen ist der Anblik eines Weissen ihnen so selten geworden, daß sie den Herrn Brue mit größtem Erstaunen besahen, als er durch ihr Gebiete zog. (M. s. im III. B. d. W. S. 216.)

um nach **Kachao** fünfzehn Meilen von der Gambia südwärts zu handeln. Das kleine Fahrzeug lief auf den Strand, indem es einen Fluß hinauf fahren wollte, und da wurde es von diesen Wilden angegriffen. Die Bootsleute, welche aus fünf Weissen und sieben Negersklaven aus dem Kastelle bestanden, fochten tapfer, und tödteten eine grosse Menge **Felupen**. Endlich kamen sie vom Strande los, indem das Wasser anwuchs, und gelangten unversehrt in das Jakobs-Fort, wo der Statthalter jedem Schwarzen ein neues Kleid zum Geschenk für ihre Tapferkeit gab.

Dies ist alles, was unsre Schriftsteller von den **Felupen** erzählen.

---

8. Die Bagnonen.

Die Bagnonen — den Berichten der Reisebeschreiber zu Folge — eine besondere Negervölkerschaft sind die Nachbarn der **Felupen**, und wohnen theils mit diesen in dem Königreich **Jereja**, an der Gambia, theils allein unter ihrem eigenen Beherrscher, südwärts von Jereja in dem von ihnen benannten **Lande der Bagnonen** *), das ungefähr acht Meilen vom Meere auf der Nordseite des Flusses Kachao liegt **).

Diese

---

*) Wovon im III. B. d. W. S. 58. 62. u. 213.

**) M. s. die Karte von Senegambien bei dem III. B. d. W.

Diese **Bagnonen** sollen ein gesittetes, fleißiges und tapfres Volk seyn; ihre Weiber werden als gute Mütter und sorgfältige Haushälterinnen gerühmt, welches von den übrigen Negerinnen nicht wol gesagt werden kann; auch ist ihr Land sehr wol angebaut, fruchtbar und reich an allerlei Lebensmitteln. Man erzählt ferner von diesen **Bagnoninnen**, daß sie den Mund voll Wasser nehmen, wann sie arbeiten, um ihrer Schwazhaftigkeit einen Zügel anzulegen *). Dies wäre viel Selbstüberwindung für schwarze Frauenzimmer! —

Der Ungenannte (beim Le Maire) sagt, die **Bagnonen** sind alle Gözzendiener, und beten die Wälder an, und sind dabei meistens Räuber, vor welchen man sich sehr fürchtet **).

9. Die Balanten ***).

Nordwärts der Insel **Bussi**, auf der andern Seite des Flusses **Geve**, ist eine Land=

*) Dies erzählt Brue. (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 396.)

**) Voyage de Le Maire, p. 197. — „Ils sont tous idolatres, adorant les forêts, avec cela beaucoup voleurs, dont on se méfie toujours beaucoup." — Dies ist in der Anmerkung zu S. 396. des II. B. d. A. H. d. R. so übersezt: „Sie beten die Wälder an, die voller Räuber sind, weil sie sich vor ihnen fürchten!" —

***) Allg. Hist. d. R. II. B. S. 438. u. 439.

schaft acht bis zehn Meilen lang, welche von einer Negervölkerschaft, **Balanten** genannt, bewohnt wird, die in republikanischer Verfassung leben, aber mit ihren Nachbarn auf dem festen Lande oder den Inseln keine Freundschaft halten, auch keine Fremde zu sich lassen. Sie richten keine Bündnisse, als unter sich selbst auf, und lassen auch keine Fremde unter sich heurathen. Sie sind Gözzendiener, und stehen unter mehreren Oberhäuptern, indem die Aeltesten jeder Gegend eine Art von Rath ausmachen, der die Regierung führt. Sie verkaufen einander nicht zu Sklaven, sind aber übrigens im höchsten Grade boshaft und tükkisch. Sie lauern auf Raub und erobern bisweilen portugiesische Barken, die sich ihren Gränzen nähern. Sie ermorden dann ohne Gnade die Weissen und verkaufen die Schwarzen an ihre Nachbarn, oder vertauschen sie gegen Vieh. Ihre Waffen sind Säbel, Assagajen und Pfeile.

Diese **Balanten** hatten einst die Kühnheit, eine französische Brigantine anzugreifen, welche vier Stükke führte, und den 23. April im Jahr 1700 von der Insel **Bussi** kam. Sie umgaben dies Schiff mit fünf und dreißig Kähnen, von denen jeder wenigstens vierzig Mann hatte. Zum Glük sahen die Franzosen diese Flotte bald genug herannahen, und hatten Zeit, ihr Schiff mit doppelten Ochsenhäuten zu bedekken, welche sie vor dem Pfeilregen sicherten. Die **Balanten** versuch-

ten einige Male an Bord zu kommen; aber der Hauptmann machte so kluge Einrichtungen, daß er verschiedene ihrer Kähne über den Haufen fuhr, da unterdessen seine Stükke, die mit alten Nägeln und Eisen geladen waren, eine gewaltige Niederlage unter den Negern anrichteten. Diese Wilden zeigten bei dieser Gelegenheit eine ungemeine Herzhaftigkeit, oder vielmehr Wut, und schienen mit einander wegen Umgebung und Ersteigung des Schiffes zu wetteifern. Endlich mußten sie nach einem sechsstündigen Gefechte abziehen. Ihr entsezliches Geschrei gab dabei ihren Verlust und ihren Schrekken zu erkennen.

Die gemeine Meinung in diesen Gegenden ist, daß die **Balanten** in ihren Ländern Goldbergwerke haben, und deßwegen keine Fremde hinein lassen. Dieser Gedanke gründet sich auf zwei oder drei Beweisgründe.

Der erste ist, daß die Portugiesen zu **Bissao**, welche auf diesen Küsten Vögel gekauft, in den Kröpfen beinahe aller derselben Goldkörner gefunden haben.

Der zweite, daß diese Leute ihren jährlichen Tribut an den König von **Rasamansa**, (wahrscheinlich der König der Bagnonen) dessen Länder zwischen den Flüssen **Geve** und **Rasamansa** liegen, in Golde bezahlen.

Der dritte, daß das Gold, welches sie haben, von dem von **Galam** und **Bambuk** verschieden

ist, auch die **Mandingoer** nie mit ihnen zu handeln kommen.

Was den ersten Grund betrifft, so fanden zwar die Franzosen nie in einigem Gevögel Gold (welches vielleicht von andern Gegenden seyn konnte) aber die Portugiesen waren von der Richtigkeit der Sache sowol versichert, daß sie sich im Julius 1695 zu **Bissao** versammelten, und zu Aufsuchung des Gold-Flusses mit dreihundert Schwarzen abgiengen. Sie landeten ohne Widerstand; aber, da es die höchste Regenzeit war, so wurden ihre Waffen und ihr Pulver so durchnezzet, daß alles unbrauchbar war, daher die **Balanten** sie herzhaft angriffen, und nach ihren Booten mit Verlust eines grossen Theils des Geräths und der Hülfsvölker von **Bissao** zurüktrieben.

Uebrigens sind die **Balanten** arbeitsam, wie sich aus dem Theile der Küste, der von der See aus übersehen werden kann, zeiget; denn bisher ist noch kein Reisender daselbst gewesen, welcher Nachricht davon ertheilen könnte. Sie verhandeln mit ihren Nachbarn, und bisweilen mit Barken auf der Küste, Reiß, Mais, Hülsenfrüchte, Ochsen, Ziegen, und Hüner, welche sie in Menge haben. Daraus ist die Fruchtbarkeit ihres Bodens leicht zu beurtheilen. —

10. Die Papeln *).

Negern, **Papeln** genannt — auch eine besondere Völkerschaft — bewohnen die Insel **Bissao**, und einen Theil der benachbarten Inseln und Küste, besonders südwärts von **Rachao**. Sie stehen nicht in gutem Vernehmen mit den Portugiesen, von welchen sie gleichwol verschiedene Gewohnheiten entlehnt haben. — Ihre Weiber tragen nur ein Pagne oder Stük Kattun mitten um den Leib, mit Armbändern von Glaskugeln oder Korallen, die Mädchen gehen ganz nakt. Die Vornehmsten haben den Leib mit Blumen und andern Figuren niedlich und regelmäßig gezeichnet (tåttauirt) so, daß ihre Haut wie gewirkter Seidenstoff aussieht. Die Töchter des Monarchen von Bissao waren eben so bemalt, ohne weitern Puz als Korallenschnüre, und eine kleine Schürze von Kattun.

Die Kleidung unterscheidet die vornehmen Mannspersonen wenig von den Geringern. Sie besteht nur in einem Ziegenfell, welches zwischen den Schenkeln durchgezogen, und so aufgebunden ist, daß die Scham und das Hintertheil verdekt werden. In den Händen führen sie einen blossen Säbel und zwei eiserne Ringe. Statt der Steine hat Jeder eine eiserne Platte die ihnen statt der Kastagnetten dienet. Einen Ring tragen

*) Nach Brue (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 415. u. ff.) und dem Ungenannten beim Le Maire (p. 199. &c.)

sie am Daume, den andern am Mittelfinger. Durch Zusammenfassung dieser Ringe können sie sich einander verständlich machen, ohne daß es ein Dritter, der diese Händesprache nicht kennt, etwas davon verstehen kann. Eine Erfindung, die ihrem nachdenkenden Kopfe Ehre macht!

Die **Papeln** sind auch vortreffliche Bootsleute, und werden für die besten Ruderer auf der ganzen Küste gehalten. Sie brauchen statt der Ruder **Pagalen** oder kleine hölzerne Schaufeln. Beim Rudern machen sie eine Art von Musik, mit einem Kore dazu, welches nicht übel klingt.

Die **Papeln** auf der Insel **Bissao** haben ihre eigene Sprache, auch ihre besondern Gewohnheiten. Durch die Handlung sind sie viel gesitteter geworden als die übrigen Negern dieses Stammes. Sie sind Gözzendiener, aber ihre Religion ist so verwirrt, daß man schwerlich herausbringen kann, worin sie eigentlich besteht. Ihr vornehmstes Gözzenbild ist eine kleine Figur, die sie **China** nennen, ohne weitere Nachricht davon geben zu können. Ausserdem macht sich jeder einen Gözzen nach seinem eigenen Gefallen. Geheiligte Bäume sehen sie entweder als Götter, oder als Wohnungen der Götter an. Diesen opfern sie Hunde, Hähne und Ochsen, welche sie zuvor mit besonderer Sorgfalt mästen und waschen. Nachdem sie dieselben geschlachtet, und das Blut theils an die Wurzeln und Aeste des Baumes gesprengt haben, schneiden

sie das Opfer in Stükke. Der König, die Grossen, und das Volk, jedes nimmt seinen Antheil. Die Gottheit bekömmt nur die Hörner, welche an den Baum befestigt werden, bis sie verfaulen, oder abfallen.

Man weiß nicht, daß je innerliche Kriege zu Bissao gewesen; ein Beweis von der Unterwürfigkeit des Volks. Aber mit ihren Nachbarn leben sie in beständigem Kriege, sie fallen sie so oft an, als sie für vortheilhaft halten. Diese von den Papeln unaufhörlich beunruhigten Nachbarn sind die Biafaren, Bissagoten, Balanten und die Nalus, welche sie auf allen Seiten auf dem festen Lande oder den Inseln umgeben. Alle diese Völkerschaften sind in ihrer Art tapfer, und fechten verzweifelt, wenn sie dazu genöthigt werden. Sie haben keinen Begriff von einem beständigen Frieden, auch haben sie sonst wenig Gemeinschaft miteinander. Die Europäer sind aber auch gar nicht geneigt, hiebei die Friedensstifter zu machen, denn dies wäre ihrem Vortheile zuwider, da sie aus Erfahrung wissen, daß je hizziger die Kriege geführt werden, desto mehr Sklaven bekommen sie zu Kauf. Diese Kriege sind niemals langwierig, und gemeiniglich nur Streifereien von fünf bis sechs Tagen.

Wenn der Kaiser (!) von Bissao es für dienlich hält, seine Feinde anzugreifen, so läßt er sei-

nen Bombalon *) erschallen, und sogleich versammeln sich die Offiziere seiner Völker mit ihren Soldaten in Waffen, an den bestimmten Oertern. Daselbst finden sie des Königs Kriegskähne, von denen er eine Flotte von neun und zwanzig oder dreißigen hat. In jeden Kahn kommen zwanzig Mann, und der Befehlshaber desselben muß für sein Volk stehen, und würde in Lebensgefahr kommen, wenn er den Kahn verlöre. Der König wagt sich selten selbst zu solchen Unternehmungen, befragt aber allemal seine Gözzenbilder, ehe er sie vornimmt, und thut ein grosses Opfer, davon das Fleisch für Niemanden als ihn, seine Priester, und sein Kriegsheer kömmt. Da diese hölzernen Götter gewöhnlich auf des Königs Seite sind, so ist ihm die Antwort allezeit vortheilhaft. Darauf gehen sie voll Hoffnung zu Schiffe, und richten die Sache allemal so ein, daß sie des Feindes Land bei Nacht erreichen. Sie steigen ohne Lärmen aus, und wenn sie ein einzelnes wehrloses Haus antreffen, umgeben sie es, nehmen es ein, und führen die Einwohner und Effekten sogleich mit sich in ihren Kähnen fort.

Ist das Dorf stark, so pflegen sie es nicht förmlich anzugreifen, sondern sie legen sich in einen Hinterhalt, am Wege nach einem Flusse oder nach einer Quelle, und suchen da die Einwohner zu ergreifen. Wenn sie die geringsten Vortheile

*) M. s. S. 346. im V. B. d. W.

von dieser Art erhalten haben, so kehren sie im Triumphe zurük, als ob sie einen grossen Sieg erfochten hätten. Der König bekömmt für seinen Antheil und für den Gebrauch seiner Flotte die Hälfte der Beute; das Uebrige wird unter die Räuber getheilt. Alle gemachten Sklaven werden überhaupt den Europäern verkauft, wenn es nicht Vornehme sind, die von ihren Freunden mit zwei andern oder fünf bis sechs Ochsen eingelößt werden. Die Wagehälse ziehen dann nachher durch die Insel, zeigen ihre Wunden, und führen ihre Gefangenen mit sich. Die **Papeln** begegnen denselben nicht so übel, wie die Irokesen und andere nordamerikanische Völker, sie überhäufen sie aber mit Vorwürfen, preissen die Sieger, und beschenken sie mit **Pagnen** und andern Dingen, welche die schwarzen Helden gegen Palmwein vertauschen, um sich zu betrinken.

Diesen kleinen Triumph nennen sie **Kavalarze**, welches Wort sie (nach Labat) von den Portugiesen entlehnt haben.

Wenn sie aber im Gegentheil einen wichtigen Verlust erlitten haben, so stehen die Gefangenen in grosser Gefahr, aufgeopfert zu werden; besonders wenn die Anverwandten der Getödteten reich oder vornehm sind. Denen, die bei solchen Unternehmungen umkommen, wird ein Leichenbegängniß mit Singen und Tanzen, unter dem Schalle ihrer Trommeln gehalten. Die Weibsper-

sonen, welche hiebei die vornehmsten Rollen zu spielen haben, drükken ihre Verzweiflung und ihren Schmerz auf eine solche Art aus, daß sie (nach Brue) bei allen, die ihnen zusehen, eben solche Leidenschaften erregen; sie raufen sich das Haar aus, zerfleischen sich, und schreien wie Furien. Wenn sie davon ermüdet sind, so nehmen sie Palmwein in Menge zu sich. Dieses gibt ihnen dann neue Kräfte, von vorne anzufangen, und neue Feuchtigkeit zu Thränen, die so lange fliessen, bis der Körper eingescharrt ist *). —

Von den übrigen Negervölkerschaften welche das feste Land von Unter-Senegambien bewohnen, haben wir nur sehr wenig Nachrichten.

Hieher gehören die **Biafaren**, welche als kühne Räuber geschildert werden **), die **Zaper**, die **Kokolis** und die **Nalus**, welche nach **Demanet** ***) — alle Gözzendiener sind, dennoch aber ein höchstes Wesen erkennen, dem sie nichts desto weniger keine besondere Verehrung erweisen. Sie behaupten, dieser Gott der Götter lasse Niemanden sterben, sondern Jeder komme durch die Gewalt seiner Feinde, oder durch ihr Gift um das Leben.

---

*) Welches beinahe eben so bei allen rohen Völkern Sitte ist.

**) M. s. S. 65. 242. und 246. im III. B. d. W.

***) Im I. B. S. 154. u. 155.

Sie haben auch ein Gift dessen Wirkung so heftig ist, daß man von ihren damit beschmierten Pfeilen nur gerizt werden darf, um augenbliklich des Todes zu seyn.

Von den **Nalus** oder **Nalluern** sagt **Matthews** *) daß sie eine besondere Geschiklichkeit im Weben baumwollener Zeuge besizzen, welche sie ihren südlichen Nachbarn verkaufen.

Dies ist alles, was wir von diesen Völkern wissen.

11. Die Bissagoten,

insonderheit die Bewohner der Insel Razegut **).

Die **Bissagoten** oder die Negern von den bissagotischen Inseln, besonders die von der Insel **Razegut** sind groß und stark, ob sie gleich gewöhnlich nur von Muscheln, Fischen, Palmöle oder Palmnüssen leben, und lieber den Europäern ihren Reiß, Mais und anderen Früchte verkaufen. Sie sind Gözzendiener, und gegen ihre Feinde sehr grausam. Sie hauen denen, welche sie im Kriege umgebracht haben, die Köpfe ab, und troknen die Hirn-

*) S. 11. seiner Reisebeschreibung.

**) Nach Brue. (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 427. u. ff.)

schalen mit den Haaren, die ihnen als ein Andenken ihrer Siege, zur Zierrath ihrer Häuser dienet *). Bei der geringsten Verdrüßlichkeit kehren sie ihre Waffen und Wut gegen sich selbst. Sie machen sich kein Bedenken, sich zu hängen, zu ersäufen, oder sich den Hals abzustürzen. Ihre Helden erstechen sich. Sie lieben den Branntwein sehr. Wenn ein Schiff dergleichen bringt, so streiten sie sich darum, wer der erste seyn soll, und halten nichts zurük, solchen zu bekommen. Der Schwächere wird ein Raub der Stärkern. Sie vergessen die Gesezze der Natur; der Vater verkauft die Kinder, und wenn diese sich ihrer Aeltern bemächtigen können, thun sie eben das. Alles geht für den Branntwein fort.

Die Insulaner von Kazegut, besonders die, welche die Pracht lieben, schmieren ihr Haar mit Palmöle, wovon es ganz roth wird. Die Weiber und Mädchen haben nur einen dikken Schurz um den Unterleib, der aus Schilfe gemacht ist, und ihnen bis auf die Kniee geht. In kaltem Wetter nehmen sie eben dergleichen um die Schultern, und derselbe reicht ihnen bis auf den Unterleib. Einige sezzen noch den dritten dazu, der ihnen den Kopf bedekt, und bis auf die Schultern geht. Nichts

*) Meine Leser werden sich dabei an die Nordamerikaner erinnern, welche die Hauptbaare ihrer Feinde als Siegszeichen mit sich nehmen.

sieht lächerlicher aus, als diese Kleidung *). Ueberdies haben sie um die Arme und Füsse Ringe von Zinn und Kupfer. Ueberhaupt sind die Kazeguter wol gebildet, haben gute Gesichtszüge von einer glänzenden schwarzen Farbe, wie Gagat, weder flache Nasen, noch grosse Lippen. Sie sind wizzig und aufgewekt, und würden, wenn sie nicht so nachläßig wären, viele Künste fassen können. Aber sie können die Sklaverei, besonders ihres eigenen Landes, so wenig erdulden, daß es sehr gefährlich ist, sie am Borde zu haben.

De la Fonte hatte einst etliche Sklaven hier gekauft, und brauchte alle mögliche Vorsicht, eine Meuterei unter ihnen zu verhindern. Er ließ sie paarweise an den Füssen zusammenschmieden, und den stärksten auch die Hände fesseln. Gleichwol fanden sie Mittel, die Verstopfung der Fugen aus dem Schiffe zu ziehen, so daß das Schiff wegen schnellen Eindringens des Wassers würde gesunken seyn, wenn der Hauptmann nicht zu allem Glükke das Loch mit einem wolgetheerten Segeltuche verstopft hätte. Die von Natur halsstarrige und zum Müßiggange geneigte Gemüthsart dieser Schwar-

*) Wie man aus dem Kupfer sehen kann, welches der Beniowskischen Reisegeschichte beigefügt ist, und die Kleidung der Sklaven auf Madagaskar vorstellen soll, aber nichts anders, als eine Kopie der Kupferplatte Nr. 38. im II. B. der allg. Hist. d. R. ist, welche den Puz der Insulaner von Kazegut darstellt.

zen ist denen, die in Amerika Pflanzungen haben, so wol bekannt, daß sie sich sehr hüten, solche zu kaufen. Sie arbeiten nicht ohne Schläge, laufen oft davon, und bringen sich bisweilen selbst um.—

Soviel von den alten Einwohner Senegambiens! —

12. Die schwarzen Portugiesen.

Wir haben nun noch von den schwarzen Portugiesen zu sprechen, welche an der Gambia und vorzüglich in Untersenegambien wohnen *).

Sie sollen Nachkömmlinge von den Portugiesen seyn, die sich seit 1420. in diesem Lande vorzüglich unter den Mandingoern niedergelassen haben, und endlich eine Nachkommenschaft hervorbrachten, die eben so schwarz war, als die Eingebohrnen. Sie sprechen wirklich noch eine Art von verderbter portugiesischer Sprache, welche die kreolische genannt wird, und in diesem Lande sehr gewöhnlich ist, ob man sie gleich zu Lissabon kaum verstehen würde. Die Engländer lernen sie geschwinder, als irgend eine andere Sprache in dieser Gegend; sie wird von allen Dollmetschern gesprochen, die sich

*) Nach Moore, Jobson, Le Maire und Labat. (Allg. Hist. d. R. II. B. S. 148. u. ff.)

sowol von Privatleuten, als der Kompagnie brauchen lassen.

Weil sie sich durch einen Priester taufen und trauen lassen, der zu diesem Ende jährlich von St. Jago, einer von den Inseln des grünen Vorgebirges, hergeschikt wird, so wollen sie immer noch eben so wol für Weisse, als Kristen, angesehen seyn, und nichts ärgert sie mehr, als wenn man sie Negern nennt. Dieses rührt daher, weil sie die wahre Bedeutung des Worts nicht verstehen, welches sie nur für Sklaven brauchen.

Jobson erwähnt dieses ihres Abscheues vor dem Namen Negros, und sagt, daß einige derselben noch wahrhaftige Portugiesen zu seyn schienen, und andere wären Mulatten. Der größte Theil aber wären eben so schwarz, als die Mandingoer selbst, unter denen sie nicht sowol wohnen, als sich vielmehr verloren haben. Sie wohnen alle den inländischen schwarzen Weibern bei, mit denen sie Kinder zeugen; sie haben aber weder Kirche noch Geistliche unter sich. Es ist gewiß, daß sie entweder Flüchtlinge oder Abgefallene von Portugal oder den portugiesischen Inseln sind. Sie sind alle Kaufleute, die mit den Waaren des Landes, besonders mit Sklaven Handel treiben, die ihnen andere portugiesische Kaufleute wieder abkaufen, um sie nach Westindien zu bringen. Sie haben keine beständige Wohnung, und thun alle Jahr eine Handelsreise nach Setiko, wo sie

viel Gold hergebracht haben. Doch sind sie niemals höher gekommen, als bis nach Pompetane, bei welchem Ort sich ihre Kolonien endigen.

Derselbe meldet, daß sie unter den Mandingoern fast auf gleichem Fuß mit den Fuliern stehen, und gänzlich als Landstreicher leben; denn wenn der Ehmann, Vater, oder Herr der Familie stirbt, so eignet sich der König alle seine Güter zu, und läßt seine Frau, Kinder oder Diener für sich selbst sorgen. Er fand daher hin und wieder dergleichen Waisen, die, weil sie auf solche Art der Barmherzigkeit des Landes ausgesezt waren, in gewisser Masse die Natur der Landeskinder annahmen. Wenn sie aufwachsen, so befleissen sie sich, wie die Gewohnheit des Landes ist, auf das Handeln; sie behalten aber immer noch die portugiesische Sprache, und begehren, so schwarz sie auch sind, den Namen der Weissen.

Labat sagt, daß die Portugiesen einen ansehnlichen Theil der Einwohner des Königreichs **Barra** und der Gegend daherum ausmachen. Von ihren Vorfahren haben sie gelernt, die Häuser auf bessere Art zu bauen, als die Negern; worin die Mandingoer ihnen nachahmen.

Ihre Häuser haben zum Fußboden nichts, als die blosse Erde; doch erhöhen sie dieselbe zwei bis drei Fuß hoch, um sich trokken zu erhalten. Sie bauen ihre Wohnungen ziemlich lang, und theilen sie in verschiedene Gemächer ein, mit kleinen Fenstern wegen der

Hizze.

Hizze. Sie haben allezeit auf jeder Seite einen offenen Vorhof, wo sie Besuche annehmen, essen, und alle ihre Geschäfte verrichten. Die Mauern sind sieben bis acht Fuß hoch, von Schilf oder Flechten aufgeführt, und in und auswendig mit hartem Leime überzogen, den sie mit Hekkerling untermengen und übertünchen. Sie nennen sie aus der portugiesischen Sprache **Cazas**. Der König und die Vornehmsten in dem Königreich **Barre** haben dergleichen Häuser, die viel höher sind, als die gewöhnlichen Negerhütten. — Sie pflanzen immer schattichte Bäume vor dieselben.

Nach **Labat** haben die meisten von den Portugiesen eben so wenig Recht zu dem Namen der Kristen, als der Weissen; denn wie er sagt, so sind nur wenige darunter getauft, deren ganzes Kristenthum darin besteht, daß sie einen grossen Rosenkranz um den Hals, einen langen Degen an der Seite, einen Mantel, wenn sie einen kriegen können, einen Hut, ein Hemde und einen Dolch tragen. Sie sind sehr unwissend und ruchlos, werden von wahrhaften Kristen verabscheut, und von den Muhammedanern gering geschäzt, die sie für ein Volk ohne Religion ansehen, weil es wol bekannt ist, daß sie niemals beten, als wenn sie bei den Marbuten sind, und niemals in die kristliche Kirche gehen, als wenn sie darin etwas Nöthiges zu verrichten haben. Dessen ungeachtet sind sie ein tapfres Volk; sie verstehen sich gut auf das Feuer-

gewehr, und sind sehr hurtig und geschikt in ihren Geschäften.

Die Franzosen und Privathandelsleute brauchen sie als Faktore, an ihrer Statt aufwärts auf dem Hauptstrome oder den Flüssen, die in denselben fallen, zu handeln, und überlassen ihnen an allem, was sie verkaufen hundert von tausend. Sie richten gemeiniglich dasjenige sehr wol aus, was man ihnen anvertraut, so wol zu ihrem eignen als zu ihrer Prinzipalen Vortheile. Doch darf man ihnen nicht lange Kredit geben; sondern man muß auf jeder Reise ihnen alle seine Waaren aus den Händen nehmen, und sie Rechnung ablegen lassen.

Die Engländer, die den Franzosen nie gern, weder für sich, noch durch diese Portugiesen eine Handlung auf der Gambia eingeräumt haben, haben öfters in ihren bewaffneten Schaluppen diese leztern, wenn sie den Fluß hinauf gefahren, angegriffen, geplündert, und ihnen verboten, auf diesem Wege zu handeln. Dies konnte desto leichter geschehen, da die Portugiesen blosse Kähne zu ihren Reisen gebrauchten. Doch sind sie durch die Tapferkeit dieser schwarzen Portugiesen so oft zurük getrieben und geplündert worden, daß sie nicht Ursache haben, sich ihrer Vortheile zu rühmen. Ueberdies haben sie allezeit Ursache, sich vor der Rache der Portugiesen zu fürchten; denn diese Mulatten haben den angeerbten Grundsaz,

keine Beleidigung in Geduld zu verschmerzen, als wo sie sich nicht helfen können. Kurz, es ist, wie **Labat** sagt, zu bedauern, daß dieses Volk keine ordentliche Lebensart führet; denn sonst würden sie sehr gut zu gebrauchen seyn, um durch neue Entdekkungen und Handelschaft bis in das Herz von Afrika zu dringen. Aber es ist in der That ein lüderliches Volk, das nicht nur dasjenige, was es selbst gewinnt, sondern auch was ihren Prinzipalen zugehört, bei den Weibern und im Wein verschleudert.

Wir wollen unsre Erzählung mit einer Stelle aus **Le Maire** schliessen, welcher sagt: daß sie theils Juden, theils Kristen sind, daß sie alle einen grossen Rosenkranz tragen, grosse Betrüger und sehr boshaft sind, kurz, daß sie alle Laster der Portugiesen ohne eine von ihren guten Eigenschaften besizzen.

Die Betrachtung dieser schwarzen Portugiesen, die sich dennoch **Weisse** nennen lassen *) ist aller-

*) Dr. Schott erzählt, (Sprengelsche Beitr. I. S. 56. u. 57.) er habe einst an der Gambia für sich und seine Freunde Schalotten kaufen wollen; man rieth ihm, sie von einem **Weissen** zu nehmen, der einen Vorrath davon hatte. Er ließ sich durch seinen Dollmetscher zu diesem **Weissen** führen; man brachte ihn in eine Hütte, wo er viele Schalotten, aber keinen **Weissen**

dings wichtig, da diese Leute zur Bestätigung des Sazzes dienen, daß die Hizze des Klima's allmälich die weisse Farbe in die braune und schwarze verwandle *). Freilich ist es auch wahr, daß diese Metamorphose bei den schwarzen Portugiesen in Senegambien grossen Theils auch auf Rechnung ihrer Vermischung mit den Negern durch Heurathen geschrieben werden muß; dennoch bleibt dieses Beispiel immer ein redender Zeuge für die gewaltige Wirkung des Klima's.

Was von den schwarzgewordenen Juden in Habessinien **), und im Reiche Kochin, auf der

sah; er wollte also warten, bis der Eigenthümer käme, um mit ihm zu handeln; endlich zeigte man ihm diesen, der gerade vor ihm saß, und welchen Schott nie für einen Weissen erkannt haben würde, da er so schwarz, wie die andern Negern war. Aber es war ein schwarzer Portugiese.

*) Demanet, II. B. S. 232.

**) Ich habe alle Schriftsteller von Habessinien, die ich besizze, den Alvarez, Lobo, Baratti, Poncet, Ludolf, Bermudes, Damian a Goes, und den Bruce darüber nachgeschlagen, und bei keinem eine Nachricht von der Leibesfarbe der Falaschas oder habessinischen Juden gefunden. Die Stelle, wo der Jude Benjamin von Tudela nach Zimmermann (Geogr. Gesch. I. B. S. 79.) in seiner Reisebeschreibung sagt, die habessinischen Juden seien schwarz, habe ich in der Ausgabe von Bergeron (die von Baratier besizze ich nicht) nirgends finden können.

Küste Malabar *) gesagt wird, ist noch nicht gehörig untersucht, so sehr auch dieser Umstand einer genauen Erforschung würdig wäre.

Zum Schlusse will ich hier das beifügen (ich habe es oben vergessen) was, nach Demanet, die Negern selbst von dem Ursprung ihrer schwarzen Farbe, und von den zweiten Stammvätern des Menschengeschlechts erzählen.

Er sagt **):

„Wenn man die Negern fragt, woher es komme, daß einige Völker schwarz, andere weiß, noch andere braun oder kupferfarbig sind, so antworten sie, daß unter Noahs Söhnen einer schwarz, ein anderer weiß, und ein dritter braun oder kupferfarbig gewesen sei, und daß ihre Weiber gleiche Farben mit ihren Männern gehabt hätten.

Die Geschichte, welche die Marbuten von diesen drei Söhnen erzählen, ist so sonderbar, daß ich

*) Von welchen besonders Büsching's Magazin, XIV. B. S. 123. u. ff. und Bruns u. Zimmermann's Repositorium, I. B. S. 383. u. ff. nachzusehen. Am leztern Orte, S. 395. wird versichert, daß diese schwarzen, oder vielmehr schwarzbraunen Juden auf der Küste Malabar von malabarischen Proselyten abstammen.

**) Im II. B. S. 202.

sie meinen Lesern nicht vorenthalten will. Als Noah und seine Frau gestorben war, (sagen sie) versammelten sich die drei hinterlassene Söhne, um die Erbschaft zu theilen, die in Gold, Silber, Edelgesteinen, Vieh, Waffen, Möblen, besonders aber in Pfeifen und Tabak bestand. Nachdem sie das väterliche Vermögen untersucht hatten, sezten sie die wirkliche Theilung bis auf den folgenden Tag aus. Die drei Brüder assen, tranken, und rauchten zusammen, legten sich endlich zur Ruhe, aber sie schliefen nicht alle gleich lang und gleich stark. Der Weisse, der wachsamer als die übrigen war, stand ohne alles Geräusch auf, nahm das beste von der ganzen Erbschaft zu sich, und flüchtete damit in das Land, das die Weissen noch jezt bewohnen. Nach ihm erwachte der braune oder kupferfarbige Bruder; er bemächtigte sich des ganzen übrigen Rests, lud alles, was einigen Werth hatte, auf Ochsen und Kameele, und zog damit ins Land der Mohren. Als endlich der Schwarze sich von seinem Lager erhob, sah er mit Erstaunen, daß seine Brüder mit allen Gütern fortgegangen waren, und ihm nichts zurük gelassen hatten, als einige Pfeifen, Tabak, etwas Hirse, Baumwolle, und einige Pagnen, die seine Brüder verschmähet hatten. Voll Grimmes stopfte er eine Pfeife Tabak, um zu überlegen, was für einen Entschluß er zu fassen habe. Er hielt es endlich für das sicherste, zu warten, bis er eine günstige Gelegenheit finden würde, sich zu

rächen, und alles was er nur konnte, für den Antheil der Erbschaft wegzunehmen, dessen ihn seine Brüder beraubt hatten. —

Dies ist alles, was die Marbuten über ihre Abstammung und die Ursache ihrer Farbe wissen; ein gewöhnliches Mährchen, das sie mir mehrmalen erzählt haben."

Von den Sprachen in Senegambien.

Nebst einem kleinen Wörterbuche.

Die Negern in Senegambien sprechen mehrere ganz von einander verschiedene Sprachen. Jede Völkerschaft hat ihre eigene.

Hauptsprachen sind die der drei Hauptnazionen von Senegambien, der Jaloffer, Fulier und Mandingoer; ferner die arabische, oder vielmehr ein verdorbener Dialekt derselben, welcher von den Mohren in Obersenegambien gesprochen wird, und auch die Gelehrtensprache der muhammedanischen Negern ist, weßwegen sie viele arabische Wörter (z. B. den Namen Gottes Allah, u. a.) in ihre eigenen Negersprachen aufgenommen haben. Endlich ist auch die kreolische oder verdorbene portugiesische Sprache der schwarzen Portugiesen (wie wir eben gehört haben) eine Hauptsprache, vorzüglich in Untersenegambien.

Die mandingoische Sprache ist die Hauptsprache in Mittelsenegambien, und wird an der ganzen Gambia gesprochen *); sie ist allgemeiner und ausgebreiteter, als die jaloffische und fulische Sprache, da die Mandingoer auch zahlreicher und weiter umher verbreitet sind, als die Jaloffer und Fulier.

*) Allg. Hist. d. R. III. B. S. 221.

Die jaloffische Sprache wird von **Barbot** und **Moore** für die Sprache Sanguai gehalten, von welcher **Leo, der Afrikaner** sagt, sie sei die Hauptsprache von Gualata, Guinea, Tombut, Melli und Gago; welches aber sehr zu bezweifeln ist *).

Die Mandingoer haben auch eine geheime — eine Ordenssprache, die nur von den Geweihten verstanden, und besonders vor den Weibern verborgen wird, von welcher wir in der Folge noch sprechen werden **).

---

*) Hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Nachrichten von den hier genannten Ländern nicht auf die Jaloffer-Länder passen. (M. s. Dapper's Afrika, S. 327. u. ff.) und dann weil die Jaloffer lange nicht so weit umher verbreitet sind, als die Fulier und Mandingoer. — Die seichten Gründe, auf welche Moore obige Meinung baut, findet man in der Allg. Hist. d. R. am angef. Orte.

**) Hierin finde ich viele Aehnlichkeit mit der Sprache der Karaiben; diese nämlich haben nicht nur eine besondre Sprache für das männliche, und eine andre für das weibliche Geschlecht, sondern auch eine geheime Heldensprache, die den Weibern gar nicht, und den jungen Männern erst dann mitgetheilt wird, wann sie Proben ihrer Tapferkeit abgelegt haben. Die Absicht dabei soll Geheimhaltung ihrer kriegerischen Entwürfe seyn. (De Rochefort, Beschreibung der Antillen. II. B. S. 295. 296. und 297.)

Der Händesprache der Papeln haben wir schon erwähnt.

Zur Vergleichung der drei Hauptnegersprachen von Senegambien füge ich hier — für Dilettanten — einen Auszug aus Barbot's kleinem jaloffisch-fulisch-mandingoischem Wörterbuche bei *).

*) Dabei ist zu bemerken, daß die Wörter nach der französischen Aussprache ausgesprochen werden müssen. Der ungenannte Verf. der Beschreibung von Nigrizien gibt auch ein kleines Verzeichniß von jaloffischen Wörtern; die Abweichungen von Barbot habe ich in Klammern beigefügt. Auch Oldendorp theilt uns einige Wörter aus der fulischen und mandingoischen Sprache mit, diese habe ich in Klammern mit deutscher Schrift beigesezt, weil sie deutsch gesprochen werden dürfen.

Verzeichniß

einiger Wörter

aus der jaloffischen, fulischen und mandingoischen Sprache.

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
die Adern	sed' itte	d' adol	
der Affe	goloch	owandov	
angenehm			timeata
der Arzt			borru
der Ast	kahlah	baherou	
Aufstehen			wuhlly
die Augen	smabutt (Gott.)	hyterr	
die Augenbraunen		hyam hyanko	
die Bakken	bekigh	kobe	
sich baden	mongre sangou		
der Ball oder Tanz	folgar		
der Bart	sekiem	onhare	
der Bauch	smabir (Bir.)	rhedo	
das Bein	smap-paire	kavassongal	sing
beissen	matt	n'hadde	

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
das Bette	euntodou	lesson	larong
das Blei	bettaigh	ckaye	
blind	bomena	goumdo	
blind auf einem Auge	patt		
das Blut	daret	hy-hyam	
der Bogen			kulla
das Boot,	galtovap		
bös			munbetty
Branntewein	sangara	sangara	
Brod	bourou	bouron	mungo
der Bruder			barrinkea *)
die Brüste	wu-haine	en-h'do	
das Buch	smatere guma rajank	torade allah	
die Büchse	ovach ande		
die Butter	(diou.)		
der Degen	guassi	kaffe	fong

*) Das mandingoische Wort kea bezeichnet durchgehends das männliche, und das Wort muhsa das weibliche Geschlecht von Menschen und Thieren. Wie die Engländer z. B. sagen: a man servant, a female servant, so sagen die Mandingoer: Ein Hüner Mann, ein Hahn Weib, u. s. w.

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
der Donner	denadeno	d' hirry	korram alla
es donnert	denadeno	d' hirry	
dürr			mindo
der Eid oder Fluch	smabok (hanabi)	soldebama oder kottel yaimo	
die Eisenstange	barra (win)	barra	
der Elefant	gnay (gnié)	ghiova	samma
Elefantenzähne	gnay negnay	n' hierreghiova	samma ning
der Ellbogen	smay - knoton	somdon	
die Erde	soffi	lehidy	banko
essen	(lécamm)		
das Ei	nen	whochionde	suhsey killy
der Faden	ovin	guarahie	
falsch			funniala
farzen	doch-hott	ride	
ein Fäßchen	pippa		ankoret
die Feder	doungue	donguo	
der Fels			barry
das Ferken	droai	babalady	
die Fesseln	guingue	gue-hy elle	
das Fett	divgunek	bellere	
das Feuer	safara	giu-hingol	dimbatt

Deutsch	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
das Fieber	guernama		
die Finger	ſma-baram	fedekendo	
der Fisch	guenn (guienn)	linghno	heo
die Fischer	moll	kiou-ballo	
der Fischhamen	delika	ouande	
die Fischleine	ſmabou-delingha	ovande	
das Fleisch	yapp	tehau	
die Flinte	faital	fetel	kiddo
der Fluch	ſmabok (hanabi)	ſoldebama oder kollel yaimo	
der Fluß			bato
fragen	lay		
Franzwein	m' ſango lovabb	chink	
die Frau	digin	debo	muhſa
—— eine ſchwangere	digin-gobirr (birna)	deboredo	
der Fuß		(Koſſengal)	
die Füſſe	ſimatank	koſſede	
die Gabel			garſa
das Garn	ovin	guarahie	
gehen	doch' oll	medo' hyaſſa	ta

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
gekrümmt		loko	
Glasknöpfchen	hyarak	bourely	
Glied das männliche	soull	solde	
— das weibliche	sacere oder sare	kollo	
Gott	i-halla	allah	alla (Kanniba)
groß	maguena	mahodo	bau
Gummi		la-koude	
die Gurgel	sman-pouroch	dandy	
gut			abetty
das Haar	kaghovar	soukendo	
der Hals	sman pouroch	dandy	
das Halstuch	smah (crowat)	lessoll	
der Hahn			duhntung oder susih kea
die Hand	loho (djungo)	youngo	bulla
die Hände waschen	raghen	lahou' yongo	
ein Hangbette	lodeapp	lesso	

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
das Haupt	smababb	horde	kung
der Hauptmann	kapitan	loamdo	
das Haus	sman	souddo	su
die Haut	smagh-dayr	goure	
das Hemde	boughtovap	d' olanke	
der Herr	(borom.)		
der Himmel	assaman	hy alla	
der Hintere	tate-ghir	rotere	
der Hirse	(dougoupp)		
das Holz	matt	leggal	
die Hölle			jehonama
die Hosen	lowapp	louhouba	
die Hüften	loupp	bouhall	
das Huhn	gnaarr (guénar)	guertogall	suhsi musa
der Hund	khaay	rehovandou	wuhloe
die Hure	guelurdi	sakke	jelly muhsa *)

husten

*) Da bei den Mandingoern ein Musikant oder Bänkelsänger jelly kea genannt wird, so scheint die erste Bedeutung der Worte jelly muhsa Sängerinn zu seyn, und ich vermuthe daher, da die Negermusikanten ohnehin unehrlich sind, daß die Mandingoer einen gleichen Begriff mit dem Worte Sängerinn verbinden,

Deutsch	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
husten	sokkatt	loghiomde	
ich			inta
der Kahn	galtovap	lahna	kaluhn
es ist kalt	luina	ghian-gol	ninny
die Kanone	bamberta	fetel	
der Kaufmann			jonko
die Kazze	ghenaapp	oulonde	neankom
der Kessel	kranghiare	barma	
das Kind		(Minge)	
Kinder der Fürsten	domeguaiche	byla hamde	
klein	neocina	choukahiel	nding
die Kleien von gekochtem Hirse		changle	
der Knabe	ovassy	soukagorko	
kneipen	domp	mouchioude	
die Knie	sma-huhm	holbondou	
der Köcher	smahkallah		
kommen			na. Komm her, na na re
der König	burre (bour)	lahamde	mansa
die Königin	guaihe	guefoulbe	

als man in Ostindien mit der Benennung einer Tänzerinn.

Deutsch	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
der Kopf	smababb (boppe)	horde (Horee)	kung
der Koster	lassa	borde	
krank	raguena	ognia-huy	mun kand
krazzen	hok-halma	nanhyady	
Kräuter	miagh		
das Krokodill	qua-sik	norova	bumbo
krumm		loko	
ein Krüppel	soghe	bossare	
die Kuh			nihsa muhsa
das Kupfer	prum	hyak - haovale	
der Kuskus	arequere		
lachen	raihal	ghialde	
lahm	soghe	bossare	
Läuse	teings	bamdy	krankih
Leinwand	endymon	chomchou	
das Licht			kandea
Lippen	smatovin	tondo	
der Löwe			jatta
lügen	varnaa	hadarime	
ein Mädchen	n'daouch digin	soukka	
Mais oder indianisch Korn.	dough-oub	makkary	

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
ein Mann	goourgue (gour)	gorko - mahodo (Gorko)	kea
die Matraze	entedou	lesso	
das Meer	smandai	gueek	
die Meerkazze	goloch	owandov	
mein und meine		sman	
der Mensch		(Netlo)	
das Messer	pak-ha	pake	moruh
die Messerscheide	smanbar-pakha	ovana	
die Milch	(sau)		nunno
der Mond	uhaaire	leoure (Leogo)	korro (Pantindee)
der Mund	gueminin	hendouko	dau
die Mutter		(Hamma)	bau (Jem)
der Nabel	smal-loutt	houddo	
die Nacht	goudina	guiema	
die Nadeln	poursa	messelael	
der Nagel	dinguetitt	pangal	
die Nägel an Fingern	huai	chegguen	
ein Narr			tuhrala
die Nase	smak-bokan (bacann)	hener	
nein	d' haair	ala	

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
niesen	maugre tesſely	hiſſeloude	
Nüſſe			teah
der Ochse	(nac)	nague	
die Ohren	ſmanoppe	noppy	
eine Orange		kanghe	
Palmwein	m' ſango jeloffi	chingue	tangi
das Papier	kahait	barkol	koyto
der Papagai	inkay	ſolerou	
eine Pfeife (Tabak zu rauchen)	ſmanano	hy' ardougal	da
pfeifen mit dem Munde	owany leſte	houde	
der Pfeil	ſmak tonghar'		bennia
das Pferd	farſz	poukkiou	ſuhoe
piſſen	berouch	haing-huje	
rauchen			ſizih
die Razze	guenach	d' omprou	
reden	ovache	halle	
der Regen	taou	tobbo	ſanju
der Reiß	(Guiebb)		
die Rippen	uwett	chabiburde	
das Rind		nague	

Deutsch	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
der Rok	boubou-tou-vap	dolangue	
roth	logh-ovek	bodeghio-un'n	wuhllima
ein Ruder o. der Pagai	watt		
rudern einen Kahn	giolle gal-gue	haodguiou	
die Ruthe oder das männliche Glied	ſoull	ſolde	
Salz	ſok matte	lambdam	koe
ein Sänger			jelly kea
Sanglet, o. der Kleien von gekochtem Hirse		changle	
die Schachtel	ovach ande		
das Schaf	ommghargh	balou oder ſedre	kornell
die Scheide	ſmanbar-guaiſy	ovana	
ſcheiſſen	mangredou-li	boude	
der Schenkel	ſmap-paire	kavaſſongal	
das Schiff	manguena	randy	tobaubo ka-luhn

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
schinden oder die Haut abziehen	maugre-faisse	houttoude	
schlafen		dahnady	
die Schlange	qua'nn	body oder gorory	sau
der Schlemmer		hoderoro	
das Schloß an einer Flinte		loſſoul fetel	
der Schlüssel	donoua-chande	bidho	
das Schmeer	divgunek	bellere	
schneiden	doghol	tay	
sich schneuzen	nien-doou	n'gieto	
schön			nihmau
Schreibbuch	smakyet gu-more-bind	deffeterre	
schreiben	binde	w'hin d'ou-de	
das Schwein	(bamm)		(ein wildes) seo
die Schwester			barrin muh-sa
die Schuhe	dale (dal)	pade	
der Sklave	guamon	mokkhiou-dou	jong

Deutsch	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
die See	ſinandai	gueek	bdto bau
das Segel	wirr	oughderel-hana	
ſingen	ovayel	hyemdy	
der Siz	gangone	ghiodorde	
ſizzen	ſongoane	ghiodo	
die Sonne	ghiante fin-kan	nahangue (Nange)	tillo (Tille)
ſpazierenge-hen	doch' oll	medo'hy aſ-ſa	
ein Spizbube	ſoch - horby	abonde	
ſprechen	ovaihe	halle	
ſpukken	toffli	thoude	
eine Stange Eiſen	barra (win)		
ſtehen	guekkiffi	doradan	
der Stein	doyg	hayre	
der Stier			nihſa kea
der Strauß	(gaminte)	nedau	
der Strik	boume	boghol	
ein Stük, Kanone	bamberta	fetel	
die Tafel	gangona	gango	meſo
der Tag	lelegh	ſoubakka	
der Talg	divgunek	bellere	
tanzen	faikke	hemde	

Deutsch	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
die Taube	pettek		
tauschen	nanvegui	sohode	
der Teufel	guinnay	guine	buaw
Theer	sandol		
Tobak	tmagha	taba	
Tobakspfeife	smanano	ky' ardou-gal	
der Tod	dehaina	mahyje	sata
tödten	ruy	ouharde	
der Topf	kingn	fahando	
trinken	mangrenam (nane)	hyarde	amih
Trompete	bouffsa		
der Vater		(Baba)	fau (Ba)
viel	barena	heuy	
ein Vielfraß		haderoro	
der Vogel	arral	k' hiolly	suhsih
die Waffen	smal-loho	ghion-ghe	
warten	guekkiffi	doradan	
das Wasser	m' doch	d' hiam	ji
waschen die Hände	raghen	lahou yongo	
das Weib	digin (guiguenn)	debo (Debo)	muhsa
weinen	d' goise	who' hedde	
weiß			qui

Deutsch	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
ich weiß			alo. Ich weiß nicht, malo
werfen	sannir	verlady	
der Wind	gallaou	hendon	
wohl			kandi
der Wolf	(bouqui)		fillo
die Zähe	smahua-je-tank	peddely	
die Zähne	smabenabin	n'hierre	ning
das Zelt	raya	arhayhillan	
die Ziege	bay	behova	
zittern	denaloch	chin' houde	
Zukker	l'hem	l' hyombry	
die Zunge	laming (lamai)	d' heingall	
zwikken	domp	mouchioude	

Die Zahlen.

	Jaloffisch	Sulisch	Manding. *)
1	ben	guh (go)	killin(keling)
2	yaare	didy (didi)	fuhlla (filla)

*) Oldendorp gibt auf seiner Tabelle von den Neger-sprachen, die Zahlen der Mandingoer nicht an, theilt uns aber dafür die Zahlen der Jalunkansprache mit,

	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
3	yet	taty (taddi)	ſabba (ſaba)
4	yanet	naye (nei)	nani (nani)
5	guerom	guieve (djoi)	luhluh (lolu)
6	guerom-ben	guie guh (djego)	oro (worro)
7	guerom-ya are	guie-didy (tjedidi)	oronglo (orwila)
8	guerom-yet	guie-taty (jenai)	ſye (ſagi)
9	guerom-ya-net	guie-nay (jädet)	konunti (kononto)
10	fuk	ſappo (ſappoi)	tong (tan)
11	fuk-ak-ben	ſappoe-guh (ſappoi-go)	tong ning killin (ta-nin-kelling)
12	fuk-ak-ya-are	ſappoe - didi (ſappoi.didi)	tong ning fuhlla (ta-ninfilla)
13	fuk-ak-yet	ſappoe-taty (ſappoi-tad-di)	tong ning ſabba
14	fuk-ak-ya-net	ſappoe - na-ye	tong ning nani
15	fuk-ak-gue-rom	ſappoe-gui-eve	tong ning luhluh

die ich hier den mandingoiſchen nach Barbot beigeſezt habe, weil ſie ganz mit denſelben übereinſtimmen.

	Jaloffisch	Sulisch	Mandingoisch
16	fuk-ak-gue-rom-ben	ſappoe-guie-gah	tong ning oro
17	fuk-ak-gue-rom-yaare	ſappoe-guie-didy	tong ning oronglo
18	fuk-ak-gue-rom yet	ſappoe-guie-taty	tong ning ſye
19	fuk-ak-gue-rom-yanet	ſappoe-guie-naye	tong ning konunti
20	nitte	ſoppo	mwau (mo-ban)
21	nitte-ak-ben	ſoppoe-guh	
30	fonoair	naggah	mwau ning-tong
40	yanet-fuke		mwau fuhl-la
50	guerom-fu-ke		mwau fuhl-la ningtong
60	guerom-be-na-fuke		mwau ſabba
70	guerom-ya-are-fuke		mwau ſabba ningtong
80	guerom-yet-fuke		mwau nani
90	guerom-ya-net-fuke		mwau nani ningtong
100	temer	temedere	kemmy

	Jaloffisch	Fulisch	Mandingoisch
200	yaare-temer	temedere-didy	
300	yet-temer	temedere-taty	
1000	gune	temedere-ſappo	wuhlly
1020	gune-aknitte	temedere-ſoppo *)	

*) Dies ſcheint aber nur hundert und zwanzig zu bedeuten, da temedere hundert und ſoppo zwanzig heißt. — Uebrigens iſt es viel, daß dieſe Negern ſo weit hinauf zählen können. Es beweist, daß ſie keine Wilde ſind.

Sitten, Gebräuche und Meinungen der Negern in Senegambien.

Die Negervölkerschaften in Senegambien haben Sitten, Gebräuche und Meinungen größtentheils miteinander gemein, so verschieden sie auch sonst in Gestalt, Sprache, moralischem Karakter und Abstammung sind. Gleiches Klima, gleicher Boden, gleiche Naturprodukte und dann die Gemeinschaft miteinander sind die Ursachen, warum die Sitten, Gebräuche und Meinungen bei den verschiedenen Völkern dieses Landes einander doch sehr ähnlich und gleich sind.

Mancherlei äussere Umstände bewirken zwar auch mancherlei Abweichungen von dieser allgemeinen Regel, ohne sie doch umzustossen; aber sie sind wirklich im Ganzen genommen nicht sehr bedeutend, und sind leicht zu erklären.

Grösserer Schwierigkeit ist die Vereinigung der sehr auffallenden Widersprüche der verschiedenen Schriftsteller, welche uns die Sitten der senegambischen Negern schildern, unterworfen. Diese Widersprüche rühren aber wol größtentheils von der Verschiedenheit der Zeit, der Umstände, der Lage und des Gesichtspunkts der Beobachter, und von jener Verschiedenheit der einzelnen Völker selbst her.

Die genannten Beschreiber von Senegambien haben alle mehr oder weniger, die Sitten der Ne-

gern dieses Landes geschildert; aus ihren Nachrichten und Bemerkungen wollen wir die Züge ausheben, welche die zu entwerfende Skizze bilden können *).

Eine ganz ausgemalte Schilderung kann erst dann erwartet werden, wann ein **philosophischer Beobachter** einst diese Gegenden bereiset. Daß dies bald geschehen möge, ist für die Erweiterung der Menschenkunde sehr zu wünschen!

Unterdessen hier diese Skizze.

---

*) Die Schriftsteller die hieher gehören, sind: Jannequin, Le Maire, Jobson, Moore, Labat, Demanet, Lindsay, Adanson und der ungenannte Verfasser der Description de la Nigritie. — Aus den fünf ersteren haben die Herausgeber der allg. Historie der Reisen ihre ziemlich gut gerathene Schilderung der senegambischen Negern geschöpft, die man im III. B. jenes Werks von S. 187. bis 248. findet, und die ich hier mit Zuziehung der neueren Schriftsteller benuzt habe.

§. 1.

Nahrung.

Der erste Gegenstand, den wir bei den Sitten der senegambischen Negern zu betrachten haben, ist ihre Nahrung, ihre Speisen und Getränke, und ihre Art zu essen.

Die gemeinen Negern essen des Tages nur einmal, nämlich nach Sonnenuntergange, weil sie die Meinung hegen, es sei der Gesundheit am zuträglichsten, wenn man des Tags nur einmal und zwar in der Kühle esse *). Ihre gewöhnliche Speise ist gekochter Reiß, oder Hirse, oder Maismehl, welches von den Weibern in ausgehölten Kürbsen warm aufgetragen wird. Sie nehmen die Speise mit den Fingern, machen einen runden Bissen daraus, und stekken ihn dann in den Mund. Die meisten begnügen sich lieber mit dieser Speise, als daß sie sich die Mühe nehmen, für Fleisch oder Fische zu sorgen. Sie ziehen zwar auch Federvieh und kennen die Kunst, Kapaunen zu verschneiden; aber sie vertauschen solche meistens gegen Eisen, gläserne Perlen, und dergleichen Waaren.

*) Nach Jobson, welcher diese Gewohnheit als ein gutes Mittel zur Erhaltung der Gesundheit auch den Engländern anempfielt.

Die Vornehmen essen zwar besser als die Geringeren, aber doch ist die Nahrung der Negern überhaupt schlecht und einfach, und besteht vorzüglich in zweierlei Speisen, Sanglet und Kuskus *), die aus Reiß oder Hirse, oder Maismehl, mit Milch, Vögeln, bisweilen auch mit Fischen oder Wildprät zugerichtet werden. Nur selten schlachten sie ihr Vieh, ausser bei grossen Festen und andern ausserordentlichen Gelegenheiten.

Von der Zubereitung ihrer Speisen müssen wir hier noch besonders sprechen. Sie ist das Geschäfte der Weiber.

Mit Anbruch des Tags fangen diese an, Sanglet zu machen, wozu volle sechs Stunden Arbeit erfordert werden. Zwei oder drei Weiber nehmen zuerst den Hirse oder Mais **) und stossen ihn in tiefen hölzernen Mörseln; denn Mühlen haben sie nicht. Wenn die Körner von den Hülsen abgesondert sind, so reinigen sie dieselben in Wannen, die aus Palmblättern gemacht sind, und kochen sie darauf entweder in Milch, oder Wasser, oder in Butter und Fleischbrühe, oder mit gedörrten Fischen.

---

*) Ein maurisches Wort; die Marokaner sprechen es Kuskuso oder Kuskasu.

**) Der Hirse ist gewöhnlicher, weil er in Senegambien am häufigsten wächst.

Der Ruskus oder Ruschkusch, ist ihr beßtes und gewöhnlichstes Gerichte. Dieses besteht aus Hirse oder Reis, der gestampft und rein gesiebt wird. Dann machen sie einen Teig mit Wasser daraus, und bilden ihn in kleine Küchelchen. Wenn die Küchelchen wol getröknet sind, so werden sie in einem Durchschlage über einen Topf gesezt, in welchem Fleisch mit Palmenöle gekocht worden, damit sie den Geruch davon bekommen. Dies Gericht schmekt gut, wenn es recht zubereitet und vom Sande gereiniget ist, welches aber selten geschieht *). —

*) Höst schildert (S. 107.) die Art, wie die Marokaner den Ruskus machen, mit folgenden Worten: „Eine Maurin nimmt ein grosses hölzernes Geschirr, worin sie ein wenig Weizenmehl und Wasser hin und her rührt, bis es wie Grüzze wird. Sie thut hernach so oft eine Handvoll Mehl und ein wenig Wasser hinzu, und bearbeitet es, bis sie eine so grosse Porzion bekommen hat, als nöthig ist. Alsdann wird ein irdener Topf mit frischem Fleisch auf das Feuer gethan, oben auf denselben wird ein anderer irdener Topf mit Löchern in dem Boden gesezt, worin der vorhin bereitete Ruskus, unter aufgelegtem Dekkel, von dem heissen Dampf oder Dunst, welcher aus dem Fleischtopf steigt, kochen muß, woraus bisweilen etwas von der Suppe auf den Ruskus gethan wird, bis er endlich genug gekocht ist. Nunmehr wird er in einem grossen Steingefässe angerichtet, welches

Dieser Kuskus hält sich sehr gut; deßwegen nehmen sie, statt alles andern Proviants in einem Beutel, der Arms dik und eine halbe Elle lang ist, solchen wolausgebaknen Kuskus mit sich, wann sie zu Felde ziehen *). Anderes Brod haben sie nicht, ausser in Unter-Senegambien, wo so wol die Negern, als die Portugiesen sich Brod aus Maniok- oder Kassavemehl bakken.

Dieses Brod wird auf folgende Art zubereitet. Wenn die Wurzeln aus der Erde gezogen sind, so werden sie geschabt, bis die Rinde abgegangen ist; dann reibt man sie auf einer kupfernen Reibe — die Negern in Senegambien bedienen sich bloß eines Brets dazu — wodurch man eine Art Mehl gewinnt, das wie Sägspänen aussieht; hierauf wird dieses Mehl in Säkke gethan und ausgepreßt, damit der giftige Saft **) dieser Wurzeln davon abfliesse; die Negern haben keine andre Presse dazu, als die allereinfachste; sie legen nämlich die Säkke mit Kassavemehl schichtweise unter einen gewaltsam niedergebogenen Ast eines Baumes, und

---

nach unten ganz schmal, und oben weit ist." — Auch auf den Kapwerdischen Inseln ist diese Speise beliebt.

*) Der Kuskus wird als eine gesunde Speise gerühmt; nur Barbot hält ihn für unverdaulich.

**) Nach der Behauptung der Reisebeschreiber, besonders des Isert (S. 328.) und des Matthews (S. 58.) ist die afrikanische Maniokwurzel ohne alles Gift; welches aber nicht von der amerikanischen gilt.

beschweren denselben mit Steinen. Wann nun der Saft ausgedrükt ist, so wird das Mehl gesiebt — auch das Sieb der Negern ist ganz einfach — und dann zu einem Teig gemacht, der auf einer runden eisernen Platte zu einem ungefähr einen Viertelszoll dikken Kuchen gebakken, und nachher noch einige Stunden in die Sonne gelegt wird, um vollends zu troknen *). Dieses Kassave=Brod oder vielmehr diese Kuchen halten sich sehr lange, wenn man sie nur an einem troknen Orte aufbewahrt und zuweilen an die Sonne bringt; sie haben eine liebliche blasse Goldfarbe, und geben eine vortreffliche, leicht verdauliche Nahrung, die auch von den Europäern geschäzt wird. Man ißt dies Kassavebrod entweder trokken oder in Brühe getunkt, in welcher es sehr aufgeht. — Aber die senegambischen Negern besonders die in Mittelsenegambien halten die Zubereitung dieses guten Brods für allzu mühsam, und überlassen es meist nur den Portugiesen, die es durch ihre Sklaven verfertigen lassen. Die Negern insonderheit die Kinder, essen die Maniokwurzeln roh, weil sie süß sind, doch kochen und braten sie sie auch. Die Bewohner von Bissao machen gleichfalls Kuchen aus ihrem Mehle.

*) Die Titelvignette dieses Bands stellt diese Zubereitung des Kassavebrods vor, nach der Kupfertafel Nr. 34. im II. B. der allg. Hist. d. R. — Auch von dieser ist eine Kopie der Beniowskischen Reisegeschichte beigefügt, wo sie die Art, wie die Madegassen das Kassavebrod zubereiten, vorstellen söll.

Ferner essen die senegambischen Negern allerlei Arten von Wurzeln, Gartengewächsen und Früchten, die in ihrem Lande wachsen *). Mit der Zubereitung derselben geben sie sich aber nicht viel Mühe. Ihre Kochkunst ist noch sehr roh. Doch wissen sie Speisen zu kochen, die dem Wilden und Halbwilden ganz fremde sind; z. B. sie machen **Pillau** nach Art der Türken, der in dikgekochtem Reise mit Fleisch besteht. Grünen Mais in den Aehren auf Kohlen geröstet essen sie auch sehr gerne. Ueberhaupt aber sind sie in der Wahl ihrer Speisen gar nicht ekkel; sie essen alles Fleisch **), es muß aber halbfaul seyn und stinken, wenn es nach ihrem Geschmakke seyn soll. Sie verzehren mit grossem Appetit Elefantenfleisch, Krokodille, Schlangen, Heuschrekken u. s. w. Ihr gesunder Magen kann Alles vertragen.

Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser, sei es auch noch so trüb und stinkend ***). Ferner Milch wenn sie Kühe haben, und Palmwein, den sie sehr lieben. Auch brauen sie aus Getreide eine Art Bier, welches **Bullo** genannt wird. Die **Bagnonen** machen noch eine andre Art von starkem

*) Sie sind alle im V. B. dieses Werks beschrieben; ihre Aufzählung ist also hier unnöthig.

**) Nur nicht von Löwen und andern reissenden Thieren. (V. B. d. W. S. 129.)

***) Nach Le Maire.

Bier, **Farob** genannt *), welches durch Kochen aus den Früchten des Kurbari- oder Heuschrekkenbaums zubereitet wird, und sehr gut seyn soll. Die geistigen Getränke lieben sie vorzüglich, und zwar so leidenschaftlich, daß sie um ihrentwillen die Kleider vom Leibe verkaufen. Wenn übrigens schon die Männer starke Säufer sind, so dürfen es die Weiber öffentlich doch nicht wagen, nur einen Schluk zu trinken, bis auf einige, welche die besondere Vergünstigung dazu haben.

Ich bin meinen Lesern noch eine Beschreibung des Palmweins und der Art, wie er gewonnen wird schuldig, die ich ihnen hier nach **Adanson's** Bericht **) mittheilen will.

Der Palmwein ist ein Getränk, welches der Farbe nach der Weinmolken ähnlich sieht. Man zieht ihn auf verschiedene Art aus den Palmbäumen ***). Die erste Art ist, daß man den Stamm etliche Zoll unter der Krone abblättert, diese auf der nur wenige Blätter stehen bleiben, abschneidet, und einen Schnitt hinein macht, in welchen die Blätter gestekt werden, an denen der Wein dann in eine Kürbisflasche, oder in einen kleinen runden irdenen Topf hinab rinnt. Die andere Art den

*) M. s. im III. B. d. W. S. 213.

**) Reisebeschreibung, S. 126. u. ff.

***) Die Bäume, welche diesen Wein geben, sind S. 21. u. ff. im V. B. d. W. beschrieben worden.

Palmwein abzuzapfen besteht darin, daß man unter die Krone des Baums ein rundes Loch macht, anstatt sie abzuschneiden, einige Blätter hineinstekt über welche der Palmwein sich dann auch in den Topf sammelt.

So bald aber dieser Wein aus einem hohen Stamm wie der Kokosbaum ist, gezapft werden soll, so kostet er weit mehr Mühe. Die Negern haben übrigens ein treffliches Mittel hinauf zu kommen. Sie bedienen sich hiezu einer geflochtenen Gurt von Baumrinde, oder von den auf dem Baume ausgetrökneten Palmblättern, welche sie klopfen um sie drei Finger breit flechten zu können. An dem einen Ende dieser Gurt ist ein Loch durch welches ein Hölzchen gestekt wird, das an dem andern Ende fest gemacht ist, und die Stelle eines Knopfes vertritt. Diese Gurt darf weder zu biegsam noch zu hart seyn, sondern elastisch genug daß sie nicht zu sehr nachgibt. Sie stellt eine Art Reif dritthalb Fuß im Durchschnitte vor. Wenn sie aber über den Baum und Leib des Negers gespannt ist, so wird sie oval und so lang, daß zwischen beiden ungefähr anderthalb Fuß Plaz bleibt. Mit ihr binden sie sich ordentlich an den Baum an, und klettern dann hinauf. Zuerst helfen sich mit den Füssen, dann mit den Knieen, hernach mit den Händen, bis derjenige Theil von der Gurt der auf dem Baume aufliegt weiter unten ist, als derjenige, der ihre Hüfte, oder dikke Beine zusam=

menhält, und zugleich die Stelle des Stuhls vertritt. Alsdann nähern sie sich dem Baume wieder, und ziehen den entgegengesezten Theil hinauf, welcher aber bald wieder niedriger kömmt, so wie sie sich mit Hülfe der Kniee wieder erheben. Die Gurt kann wegen der rauhen Rinde des Baumes nicht abglitschen, und bleibt zwischen dem Menschen und Baume immer sehr gespannt. Auf diese Art klettern sie auf den Wipfel des Baums, und schneiden mit den freien Händen die Früchte ab. Sie binden dann diese Früchten nebst der Kürbisflasche voll Wein zusammen und lassen sie an einem Strikke hinunter. Wenn sie hinaufklettern wollen, so vergessen sie nie ihr Werkzeug, das in einem Seil, in einem Messer, und in einer leeren Kürbisflasche besteht, welche an die Stelle der vollen kömmt, über die Schultern zu hängen. Hinab klettern sie auf eben die Weise wie hinauf, nur ziehen sie dann die Gurt abwärts, statt aufwärts. Ihre Herzhaftigkeit, und Geschwindigkeit bei diesen gefährlichen Beschäftigung ist bewundernswürdig. Man hört dabei selten von einem Unglük, die Gurt kann zwar weichen, allein dies geschieht nur äusserst selten.

Die Mühe welche die Negern auf diese Gattung Weinlese verwenden rechnen sie gar nicht hoch an, deswegen ist der Palmwein auch so wolfeil, daß man oft um einen Sols ($1\frac{1}{4}$ Kreuzer) vierzig Maas kaufen kann. Diese Weinlese wird von ihnen täglich ge-

halten, weil der Baum täglich aber immer nur wenig auf einmal Wein gibt. Man kann den Palmwein auch gar nicht lange aufheben, er hält sich nicht und wird säuerlich. Die Negern lassen ihn erst vier und zwanzig Stunden gähren, eh sie ihn trinken, dann erhält er einen angenehmen beissenden Geschmak. Am dritten Tage ist er noch immer trinkbar, doch steigt er alsdann in den Kopf, und verursacht eine gefährliche Trunkenheit. Nach dieser Zeit wird er zu einem übelriechenden Essig. Wann der Wein gerade vom Baume kömmt, schmekt er am beßten. Er hat einen süßlichen Geschmak mit einer angenehmen Schärfe vermischt. Nur zwölf Stunden später ist er lange nicht mehr so gut. Sein Hauptfehler ist, daß er sich nicht hält. Uebrigens kömmt er in jeder Rüksicht dem europäischen Weine nicht nach. Er behält immer etwas korrosives an sich, man mag ihn frisch oder älter trinken. Süß ist er ganz unschädlich.

Die Art, wie die Negern essen ist eben so einfach, als ihre Nahrung selbst, und ihre Kochkunst ist; sie haben weder Teller noch Platten, weder Messer noch Gabeln *), weder Tischtücher noch Servietten, nicht einmal Tische; wie unreinlich es dann zugehen muß, ist leicht zu erachten; das

*) Doch gibt es Negern, die sich hölzerner Löffel bedienen. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 296.)

Fleisch wird mit den Fingern zerrissen, und Jeder fährt mit seiner Hand in die Schüssel *). Sie gebrauchen aber nur die rechte Hand zum Einstekken in den Mund; denn die linke halten sie für unrein, welche Sitte sie von den Mohren entlehnt haben.

Die Weiber dürfen nicht zugleich mit den Männern essen; sie müssen diese bei der Mahlzeit bedienen, und dürfen erst nachher essen, wann diese abgespeiset haben. Aermere machen aber nicht so viele Zeremonien.

Die Vornehmeren haben schon mehr europäische Gewohnheiten nachgeahmt, und bedienen sich zum Theil auch europäischer Geräthschaften zum Essen.

Ehmals durfte kein Weisser den **Damel** oder König von Kajor essen sehen; diese bei vielen Völkern noch übliche Sitte soll aber in neueren Zeiten abgeschafft worden seyn **).

§. 2.

Kleidung.

Die Kleidung der senegambischen Negern ist überhaupt ganz einfach.

Die am Senegal tragen zu ihrer Bedekkung

*) Eine Negermalzeit ist S. 178. im IV. B. d. W. schon geschildert worden.

**) Allg. Hist. d. R. III. B. S. 192.

gewöhnlich nur ein kleines Stük Leinwand, das sie zwischen den Beinen durchziehen; die beiden Zipfel nehmen sie dann herauf, befestigen sie mit einer Schnur, und bilden dadurch eine Art von Hosen. Ueberdies hängen sie auch gewöhnlich ein **Pagne** — ein Stük baumwollnes Tuch, so groß wie eine Serviette — nachläßig über die Achseln. — Dies ist die Mannskleidung.

Die Tracht der Weiber ist eben so einfach; sie besteht in zweien Pagnes, von welchen der eine, wie ein Schurz um die Lenden gewikkelt wird; der andre aber wie ein Mäntelchen um die Schultern hängt, und oft auch noch den Kopf bedekt. Diesen zweiten Pagne legen sie aber ab, so oft er ihnen hinderlich ist. — Diese Kleidung ist für das heisse Klima ziemlich sittsam.

Die Kinder beiderlei Geschlechts gehen bis zu ihrer Mannbarkeit ganz nakt *).

Von den Negern an der Gambia sagt **Jobson** **), daß sie, nämlich die Männer, Hemden und Hosen tragen. Das Hemde ist von blauer und weisser Baumwolle, und geht bis auf die Knie. Es hat sehr weite Aermel, die sie, wenn sie ihre Aerme brauchen wollen, über die Schultern zusammenziehen. Die Hosen sind in Falten gelegt, so daß sie ungefähr die Gestalt eines Küs-

*) Adanson's Reisebeschreibung, S. 27, 28. u. 36.

**) Allg. Hist. d. R. III. S. 189.

sen um den Hintern und die Schenkel herum ausmachen, deswegen müssen sie im Gehen die Beine weit auseinander sperren. Mit den Füssen gehen sie bloß, ausser daß sie lederne Sohlen haben, die um die grosse Zähe und die Ferse zugeschnürt werden. Ausser diesen Kleidern sind sie über und über am Kopfe, Leibe, Händen und Füssen mit Grisgris (oder Amuletten) behangen. Die Männer tragen auch Degen, welche von der rechten Schulter herabhangen. Andere tragen Assagajen, oder drei Ellen lange Wurfspiesse, andere Bogen und Pfeile. Alle aber haben Messer an der Seite. Die Weiber tragen nichts, als blauen und weissen Kattun, womit sie um die Lenden aufgeschürzt sind; denn oberhalb gehen sie nakt. Zum Puzze aber lassen (vorzüglich die Mandingoer) sich Figuren auf den Rükken zeichnen, welche, die Farbe ausgenommen, wie ein gewürfeltes Tischtuch aussehen. Manchmal werfen sie noch ein anderes baumwollen Tuch über die Achseln.

Auf diese Art ist die Kleidung des größten Theils der Negern beschaffen. Nur der Stand macht einen Unterschied. Die Armen haben nichts, als ein Stük Leinwand oder Baumwolle, eine Viertelelle breit, um ihre Blösse zu bedekken. Dieses ist an ein Band angemacht, welches statt des Gürtels dienet. Das Stük Zeug lassen sie vorne und hinten hinabhängen, und es dünkt sie eine grosse Zierde. Vornehme Negern tragen ge-

wöhnlich eine baumwollene Kutte, von allerlei Farben, die wie ein Franziskanerrok gemacht ist, mit langen und weiten Aermeln, ohne Falten um den Hals, mit einem einzigen Schlizze, wie ein europäisches Weiberhemd, durch welchen sie, wie bei einem solchen, den Kopf durchstekken. Diese Kutte geht nur bis auf die Hälfte des Schenkels herab. Dazu tragen sie Beinkleider von eben demselben Zeuge, die von dem Gürtel bis unter die Kniee gehen, und so weit sind, daß fünf Ellen Tuch dazu erfordert werden. Sie sehen daher aus wie Weiber-Unterrökke, die man unten zusammengenäht hat, so daß nur zwei Löcher gelassen werden, wo sie die Beine durchstekken können. Je weiter sie sind, desto mehr sind sie nach der Mode *). Barbot sagt, der Name dieser Beinkleider sei Juba. Sie sind aus dikkem Zeuge gemacht, und werden vorzüglich im Winter getragen. Im Sommer tragen sie ein blosses leinenes Hemde, mit einer kleinen Leder- oder Bastmüzze, die knapp auf dem Kopfe liegt, aber an der Spizze weit wird, wie eine Mönchskappe. Die meisten führen immer ein Messer bei sich, das sie am Halse hängen haben, und einen Wurfspieß.

Das gemeine Volk geht barfuß, die Leute vom Stande aber haben lederne Sohlen, die am Ende des Fusses nach Art der Alten mit Bändern bevestiget sind. Ihr kurzes Haar puzzen sie sehr artig mit

*) M. s. die Abbildung in Le Maire's Voyage &c.

Grisgris, Silber, Leder, Korallen, Kupfer, u. s. w. auch haben sie silberne, zinnerne und kupferne Ohrengehänge. Diejenigen, welche von Sklaven herstammen, haben nicht die Erlaubniß ihr Haar offen zu tragen.

Die Mädchen und Weiber wenden viele Sorgfalt auf ihren Kopfpuz; sie tragen Korallen und allerlei Flitterwerk in den Haaren, und bedekken sich den Kopf mit einer Art von Haube oder Aufsaz (Fontange) der eine Viertelelle hoch ist, und je höher er ist für desto schöner geachtet wird. Ferner gehören auch Fuß- und Armringe, Schnüre von Korallen und Perlen und allerlei Klapperwerke zum Puzze der Negern und Negerinnen.

Leztere insonderheit sind so puzsüchtig als irgend eine Europäerin es seyn kann; sie geben ihren Pagnen tausenderlei Gestalten, legen sie auf allerlei Art in Falten, und brauchen — wenn sie sich recht herauspuzzen wollen — oft wol eine Stunde zu ihrer Toilette.

Männer, und besonders Weiber tragen sehr gern ein Gebund kleiner Schlüssel, welche sie vom Gürtel hinabhängen lassen, bloß damit sie für reich angesehen werden *).

Die Eitelkeit ist auch in Afrika zu Hause! —

*) Nach Moore. (Allg. Hist. d. R. III. B. S. 191.

§. 3.

Wohnungen und Hausgeräthe.

Die Trägheit der Negern überwiegt ihre Liebe zur Bequemlichkeit; ihre einfache Lebensart stimmt mit jener überein, und sie sind gar nicht geneigt, ihren Zustand auf Kosten ihrer Faulheit zu verbessern; doch lassen sie sich noch von den Europäern zurechtweisen, so weit es ohne gar zu grosse Aufopferung ihres Müßiggangs geschehen kann.

Dies findet sich auch in der Betrachtung ihrer Wohnungen und ihres Hausgeräthes bestätigt.

Ihre Häuser sind elende, niedrige, unbequeme Hütten.

Wir wollen die Beschreibung derselben, so wie sie auf der Insel Senegal beschaffen sind, von Adanson *) entlehnen.

„Die Hütten der Negern sehen wie Taubenschläge, oder vielmehr wie Bienenkörbe aus. Ihre Wände bestehen aus dicht zusammengefügtem Rohre, und werden von Pfählen gehalten, die in der Erde befestigt sind. Diese Pfähle sind ungefähr fünf bis sechs Fuß hoch, und tragen eine gleich hohe runde Dekke von Stroh, welche eben so spizzig zuläuft. Die Hütte hat keinen andern Fußboden als die Erde, und hält zehen bis fünfzehen Fuß im Durchmesser. Ihre einzige Oeffnung besteht in

*) Reisebeschreibung, S. 25. u. ff.

in einer niedrigen vierekten Thüre, welche oft noch unten auf der Erde eine Fuß hohe Schwelle hat. Man muß sich also beim Hineingehen äusserst tief bükken, zugleich aber den Fuß sehr hoch erheben, und dadurch die lächerlichste Stellung annehmen *). Das Hausgeräthe ist von gleichem Schlage. Sehr oft findet man für eine ganze Haushaltung nicht mehr als ein oder zwei Betten, worin Herrschaft, Kinder und Gesinde unter einander schlafen. Ein solches Bett besteht aus einer auf Querhölzern liegenden Flechte, welche auf einer Art Gabeln ruhet die einen Fuß hoch über die Erde ragen. Ueber die Flechte wird eine Matte gebreitet, welche die Stelle alles Bettzeugs versieht, von dem sie gar nichts wissen **). Ihr übriges Hausgeräth ist sehr geringe und einfach. Es besteht aus einigen irdenen Töpfen, welche die Negern Kanaris nennen, aus Kürbisflaschen, Mulden, und andern unbedeutenden Kleinigkeiten.

Wenn ein Hausherr wie dies bei Reichen oft geschieht, mehrere Hütten besizt, so zieht er um alle einen Zaun von Rohr. Die Negern sehen zwar bei ihrem Bau sehr wenig auf Symmeterie, doch haben sie auf Veranstaltung der Franzosen bei dem Bau ihres Dorfs auf der Insel Senegal eine gewisse

*) Bei Le Maire, p. 68. findet man solche Hütten abgebildet.

**) Auf diesen Betten, merkt Le Maire an, kann man ohne Mühe alle Ribben im Leibe entzwei brechen.

Gleichförmigkeit beobachtet, so daß das Ganze einer kleinen Stadt mit geraden Gassen ähnlich sieht. Die Gassen sind nicht gepflastert, welches kaum möglich wäre, da man in einer Entfernung von dreißig Meilen keinen Stein treffen kann. Der Sand womit der Boden der Insel bedekt ist, erspart den Negern diese Mühe und gewährt ihnen noch den Vortheil, daß sie auf ihm fast eben so weich sizzen als auf Sesseln nach der Mode. Dieser Sand der sehr leicht ist, hat auch noch die Eigenschaft, daß er nach dem Regen gleich wieder trokken wird." —

Aber nicht einmal alle Negerhütten sind so gut gebaut, als die auf der Senegalinsel. Schon auf der benachbarten Insel Sor fand Adanson *) die Hütten der Negern nicht so groß und nicht so schön. Bei einigen derselben gieng das Dach beinahe bis auf die Erde, war aber vorne bei der Thüre aufwärts gezogen, und mit einigen Pfählen unterstüzt, so daß es ein schattichtes Schirmdach bildete. Andre Hütten hatten Wände mit fetter Erde überzogen, die mit Kühmist durchgeknätet war, welches ihnen einen übeln Geruch gab. Diese hatten zwei entgegengesezte Oeffnungen, jede rund, anderthalb Fuß breit, und in einer Höhe von zwei Fuß in der Wand angebracht. — „Ich hatte (sagt Adanson) die vierekten Thüren auf der Insel Senegal eben so beschwerlich als lächer=

*) Reisebeschreibung, S. 35. u. 36.

lich gefunden; aber diese kamen mir noch viel lächerlicher vor, weil ich die Kniee bis an das Kinn emporheben mußte, wenn ich durch dieselben in die Hütte wollte. Innwendig sahen diese Hütten denen auf der Senegal=Insel vollkommen gleich. Die Gassen waren eben so wenig regelmäßig angelegt, als die Hütten, und waren überaus enge; dennoch sind diese Negerdörfer sehr angenehm, weil sie häufig mit Bäumen bepflanzt sind, welche eine erquikkende Kühle verbreiten, und zugleich das Aug durch ihr beständiges Grün ergözzen."

So weit Adanson. —

Nichts treibt diese Negern an, sich schönere und bessere Häuser zu bauen; ihre armseligen Hütten sind ihnen zum Schuz gegen Wind und Wetter hinreichend; mehr verlangen sie nicht, denn kein Ehrgeiz spornt sie, prächtige Städte, Schlösser oder Lusthäuser zu erbauen. Sie besizzen auch weder Geschiklichkeit, noch Fleiß noch Materialien dazu. —

Wirkliche Städte, die diesen Namen mit Recht führen können, findet man in ganz Senegambien nicht. Die Negern wohnen in kleineren und grösseren Dörfern oder Flekken; leztere werden dann gewöhnlich von den Reisebeschreibern — die meist alle durch das Mikroskop sehen — Städte genannt. Eine Hyperbel die man ihnen zu gut halten muß.

Die Dörfer der Fulier und die sogenannten Negerstädte an der Gambia sind meist alle zirkel-

rund gebaut *). In den Negerländern an der Gambia sind die Hütten von einem besonders zugerichteten röthlichen Leime gebauet, der mit der Zeit sehr hart wird. Das Land hat einen Ueberfluß von diesem Leime, welcher die besten Ziegel von der Welt geben würde, wenn man ihn dazu gebrauchen wollte. Manche Häuser sind aber auch ganz und gar von geflochtenem Schilfrohre gemacht. Um des Regens willen sind die Häuser in Senegambien durchgehends rund gebaut. Die Dörfer haben meistens einen geflochtenen oder lebendigen Zaun zur Einfassung, und dieser soll gegen die wilden Thiere dienen; dennoch müssen sie oft noch zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen, z. B. daß sie grosse Feuer anmachen, auf den Trommeln schlagen und schreien, damit sie diese ungebetenen Gäste verjagen.

Die grösseren Oerter, besonders die königlichen Residenzen sind stärker mit Pallisaden und dergleichen befestigt.

Wie unbequem die Hütten der Negern sind, läßt sich aus dem Gesagten schliessen. In manchen kann man nicht aufrecht stehen; da sie keine Fenster haben, so fällt ihr Licht ganz allein durch die äusserst niedrige Thüre, durch welche man fast auf den Knieen hinein kriechen muß, und durch die

*) Nämlich was die äussere Einfassung betrifft. Eine Abbildung eines solchen Negerdorfs findet man im II. B. der allg. Hist. d. R. Nr. 31. S. 352.

Rizzen hinein. Ueberdies sind sie auch ganz rauchig und stinken vom Ruß. Da die Negern beständig Feuer halten, und dem Rauche keine andre Oeffnung lassen, als die Thüre, so ist es einem Europäer kaum möglich darin zu bleiben.

Ein anderer Nachtheil dieser elenden Hütten ist ihre leichte Brennbarkeit, wodurch gar oft eine grosse Feuersbrunst entsteht *), besonders in den Dörfern der **Mandingoern**, welche ihre Häuser dicht an einander zu bauen pflegen. Wenn man sie fragt, warum sie nicht weiter von einander bauten, so sagen sie ihre Vorfahren hätten es auch so gemacht, und seien doch weiser gewesen als sie.

Diese Hütten heissen **Rombets**, und jede Wohnung besteht, nach dem Stande oder der Geschiklichkeit des Besizzers aus mehrern oder wenigern.

---

*) Auch sind, wie Adanson (S. 166.) sagt, die Feuersbrünste in diesem Lande so häufig, daß oft kaum vierzehn Tage vorbeigehen, wo nicht in Einem und demselben Dorfe ein Brand ausbricht. Doch ist der Schade bald wieder ersezt. Die Marbuten geben sich gewöhnlich bei Feuersbrünsten alle Mühe, sie durch mancherlei Gaukeleien, durch Segensprechen, durch Speien und Werfen ihrer Grisgris in das Feuer zu löschen; aber diese extrafeinen Künste helfen immer — wenn nicht Menschenhände oder ein Zufall das Feuer löschen — eben so wenig, als die Heiligthümer welche jene vornehme Spanierin ihrem sterbenden Kinde in Klystieren beibringen ließ.

Gemeiniglich gehören zu Einer Wohnung fünf bis sechs solche **Rombets**, welche als eben so viel Kammern oder Zelte angesehen werden können, die in einem einzigen Bezirke stehen. Jedes **Rombet** hat seinen gewissen bestimmten Gebrauch, als zur Vorrathskammer, zur Küche, zum Schlafgemache, zum Speissaale, und diese hängen durch besondere Wege zusammen. Die Wohnung eines grossen Herrn besteht oft aus dreißig Hütten oder **Rombets**, und manchmal gar aus vierzig bis fünfzigen. Ein Armer hat nur zwei oder drei. Der König aber bis hundert; doch sind diese so gut, als die andern mit Stroh gedekt.

Personen vom Stande haben ein Pfahlwerk um ihre Hütten herum, das aus Stroh oder Dornen besteht, und mit Staketen unterstüzt ist.

Diese **Rombets** hängen durch Gänge an einander, welche in Gestalt der Labyrinthe gehen. In dem Bezirke des Hauses stehen schöne Bäume, je nachdem die Sorgfalt des Besizzers beschaffen ist, aber freilich in einer wilden Ordnung.

Der Pallast (oder die Wohnung) des **Damels**, ist prächtiger als irgend ein anderer in dieser Gegend. Ehe man an das Thor der ersten Ringmauer kömmt, so sieht man ein weites freies Feld, wo seine Pferde zugeritten werden, ob er gleich deren in allem nicht über zehn bis zwölfe hat. Ausserhalb dieser Ringmauer stehen auch die **Rombets** der grossen Herren. Von diesem Ort geht

man durch einen breiten Weg in den Pallast, der mit Kalebassenbäumen besezt ist.

Die Bedienten des Königs haben ihre Kammern an den Seiten dieses Weges, und je höher ihr Rang ist, desto näher wohnen sie bei den **Rombets** des Königs. Jede von diesen Kammern ist gleichfalls mit Pallisaden umzingelt. Man muß sich deßwegen vielmals umwenden und drehen, ehe man zu seiner schwarzen Majestät gelangt. Wenig Leute erkühnen sich in sein Zimmer zu gehen.

Alle seine Weiber haben ihre abgesonderten Wohnungen, mit fünf oder sechs Sklaven zur Aufwartung. Er bedient sich derjenigen, die ihm gefällt, ohne deßwegen die andern eifersüchtig zu machen. Eine darunter ist allezeit seine Favoritinn; und wenn er derselben überdrüßig ist, so schikt er sie in ein Dorf, gibt ihr ein Stük Land zum Unterhalte, und ihr folget alsdann eine andere in der Gunst. Von etwa dreißig Weibern, die er unterhält *), wird die eine Hälfte auf das Land fortgeschikt.

Von dem Pallaste des Negerkönigs zu **Kassan** sagt uns **Jobson**, er liege nebst dem seiner Weiber in der Mitte der Stadt. Der Eingang ist durch eine Hauptwache oder durch ein offenes Gebäude, wo sein Wagen steht, und daneben seine

*) Andere geben die Zahl der Weiber in den Harems der schwarzen Despotchen weit höher an.

Trommeln hängen, welches die einzige Feldmusik der Negern an der Gambia ist. Diese Trommeln werden alle Abende gebraucht; denn nach dem Abendessen versammeln sich die Negern dieser Gegend alle bei einem Feuer, trommeln, schreien, und singen bis zu Anbruche des Tages. Diese Lustbarkeit dient, sowol die Langeweile zu vertreiben, welche ihnen sehr zur Last wird, als auch zu gleicher Zeit die Löwen und anderen Raubthiere zu verjagen.

Einige von den reichen Negern, (an der Gambia besonders) und den portugiesischen Schwarzen bauen ihre Häuser vierekt nach europäischer Art, welche Baukunst sie von den Portugiesen erlernt haben. Ihre Wohnungen sind auch weit bequemer; sie haben zwar nur einen Boden von Erde, aber sie erhöhen ihn gemeiniglich zwei bis drei Fuß hoch, zu Verhütung der Feuchtigkeit. Sie bauen ziemlich in die Länge, und theilen die Häuser in verschiedene Kammern ab, mit kleinen Fenstern, wegen der Hizze der Himmelsgegend. Vor dem Eingange lassen sie gemeiniglich einen auf allen Seiten offenen Vorhof, wo sie ihre Besuche annehmen, essen und ihre Geschäfte verrichten. Die Mauern dieser Häuser sind ordentlich sieben bis acht Fuß hoch, und aus Rohre oder Leime aufgeführt, und in- und auswendig mit fetter Erde überkleidet, die mit Stroh vermischt und geweisset ist. Ihre Könige und vornehme Herren bauen auf diese

Art. Ihre Städte und Dörfer besonders die wichtigern, bestehen bald aus mehr, bald wenigern **Kombets**, und aus solchen Häusern, die untereinander gebaut sind.

Das Hausgeräthe der Negern ist wie gesagt sehr geringe. Sie haben, wenn sie reich sind, einen kleinen Kasten zu den Kleidern, eine Matte die auf Pfählen in die Höhe gestämmt ist, zum Schlafen, ein oder ein Paar Wasserkrüge, etliche Kalebassen, zwei oder drei hölzerne Mörsel, den Reiß und Mais zu stossen, einen Korb ihn zu sieben, und Schüsseln um ihren Kuskus und ihr Fleisch, wenn es gekocht ist, hinein zu thun. Die Vornehmern haben eine Bank oder **Estrade**, drei bis vier Zoll hoch, auf der die Matten ausgebreitet sind, worauf sie schlafen. Die Prinzen hingegen sind etwas besser versorgt, indem sie Hausgeräthe von den Europäern erhalten.

Uebrigens macht ihre Haushaltung den Tisch ausgenommen den Weibern wenig zu schaffen. Denn das Hausgeräthe des größten Herrn besteht nur aus etlichen irdenen Töpfen, etwas hölzernen Geräthschaft, und entzwei geschnittenen Kalebassen, die ihnen statt der Becher dienen. Dabei fehlt es ihnen aber an nichts weniger, als an **Grisgris**, denn diese müssen, nach ihrer Meinung, sie und ihre Häuser vor allem Unfall bewahren.

§. 4.

Landwirthschaft, Akkerbau und Viehzucht.

Die Hauptbeschäftigung des größtentheils der senegambischen Negern ist der Akkerbau. Von der dahingehörigen Arbeit ist Niemand ausgenommen, als Könige, Oberhäupter und Beamte — (nach Jobson) die Priester aber nicht.

Sie treiben aber auch diese Beschäftigung so nachläßig und auf eine so einfache Art, als möglich. Ihr einziges Akkerwerkzeug ist eine Hakke.

Sie pflanzen vorzüglich Hirse, Mais, Reiß, Bohnen, Indigo, Tabak und Baumwolle in ihren Feldern, die sie **Luganen** nennen. In ihren Gärten ziehen sie allerlei Küchengemüsse und Wurzeln, vorzüglich auch Melonen. Ihr Getre de säen sie in weiten Feldern, und ziehen zuerst Furchen durch das Land mit einem Werkzeuge, das einen Ellenlangen Stiel unten aber ein breites Eisen hat. Es gehen viele hintereinander in einer Reihe her, und werfen eine gehörige Furche auf, in die sie den Samen hineinstreuen, den sie alsdann mit Miste oder Erde *) überschütten. Dies ist zu allem ihrem Korne hinlänglich, den Reiß ausgenommen, der Anfangs auf kleine Stükke, niedriges morastiges Land gesäet, und alsdann umgesezt wird. Er kömmt in dem vortrefflichen Boden

*) Der gewöhnlichste Dünger der Negern ist Asche.

sehr gut fort, so wie überhaupt ihr Getreide, ob sie gleich die Erde kaum ein wenig aufkrazzen; denn Pflüge kennen sie nicht. Den Hirse, den sie überhaupt sehr stark bauen, säen sie, wie bei uns die Erbsen, nämlich sie machen kleine Löcher und stekken mehrere Samenkörner hinein.

Da die Negern sehr starke Liebhaber von Tabak sind, so hat beinahe Jeder eine Tabakspflanzung für sich. Auch die Baumwolle bauen sie mit einiger Sorgfalt, aber nicht in hinreichender Menge, um ihr ganzes Land damit zu versehen, welches sehr zu bedauern ist, da dieses Produkt hier sehr gut geräth.

Die Zeit zur Akkerarbeit ist die Regenzeit. Vom September bis gegen Ausgang des Mais haben sie keinen Regen, deßwegen wird der Boden so hart, daß sie ihn nicht umbrechen können. Die Regen fangen zu Ende des Mais an ganz gelinde zu fallen, aber gegen das Ende des Junius kommen sie in heftigen Stürmen, und unter schröklichem Donnern und Blizzen; da alsdann die Erde genug erweicht ist, so fangen die Negern auch an sie zu bearbeiten. Von der Mitte des Julius bis in die Mitte des Augusts, ist das Wetter am allerschlimmsten. Dann aber bis zu Ende des Septembers, nehmen die Regen wieder allmälich ab.

Die Säezeit ist die gewöhnliche Zeit zu Gastereien und Festen — welches auch bei den

Negern in Guinea üblich ist. Bei diesen Akkerfesten geht es lustig zu.

Der Herr oder Besizzer des Dorfs oder der Pflanzung zieht an der Spizze seiner Arbeitsleute, in Begleitung von Guirioten mit Trommeln auf das Feld hinaus. Alle jauchzen und schreien wie Rasende, so laut, als sie nur können. Der Herr folget ihrem Beispiele, um den Arbeitern Muth zu machen, welche alle nakt sind, und mit ihren kleinen Spaden die Erde mehr aufkrazzen, als sie umakkern. Dennoch sollte man glauben, daß sie sehr hart arbeiteten; weil sie dabei nach dem Schalle der Trommeln tausend lächerliche Gebärden machen *).

So wenig Mühe sich die Negern auch bei ihrem Feldbau geben, so gedeiht doch ihre Arbeit unvergleichlich; denn der Boden ist so fruchtbar, daß er alles im größten Ueberflusse hervorbringen würde, wenn man ihn fleißiger anbaute.

Die Aerndtezeit fällt in den September; in dem Zwischenraum haben die Negern dann keine angelegenere Sorge, als die Vögel zu verscheuchen; welche Sorge sie vorzüglich den Weibern und

*) Die Schilderung eines solchen Fests ist schon im IV. B. d. W. S. 268. (nach Adanson) gegeben worden. — Die frohe Hoffnung der Aerndte, und auch hauptsächlich die Absicht, die für so beschwerlich gehaltene Akkerarbeit angenehmer zu machen, hat solche Feste erzeugt.

Kindern überlassen, die allerlei Geklapper machen, um die ungebetenen Gäste zu vertreiben *).

Die Luganen oder Akkerfelder werden auch mit Gehägen umzogen, um sie gegen die wilden Thiere zu schüzzen, die dennoch oft gräuliche Verwüstungen darin anrichten.

Die Negern haben Grundeigenthum, doch nicht ganz nach unsrer Art. Das ungebaute Feld gehört Jedem, der es anbaut; der Despot aber glaubt, es gehöre Alles allein ihm, und in den meisten Negerkönigreichen schaltet und waltet er mit dem Eigenthum seiner Unterthanen, nach Willkür. Diese müssen ihm auch Frohndienste thun, so oft er es verlangt, und sind gezwungen nicht nur seine Luganen, sondern auch die der andern Oberhäupter und Beamten frohnsweise anzubauen.

In den meisten Gegenden gehören die Luganen allemal einem Dorfe gemeinschaftlich; dies scheint vorzüglich bei den Jaloffern und Fuliern Statt zu haben. Die Gärten sind das Eigenthum jedes Einzelnen.

Bei der Unwissenheit, Ungeschiklichkeit, und Trägheit der Negern ist es leicht zu erachten, daß sie nicht so vielen Vortheil aus ihrem Akkerbau ziehen, als sie könnten, wenn sie die Landwirthschaft besser verständen, fleißiger wären, und die gehörigen Werkzeuge besässen. Aber so wie sie

*) Wovon schon im IV. B. d. W. S. 278.

den Feldbau treiben, ärndten sie oft kaum Getreide genug für sich, und da sie nie für die Zukunft sorgen, so tritt bei jeder mißlungenen Aerndte eine grosse Hungersnoth ein. —

Die **Viehzucht** wird von den Negern nebenher getrieben. Manche sind reich an Vieh, Manche haben gar keines; sie verstehen auch diesen Zweig der Landwirthschaft gar nicht.

Die stärksten Viehhirten dieser Gegenden sind die Mohren und die Fulier, von welchen wir schon alles Hiehergehörige gesagt haben.

§. 5.

Handwerke, Künste und Handel.

Die Negern, die so wenig Bedürfnisse haben, so einfach leben und so wenig geneigt sind, ihren Zustand durch Anstrengung zu verbessern, haben auch in den mechanischen Künsten noch gar wenige Fortschritte gemacht. Zwar haben sie den Europäern schon einige einfache Künste abgelernt, und es gibt Leute unter ihnen, die in diesen Arbeiten Künstlertalente verrathen; doch haben sie es im Ganzen noch gar nicht weit gebracht.

Die Handwerker die man unter ihnen findet, sind nur die nothwendigsten, als Schmide, Lederarbeiter, Töpfer und Weber.

Die Kunst des Schmids, den sie nach der kreolischen Sprache **Ferraro** nennen, ist (nach

Jobson) die vornehmste bei ihnen, weil sie ihnen die nüzlichste ist. Denn ohne diese Kunst können sie nicht leben, wenn sie schon wenig anderes Eisen haben, als was ihnen von den Europäern zugeführt wird. Daraus machen sie ihre kurze Schwerdter, die Spizzen zu ihren Wurfspiessen und Pfeilen, wie auch die zakkichten Spizzen ihrer vergifteten Bogenpfeile. Die Schmidarbeit ist bei vielen von diesen Dingen ziemlich artig. Die allernöthigste Arbeit für sie aber ist die Verfertigung des Werkzeugs, womit sie die Erde bearbeiten, welches beinahe wie ein Ruder aussieht.

Jobson erzählt, daß er einen von den Schmiden der Negern habe kommen lassen, um seine Eisenstangen in die gehörige Handelslänge*) zu strekken. Zu diesem Ende brachte er sein Werkzeug mit sich an das Ufer, welches in einem Paar Blasebälge und einem kleinen Ambosse bestand, den er unter einem schattichten Baume in die Erde hinein stieß. Darauf machte er Feuer mit Holzkohlen, und sein Junge zog die Blasebälge, die mit ihrer Röhre in einer Hölung von harter Erde auf dem Boden lagen, da unterdessen der Meister das Eisen, wie es ihm vorgeschrieben war, theilte. — Hiebei

*) Nämlich die Barren oder Eisenstangen sind in Senegambien der Maaßstab im Handel, und man berechnet alle Waaren nach Barren; deßwegen nahm man eine bestimmte Grösse der Eisenstangen an, welche aber nicht überall dieselbe ist.

merkt der Erzähler an, daß man sich sehr in Acht nehmen muß, damit man nicht von ihnen betrogen wird.

Diese Schmide machen allerlei andres Geräthe von Eisen, Messer, Ketten für die Sklaven, u. s. w. Auch arbeiten sie in Gold, Silber, und Kupfer, machen Ringe, allerlei Zierrathen, Beschläge zu den Messern und Säbeln, und Futterale zu ihren Grisgris daraus. Die Ortbänder zu den Schneiden und die Degenhefte machen sie, aus welchem Metall man es haben will. Hufeisen schmiden sie aber nicht, weil die Negern ihre Pferde nicht beschlagen. Ihre Schmiede ist gewöhnlich unter einem Baume, in dessen Schatten sich zwei bis drei von ihnen sezzen. Sie machen ein so kleines Feuer dazu, daß man kaum ein Ei dabei sieden kann, welches sie mit Blasebälgen, die aus zwei Häuten bestehen, anfachen, indem sie fast eben so den Wind herauspressen, als wenn man eine Blase drükket. Der Amboß ist einigermassen dem Steine ähnlich, womit unsre Schnitter die Sensen schärfen; er läßt sich durch das Hämmern in die Erde treiben, so daß sie ihn nach zwei oder drei Schlägen wieder heraus ziehen müssen, welches ihnen die beste Zeit wegnimmt *).

Diese Künstler, die alle Metallarbeit in Einem Handwerke vereinigen, ziehen, wie bei uns die

*) Le Maire, p. 175.

die Scheerschleifer und Kesselflikker im Lande umher, und arbeiten, wo man sie verlangt. Ihre Werkzeuge sind leicht fortzubringen. Der kleine Amboß, die Ziegenhaut, die ihren Blasebalg vorstellt, eine Zange, einige Hämmer und einige Feilen sind Alles was sie dazu bedürfen. Es sind gewöhnlich ihrer drei beisammen, die dann ihre Arbeit singend und plaudernd verrichten; auch rauchen sie meistens Tabak dabei.

Ueberhaupt machen sie sich die Arbeit so bequem als möglich. Der Neger, der das Feuer anfacht, (welches Holzfeuer ist da sie keine Kohlen haben) sizt hinter den Blasebälgen, und presset sie wechselsweise mit den Ellbogen und Knieen. Die andern beiden sizzen gegen über, und haben den Amboß in der Mitte, worauf sie das Metall so nachläßig schlagen, als ob sie sich fürchteten, ihm wehe zu thun; dennoch machen sie auf diese Art allerhand künstliche Sachen in Gold und Silber, besonders aber Figuren, Haarschmuk, Hals- und Armbänder für die Weiber. Auch machen sie Messer, Beile, eiserne Stäbe, Sensen, Scheeren, Degenhefte, Blech u. s. w. wozu sie eben so viel Geschiklichkeit besizzen als die Europäer. Dies alles beweißt hinlänglich, daß sie gute Handwerksleute seyn würden, wenn es ihnen nicht am Unterrichte, am Fleisse und an Werkzeugen fehlte.

Der nächste Künstler nach den Schmieden ist bei den Negern der **Lederarbeiter**, nach der

kreolischen Sprache Sapatero genannt, welcher hauptsächlich die Futterale zu den Grisgris macht. Diese Grisgris sind papierne Zettelchen, auf welche ein Marbut in arabischer Sprache Worte von geheimer Kraft geschrieben hat. Die Futterale oder Säkchen dazu werden meist aus Leder von allerhand Figuren gemacht, und können überall für eine artige Arbeit gelten. Diese Handwerksleute verfertigen zugleich die Sättel und Zäume für die Negern, welche leztern sie fast so gut, als in England ausschneiden. Sie besizzen auch die Kunst, das Leder zu gerben, aber nur Ziegen- und Rehfelle wissen sie gehörig zu bearbeiten, welcher sie auch eine Farbe zu geben verstehen. Mit grössern Häuten wissen sie nicht umzugehen.

Es gibt sehr geschikte Künstler unter diesen Handwerkern, die gewiß alles sehr leicht begreifen würden, wenn man ihnen Unterricht ertheilte. Ja es verdrießt sehr viele, daß die Europäer ihnen nicht die Kunst zeigen, die Waaren, die sie nach Senegambien bringen, fabriziren zu können; auch sind sie fest überzeugt, daß die Europäer — sie kennen ihren Eigennuz — bloß deßwegen nichts im Lande selbst verarbeiten lassen, weil sie befürchten die negerischen Künstler möchten ihnen etwas absehen.

Die erwähnten Lederarbeiter machen ausser den genannten Waaren ferner auch Degenscheiden, Pantoffeln, Schilde und Köcher, welches sie alles

ganz artig verfertigen. **Moore** sagt, sie machen Sättel die mit marokanischem Leder überzogen, und recht schön mit Silber beschlagen sind, aber nur kurze Steigbügeln und keine Schwanzriemen haben.

Die dritte Klasse der Künstler unter den Negern (nach **Jobson**) sind die **Thonarbeiter** oder **Töpfer**, welche in Leim oder Thon arbeiten, und die Wände zu ihren Häusern, und den Hausrath zum Kochen und anderm solchem Gebrauche, verfertigen. Denn die Negern an der Gambia haben auch irdenes Geschirr, das sie bloß zum Kochen gebraucheu; bei allen andern Gelegenheiten aber bedienen sie sich der Kürbise. Alle ihre Gefässe sind sehr reinlich.

Diese Töpfer machen auch die irdenen Tabakspfeifenköpfe, welche den Negern um so unentbehrlicher sind, da beide Geschlechter hier immerfort rauchen, so daß man selten einen Negern oder eine Negerin sieht, ohne Pfeife im Mund.

Uebrigens wird die Arbeit des Töpfers nicht für so künstlich gehalten, weil alle Negern freilich auf eine ungeschikte Art Töpfe machen; doch gibt es nur wenige, welche ein Gewerbe damit treiben, und ihre Töpfe zum Verkaufe verfertigen. Alle ihre Töpfe und Gefässe sind rund, und haben einen engen Hals. Auch können sie nicht von sich selbst stehen, und zerbrechen sehr leicht, weil sie

in keinen Brennöfen gebrannt werden. Ihre größten Kunststükke sind die Tabakspfeifenköpfe.

Als das vierte Handwerk unter den Negern können wir die **Weberei** nennen, welche aber nur von Weibern und Mädchen getrieben wird, die ihre baumwollenen Zeuge vollkommen gut spinnen und weben, sie blau oder schwarz färben, oder sie auch weiß lassen. Dies sind alle Farben, welche sie gut zu machen verstehen. Ihre Weberstühle sind klein und einfach, so daß sie darauf keine Tücher über fünf bis sechs Zoll breit, und zwei bis vier Ellen lang machen können. Wenn sie eine grössere Länge oder Breite haben wollen, so nähen sie solche nach Belieben zusammen. Doch nur selten zerschneiden sie diese Tücher. Sie machen ihre gewöhnlichste Kleidung aus. Eine Weibsperson wikkelt sie über die Lenden und Achseln, und das Ende davon schlägt sie über den Kopf.

Moore aber sagt, die Jaloffer machen die feinsten baumwollenen Tücher, und noch dazu in grosser Menge. Ihre Stükken sind gemeiniglich sieben und zwanzig Ellen lang, doch niemals über neun Zoll breit. Sie zerschneiden sie, wie sie wollen, und nähen sie so sauber zusammen, daß sie dadurch den Mangel breiterer Tücher ersezzen. Die Wolle säubern sie mit der Hand, und spinnen sie auch damit, wobei sie aber Spindel und Rokken gebrauchen. Zum Weben haben sie Schifflein und Stuhl von sehr grober und schlechter Arbeit. Zur

Kleidung schneiden sie sich ein Paar Tücher zu. Das eine ist ungefähr drei Ellen lang, und anderthalb Ellen breit, zur Bedekkung der Achseln und des Leibes. Das andere ist fast von gleicher Breite, und zwei Ellen lang, welches die Lenden bis auf die Füsse bedekt. Aus einem solchen Paar Tücher besteht die Kleidung der Männer und Weiber. Der einzige Unterschied liegt in der Art sie zu tragen. **Moore** hat ein solches Paar Tücher gesehen, die so fein, und so helle gefärbt waren, daß man sie dreißig Pfund Sterling werth schäzzen konnte. Ihre Farben sind entweder blau oder gelb, und manchmal sehr lebhaft. Jenes machen sie aus Indigo, und dieses aus Baumrinden. Roth hat er niemals gesehen. —

Die hier genannten Künste, das Schmieden, die Bearbeitung des Leders, das Topfbrennen und Weben werden allein als Handwerker, als Erwerbszweige unter den Negern getrieben.

Was sie ausserdem zu ihrer Bequemlichkeit gebrauchen, das macht sich jeder selbst. Hieher gehören die Matten, welche die Weiber verfertigen. Auf diesen sizzen, essen und schlafen sie; denn andere Betten haben sie nicht. Sie sind die gangbarsten Waaren im Lande, und werden für Scheidemünze gebraucht, wie **Jobson** selbst sah.

Diese Münze kursirt vorzüglich auf den Märkten, welche die Negern in ihren Dörfern halten,

und wo alle ihre Waaren nach Matten geschäzt und verhandelt werden.

Diese Negermärkte sind aber sehr unbedeutend, obgleich die Negern oft vier bis fünf Meilen weit, mit einem kleinen Vorrathe von Baumwolle, Leinwand, etwas Hülsenfrüchten, als Bohnen und dergleichen, hölzernen Schüsseln und andere Landesprodukten auf solche Märkte kommen. **Le Maire** sah einmal einen Mann vier Meilen weit herkommen, der nichts hatte auf den Markt zu bringen, als eine Stange Eisen, die einen halben Fuß lang war. Doch sind manchmal auch sehr kostbare Waaren auf diesen Märkten anzutreffen, z. B. goldene Ringe, und Kügelchen von eben diesem Metalle zu Halsbändern, doch nur in geringer Quantität.

Salz ist die vorzüglichste Waare auf den Märkten im innern Senegambien.

Ehmals bestand der Handel der Negern unter sich bloß im Vertauschen. Aber seitdem die Handlung mit den Europäern aufgekommen ist, bedienen sie sich vorzüglich der Glaskorallen, Glasperlen, und anderer Kleinigkeiten von Glas, auch der **Patten**, oder kleiner eiserner Stäbe von 9. Zoll Länge, als Scheidemünze. Die Märkte werden an dem äussersten Ende der Dörfer gehalten. Das wichtigste von denen Dingen, die darauf gebracht werden, sind Elefantenzähne, Ochsenhäute und Sklaven.

Die Mandingoer und besonders die Marbuten sind die größten Handelsleute unter den Negern, die einen sehr grossen Vortheil aus ihrem Gewerbe ziehen.

§. 6.

Fischfang und Jagd.

Die Negern beschäftigen sich auch mit dem Fischfang und mit der Jagd; doch mit erstern weit mehr, als mit lezterer, weil er für sie ein sehr einträglicher Erwerbszweig ist; da es, wie wir schon erwähnt haben, einen so grossen Ueberfluß von Fischen in den Gewässern von Senegambien gibt.

Die meisten Negern, die an den Flüssen oder am Meere wohnen, sind **Rubalos** oder Fischer, und ihre Kinder werden noch ganz jung zu dieser Arbeit angehalten. Sie bedienen sich dazu kleiner Kähne von ausgehölten Baumstämmen, (wie die nordamerikanischen Wilden) wovon die größten zehn bis zwölf Mann fassen, und dreißig Fuß lang, öfters aber nicht über dritthalb breit sind. Beide gehen mit Rudern und Segeln, und werden bei einem starken Winde oder ungestümmen Wasser öfters umgeworfen. Davon aber lassen sich die Schwarzen nicht sehr aufechten, weil sie vortrefflich schwimmen können. Sie kehren den Kahn gleich wieder mit den Achseln auf die rechte Seite, und sind dabei so unbekümmert, als ob nichts ge-

schehen wäre, und so rudern sie geschwinde fort, wie ein Pfeil vom Bogen; so daß die leichteste französische Schaluppe ihnen nicht nachkömmt.

Wenn sie aufs Fischen gehen, so steigen zwei in einen Kahn, und nehmen einen Bezirk sechs Seemeilen weit in die See hinein. Ihr Fischen geschieht meistentheils mit der Angel. Die grossen Fische aber, die nicht an dem Hakken anbeissen, verwunden sie mit Harpunen, welche fast wie breite Pfeile sind, die an spizzige Pfählen angemacht werden, in der Länge einer halben Pike. Sie hängen an einer Leine, womit sie das Eisen wieder zurükziehen.

Die kleinen Fische trökmen, und die grossen zerschneiden sie. Weil sie aber solche nicht einsalzen, so werden sie meistentheils zuvor stinkend, ehe sie ausdörren. Solche stinkende Fische halten sie für etwas gutes, und machen sich gar nichts daraus, sie zu essen, so lange sie noch nicht ganz verfault sind. Sie verkaufen sie innerhalb des Landes, und würden einen ansehnlichen Gewinn haben, wenn sie sich die Mühe nähmen, sie in die Dörfer zu bringen. Weil aber die Einwohner und die Fischer gleich faul sind, so werden sie weder abgeholt noch verführt, sondern man läßt sie verfaulen und verderben.

Zu **Rufisco** oder **Rio Fresco**, und an andern Orten der Küste, wo das Meer fischreich ist, auch am Senegal, wohnen Negerfischer in grosser Zahl.

Diejenigen die in der See fischen, gehen manchmal zu dreien auf einem Kahne mit zwei kleinen Masten, und an jedem mit zwei kleinen Segeln aus. Manchmal haben sie auch nach Art der grossen Schiffe drei Segel, als, das grosse Segel, das Marssegel, und Bramsegel. Auf diesen Kähnen wagen sie sich drei bis fünf Meilen weit in die See, wenn das Wetter nicht sehr stürmisch ist.

Gemeiniglich fahren sie des Morgens mit einem Landwinde aus, und wenn sie ihre Fischerei vollendet haben, so kommen sie um Mittag mit dem Seewinde zurük; oder wenn ihnen der Wind mangelt, und es sehr stille Luft ist, so rudern sie mit einer Art zugespizten flachen Schaufeln auf jeder Seite, und dieses geht so geschwinde, daß die beste Pinnasse, wenn sie noch so wol bemannt ist, Mühe haben würde, sie einzuholen.

Sie fischen mit Nezzen von ihrer eigenen Erfindung, die sowol, als die Leinen, von einer haarichten zu Faden gesponnenen Baumrinde gemacht werden. Manche fischen auch in der Nacht, und halten in der einen Hand ein langes brennendes Stük Holz, von einer Art, die sehr gut Licht gibt, und eine Harpune in der andern, womit sie nach den Fischen werfen, wenn sie, ihrer Natur nach, dem Lichte nachgeschwommen kommen. Andere schiessen nach den Fischen mit Pfeilen und fehlen sehr selten. Mit der Harpune sind sie so geschikt, daß sie selten im Wurfe fehlen, und darauf

ziehen sie den Fisch, wenn es ein grosser ist, mit einer an den Kahn gebundenen Leine an das Ufer.

Jannequin erwähnt von den Schwarzen, die auf dem Senegal fischen, daß deren zu dreißigen von Bijurt herkommen, und sich von dem Eigenthumsherrn des Flusses Erlaubniß ausbitten, auf das Fischen ausgehen zu dürfen. Wenn sie solche erhalten, so bleiben sie acht Tage nach einander an dem Ufer des Flusses, werfen so tief als sie können grosse Nezze aus, während dessen Manche warten, und Andere schwimmen. Alsdann gehen sie in einem Kreise herum, und ziehen die Nezze zurük an das Ufer. Da diese Nezze sehr groß, und die Schwarzen in der Fischerei sehr geschikt sind, so geht es ihnen allezeit gut von Statten. Andere dörren unterdessen die Fische an der Sonne auf dem Sande, und kehren sie oft um, damit sie fest werden. Wieder andere haben mit den Nezzen zu thun, und die übrigen theilen die Beute. Den zwanzigsten Theil lassen sie dem Eigenthumsherrn der Fischerei über.

Bei den Flußpferden aber brauchen sie eine andere Art. Weil dieses Thier, das in beiden Elementen lebt, sehr das Feuer lieben soll, so machen sie einen Steinwurf weit von dem Flusse ein Feuer, um es dahin zu lokken, da sie unterdessen lauern. Wenn es ihnen dann nahe genug kömmt, so tödten sie es mit ihren Pfeilen und Assagajen. Da wo es bald sterben will, macht es ein fürch=

terliches Geschrei, das dem muthigsten unter ihnen Angst machen könnte. Dieses Thier gibt ein sehr gutes Fleisch *).

Die Art auf der Gambia zu fischen, ist diese: Wenn das Wasser niedrig ist, so kommen die Weiber haufenweise herbei gelaufen, und fangen einen kleinen Fisch, wie Sardellen. Hiezu bedienen sie sich eines Korbs, statt der Lokspeise, in welchem ein wenig Teig in Kugelforme angemacht ist, den sie eine Weile unter das Wasser halten, und ihn alsdann sachte wieder empor heben. So wie sie diese Fischchen gefangen haben, legen sie solche an einen reinlichen Ort zum Trökuen. Dann stossen sie dieselben in einem hölzernen Mörsel zu einem Teige, woraus sie dreipfündige Kugeln machen, und sie das ganze Jahr hindurch aufbehalten. Sie nennen es stinkenden Fisch, und es ist ihnen ein Lekkerbissen, doch riecht ein klein wenig davon sehr weit. Sie kochen ihn nicht allein, sondern mit Reiß und Korn vermischt. Moore hat verschiedenemale mit gutem Appetit davon gegessen.

Die Negern an der Gambia, am Senegal, und dem grünen Vorgebirge sind geübte Schüzzen und Jäger, ob sie gleich meistentheils nur Bogen und Pfeile oder Wurfspiesse brauchen **), womit sie sehr geschikt Hirsche, Hasen, Pintadohüh-

*) Wovon im V. B. dieses Werks.

**) Wovon Adanson Zeuge war.

ner, Rebhüner und ander Wildprät schiessen. Diejenigen, die tiefer im Lande wohnen, sind in dieser Uebung nicht so erfahren, und finden auch nicht so viel Vergnügen daran.

Auf die Elefantenjagd gehen die Negern nicht anders als in sehr zahlreichen Haufen, von wenigstens sechzig bis hundert Mann aus. Jeder ist mit sechs kleinen und einem grossen Pfeile bewaffnet. Wenn sie das Lager des Elefanten gefunden haben, so warten sie, bis er hinkömmt, welches sie an dem Geräusche hören, das er unterwegs in dem Gebüsche macht. Dann gehen sie ihm nach, und schiessen ihm so viele Pfeile in den Leib, daß er davon sterben muß, welches sich an dem Verluste des Blutes, und an seiner Schwäche im Fortgehen merken läßt.

Die Zähne, welche in den Wäldern und Wüsteneien aufgelesen werden, sind meistentheils angefressen und hohl, weil sie viele Jahre im Regen und Winde liegen, und werden daher wenig geachtet.

§. 7.

Waffen und Kriegswesen.

Jede Negervölkerschaft, deren viele sehr tapfer sind, führte ehmals ihre eigenen Waffen, die Jeder sich selbst verfertigte. Jezt aber ist das Feuergewehr bei allen den Negern im Gebrauche, die mit den Europäern handeln, und es gibt viele unter ihnen, die sehr geschikt damit umzugehen wissen.

Von den kriegerischen **Jaloffern** sagt **Barbot**, sie führten Bogen und vergiftete Pfeile, die aus Rohren gemacht werden, wovon die Wunden tödtlich sind, wenn man sie nicht unverzüglich mit glühendem Eisen brennt. Wenn diese Pfeile aber tief eindringen, so sind sie fast nicht wieder heraus zu bringen, wegen den abscheulichen Schmerzen, die sie machen, da sie Spizzen und Widerhaken haben, welche das Fleisch auf eine jämmerliche Art zerfezzen.

Die **Mandingoer** bedienen sich auch vergifteter Pfeile. Einer von ihnen zeigte dem Faktor **Moore** einst dergleichen Pfeile, die mit einem schwarzen Safte beschmiert waren, der ein so häßliches Gift seyn soll, daß man an der Wunde, wenn sie blutrünstig wird, schlechterdings sterben müßte, wenn nicht der, welcher den Saft zubereitet, Lust hätte, den Verwundeten zu retten.

— In wie weit dies gegründet sei, können wir hier nicht untersuchen.

Die Bogen sind von einer Art Bambusrohr. Die Sehne ist eine andere Art von Rohre, die sehr artig zerschnitten, und zu diesem Ende zubereitet ist. — Moore sagt, die Negern sind so gute Schüzzen, daß sie ein Ziel von der Grösse eines Thalers auf fünfzig Ellen weit treffen. — In dem Köcher trägt Jeder gewöhnlich fünfzig vergiftete Pfeile.

Ueberdies führen sie Degen wie türkische Säbel, deren ganze Scheide mit einem dünnen Kupferbleche überzogen ist. Dieser hängt gemeiniglich über die rechte Schulter herab. Ein anders Gewehr ist ein scharfer Spieß, der in der Länge zwischen einer Pike und einer Partisane oder Hellebarde die Mitte hält, womit sie sehr geschikt umzugehen wissen. Im Kriege tragen sie grosse runde Schilde von Büffelleder *), welches von ausserordentlicher Härte ist. Sie haben aber auch Schilde von gemeinem Ochsenleder. Dabei führen sie gewöhnlich eine Assagaje (Sagaje) oder Wurfspieß, und zwei kleine Spiesse, die sie Syncheria nennen. Bei jedem hängt an der Mitte des Schafts ein Riemen, womit sie ihr Gewehr, wenn sie es losgeschossen haben, wieder zurük ziehen; hierin sind sie sehr behende und geschikt.

---

*) Wovon im V. B. d. W. S. 157.

Die Sagaje ist ein langer schwerer Spieß mit vier Spizzen und etlichen Haken, so daß die Wunden, die sie macht, höchst gefährlich werden. Sie können sehr weit damit zielen, und gehen selten aus, ohne eine in der Hand zu führen; da er ihnen dient, wie uns ein Spazierstok. Auch haben sie eine kleinere Art, die sie Ardilli nennen, drei bis vier Fuß lang, welche oben mit Eisen beschlagen sind, und ganz gerade ausgehen. Oefters sind sie auch ohne Eisen, und nur zugespizt, und im Feuer abgehärtet.

Manche Negern tragen auch ein mohrisches Messer eine halbe Elle lang, und zwei Zoll in der Klinge breit. Diese Waffen haben sie alle im Treffen so wol angebracht, daß ihre Hände und Aerme frei sind, und sie sind sehr geübt darin, und fechten beherzt. **Moore** sagt, ein Jeder habe ein Messer an der Seite stekken, und keiner ist, der nicht mit alle Arten von Waffen gut umgehen kann, es sei was für eine Art es wolle.

Andere haben Feuergewehr, das sie ziemlich gut gebrauchen, und sie können in grosser Entfernung gut nach dem Ziele schiessen. —

Wann die Negern zu Felde ziehen, so trägt Jeder Krieger einen kleinen Schnappsak voll Lebensmittel, besonders **Kuskus**, und dergleichen. Denn sie haben keine Magazine, die sie ausserhalb des Landes zur Unterhaltung ihrer Heere versorgen.

Eine besondere grosse Ehre und ein Vorzug

ist es, auf dem Heereszuge die königliche Trommel zu tragen, welche **Comlambe**, **Olambe** oder **Contrang** genannt wird.

Die Kriegsheere der Negern bestehen aus Reuterei und Fußgängern. Die Reuter haben durchgängig alle obbemeldete Waffen. Das Fußvolk hat, wenn es nicht mit Musketen versehen ist, Bogen und Köcher, einen Wurfspieß, und einen europäischen Hirschfänger. Die Pferde kaufen sie gemeiniglich von ihren Nachbarn den Mohren, sie sind zwar klein, aber sehr schön und ungemein muthig, wie überhaupt die Pferde aus der Barbarei woher auch diese kommen. Von manchen kostet das Stük zehn oder zwölf Sklaven, das ist soviel als hundert Pfund Sterling oder 600. Thaler *). Die Araber oder Mohren in Obersenegambien ziehen diese Pferde mit eben der Sorgfalt, wie ihre Brüder in Arabien.

Die Negern sind auch sehr geschikte Reuter; sie wissen die Pferde mit bewundernswürdiger Behendigkeit zu regieren, und es ist nichts ungewöhnliches, die ältesten Greise die mühsamsten Bereuterkünste machen zu sehen.

Moore

---

*) Der Verf. der Description de la Nigritie sagt: „Ich sah einst ein prächtiges barbarisches Pferd, welches ein Negerkönig einem Mohren für 100. Sklaven, 100. Ochsen und 20. Kameele abkaufte.“ —

Moore sah einst Ronde, den alten Vicekönig von Rajor, einen Mann von siebenzig Jahren, an dem Strande bei dem Vorgebirge, ein kleines Barbareipferd in vollem Galoppe reuten, wobei er seine Assagaje eine gute Strekke vor sich hinwarf, und mit eben der Hand wieder auffieng; oder wenn dieselbe ungefähr auf die Erde fiel, so hob er sie mit solcher Geschiklichkeit auf, daß er nicht aus den Strigbügeln kam, noch in seiner Geschwindigkeit nachließ. Es wurde ihm auch von einigen Reutern gesagt, die gerade über dem Sattel stehend in vollem Galoppe reuten, sich umdrehen, oder niedersezzen, und aufstehen, oder von dem Sattel springen könnten, indem sie sich nur mit einer Hand daran hielten, und auf eben diese Art wieder hinaufstiegen. Andere können in vollem Galoppe einen Stein aufheben, der ihnen in den Lauf geworfen wird, und andere Dinge mehr, die von einer erstaunenden Behendigkeit zeugen.

Ihre Zäume bekommen sie meistentheils aus Europa; Manche aber machen sich solche selbst, nach Art des englischen Gebisses. Die Spornen sind mit den Steigbügeln von einem Stükke Eisen. Denn sie reuten barfuß, und sizzen sehr kurz; so daß sie die Kniee sehr hoch in die Höhe heben, und sich nach türkischer Art vorwärts biegen. Ihre Pferde aber sind niemals beschlagen.

In Verfertigung der Sättel sind sie sehr künst-

lich, und machen nach ihrem Geschmakke sehr artige Einfassungen von allerhand Farben daran. Zu gleicher Zeit zieren sie dieselben mit einer Menge **Grisgris** und mit Muscheln (Kauris) oder Schellen. Sie sind nach Art der englischen Reutkissen gemacht.

Ausser den Leibwachen der Negermonarchen, welche zugleich ihre Bedienten sind, haben sie keine stehenden Truppen. Wenn sie aber Krieg führen, so ergeht ein allgemeines Aufgebot, und Jeder der die Waffen führen kann, zieht mit.

Wenn der **Damel** eine Kriegsunternehmung beschlossen hat, so gibt er dem **Konde**, seinem Generalissimus Befehl, die vornehmsten Männer, und alle Schwarzen im Lande zu versammlen. Von diesen wird ein Korps aufgehoben, um eine Reuterei und Fußvolk aufzurichten, welches selten über fünfzehn hundert Mann beträgt, und zwar meistentheils Fußvolk. Denn der König hat in seinen ganzen Landen nicht über dreihundert Pferde zu seinen Diensten.

Wenn dieses kleine Heer also aufgerichtet ist, so treten der **Konde** und die andern Offiziere in ihrer besten Rüstung, besonders mit **Grisgris** gezieret, an welchen sie allein genug zu tragen haben, dem königlichen Befehle gemäß, den Marsch an. Die Rüstung, besonders bei den Reutern, ist so schwer, daß, wenn Jemand im Gefechte genöthigt ist, abzusteigen, er sich schwerlich wie-

der aufsezzen kann. Und doch werden sie nie ohne Grisgris, wegen der wunderbaren Kraft, die sie sich darin einbilden, zu Felde gehen.

Die Kriegsheere dieser Völker sind mehr zahlreich, als gut. Sie halten keine Ordnung oder Kriegszucht, es sei auf dem Marsche in friedlichen Landen, oder in Schlachten, welche allezeit in einer Ebene geliefert werden. Die **Guirioten** machen mit ihren Trommeln und andern musikalischen Instrumenten einen grossen Lärm, um die Soldaten beherzt zu machen; sobald sie so nahe sind, daß sie einander mit Pfeilen erreichen können. Das Fußvolk drükt seine Bogenpfeile ab, die Reuter werfen ihre Pfeile, und alsdann greifen sie zu den **Assagajen** oder Lanzen. Da sie ohne alle Ordnung fechten, und meistentheils nakt sind, so richten sie ein grosses Mezzeln an; zumal da die Feigheit für etwas Unehrliches bei ihnen gehalten wird. Ihre Tapferkeit aber haben sie am meisten der Furcht vor der Sklaverei zu danken, in welchem Stükke alle Kriegsgefangenen, bis zu den Vornehmsten, einerlei Schiksal haben. Das Vertrauen zu ihren **Grisgris** härtet sie gleichfalls ab, die, wie sie fest glauben, sie vor allen Arten von Unfällen schüzzen, und ihnen dagegen alle Arten von Vortheilen zuwenden, zumal gegen andere schwarze Nazionen. Denn bei den Europäern, welche Musketen, und keine Bogen brauchen, sind sie völlig überzeugt, daß keine **Grisgris** die

Wirkung des Feuergewehrs, welches sie Pouff nennen, aufhalten könne.

Der grosse Brak hält auf drei tausend Reuter; weil er sich seine Pferde weit wolfeiler von den Mohren kaufen kann, als seine südlichen Nachbarn, die weit von ihnen entlegen sind, und daher wenige, oder gar keine zum Kriegsgebrauche haben. Doch dafür ist ihr Fußvolk gut, und manche reuten auf Kameelen.

An persönlicher Tapferkeit fehlt es den Negern zwar nicht, doch sind sie überhaupt keine gute Soldaten.

§. 8.

Belustigungen, Musik, Musikanten, Bänkelsänger und Tanz.

Die Negern alle sind überhaupt grosse Liebhaber von lärmenden Belustigungen, von Musik und Tanz.

Sie haben musikalische Instrumenten von allerlei Arten, die den europäischen etwas ähnlich, aber zu keiner sonderlichen Vollkommenheit gebracht sind; sie haben eine Art von Trompeten, Trommeln, Spinetten, Lauten, Flöten und Orgeln. Die Negern von Galam und an der Gambia, und überhaupt an allen Orten, wo es viel Elefanten gibt, haben eine Art von Trompeten, aus kleinen Elefantenzähnen, welche sie aushölen, und

in= und auswendig so lange schaben, bis sie ihre gehörige Dikke haben. Sie machen sie von verschiedener Grösse, damit sie verschiedene Arten von Schall hervorbringen können. Doch machen sie nichts, als ein verwirrtes Geräusch, weil sie einen rauhen und stumpfen Ton geben.

Ihre Trommeln sind hohle Baumstämme, die an dem einen Ende mit einem straffen Schaf= oder Ziegenfelle überzogen sind. Manchmal rühren sie dieselben nur mit den Fingern, doch noch öfter mit zwei Klöppeln von verschiedener Dikke, mit runden Knöpfen. Sie sind von einem festen schweren Holze, als Fichten= oder Ebenholze gemacht. Die Trommeln haben um des verschiedenen Schalls willen, unterschiedene Längen und Durchmesser. Ueberhaupt machen sie ein wildes Gesause, das einen eher betäuben, als ergözzen oder anfeuern kann. Nichts destoweniger ist es ihr Leibinstrument, ohne welches keine von ihren Gastereien gefeiert wird.

Die Mandingoertrommeln sind nach **Moore's** Beschreibung eine Elle lang, und haben oben einen Fuß oder zwanzig Zoll im Durchschnitte, unten aber nicht so viel. Sie rühren sie nur mit einem Klöppel und der linken Hand. Jobson sagt, daß sie eine kleine Trommel unter dem linken Arme zu halten pflegen, die mit den Fingern von dieser Hand, und mit einem krummen Klöppel, den sie mit der rechten Hand regieren, geschlagen wird.

Unterdessen singt oder heulet der Trommelschläger darzu, und die ganze Figur hat das Ansehen und die Stellung eines Besessenen.

Fast in jeder Stadt haben sie etwas, das einer Trommel ähnlich ist, mit Namen Tontong, welche nur bei der Ankunft eines Feindes, oder bei andern ausserordentlichen Gelegenheiten geschlagen wird, um die benachbarten Dorfschaften zu Hülfe zu rufen. Ein solcher Tontong kann bei Nacht sechs bis sieben Meilen weit gehört werden.

Das gebräuchlichste unter den dreien Instrumenten, welche Jobson bei den Schwarzen an der Gambia gesehen, bestand aus einem Bauche, der aus einer grossen Kürbse gemacht war, und oben aus einem langen Halse ohne Griffe. Es hatte sechs Saiten, und Wirbel zum Stimmen. Dieses war dasjenige Instrument, das sie mit den Fingern spielen. Dieses Instrument ward oft von dem Schalle der kleinen Trommel, die oben beschrieben worden, begleitet. An der Seeküste ist ein anderes Instrument im Gebrauche, welches sich gut in Krankenstuben schikket. Es ist eine Art von Laute, die aus einem holen Stükke Holz, das mit Leder überzogen ist, besteht, und zwei oder drei hårene Saiten hat. Sie ist mit Bleche und Ringen von Eisen geziert, gleich einer Biskajertrommel.

Sie haben Flöten und Flaschenets, welche nichts als Rohr sind. Sie blasen darauf wie die

amerikanischen Wilden, das ist, sehr schlecht, und immer in einerlei Tone. Wenn sie aber auch europäische Flöten hätten, so würden sie es nicht besser machen.

Ihr vornehmstes Instrument aber ist der **Ballafo**, oder **Ballard**, wie es **Jobson** nennt *). Es stehet einen Fuß hoch über der Erde, ist unten hohl, und oben hat es siebenzehn hölzerne Wirbel, die in einer solchen Ordnung stehen, wie die Register an einer Orgel. An diesen ist eine gleiche Anzahl Saiten von Drat befestigt, die so dikke sind, als ein Federkiel, und einen Fuß in der Länge haben, welches die ganze Breite des Instruments ist. An dem andern Ende unter dem Bauche der Hölung hängen zwei ausgehölte Kürbsen, welche dienen, um den Schall aufzufangen und zu verdoppeln.

Derjenige der es spielet, sizt auf der Erde, mitten an seinem Instrumente, und rühret die Wirbel mit zwei Klöppeln, deren jeder einen Fuß lang, und oben mit Werg umwunden ist, weil das blosse Holz ausserdem zu sehr klappern würde. An den Armen trägt er grosse eiserne Ringe, aus welchen Hakken mit kleinern Ringen und Schellen hervorragen, die in währendem Spielen durch die Bewegung seiner Arme einen musikalischen Klang geben. Ein solches Instrument zu machen ist bei

*) Es ist dasselbe Instrument, das man bei uns mit dem seltsamen Namen hölzernes Gelächter benannt.

ihnen ein Meisterstük. Es gibt einen sehr lauten Schall; denn, wie Jobson sagt, so konnte er es eine gute englische Meile weit hören.

Dieses Instrument muß mit demjenigen einerlei seyn, von dem Le Maire sagt, daß es aus einer Reihe Saiten von unterschiedener Grösse bestände, welche wie die Saiten auf dem Spinetto gespannt wären, und daß es an sich selbst harmonisch genug wäre, wenn sie nur darauf zu spielen wüßten. Es ist vielleicht in verschiedenen Gegenden einigen Veränderungen unterworfen. Zu Nakkaway an der Gambia ward Herr Moore mit einer solchen Musik bewillkommet, und in der Entfernung von einigen hundert Ellen gab dieses Instrument einen Klang, fast wie eine Orgel. Es besteht aus zwanzig wolgeschliffenen Pfeifen, von sehr hartem Holze, die stufenweise, sowol der Länge, als der Dikke nach, abnehmen, und mit Riemen von feinem Leder zusammen gefügt sind. Diese Riemen sind von kleinen runden Stiften zusammen gebunden, die zwischen jeder Pfeife stehen, um einen kleinen Zwischenraum zu machen. Unter den Pfeifen sind zwölf bis vierzehn Calabaschen von verschiedener Grösse angemacht, welche gleichen Nuzzen mit den Orgelpfeifen haben. Sie spielen darauf mit zwei Klöppeln, die mit einer dünnen Haut, welche sie von dem Siboabaume abschälen, oder mit Leder überzogen sind, um den Schall weicher zu machen.

Labats Beschreibung von diesem Instrumente gibt uns von der Beschaffenheit desselben mehr Unterricht. Er sagt, das Balafo bei den Fuliern bestehe aus sechzehn Röhren von hartem Holz, die einen Zoll breit, und vier bis fünf Linien dik sind. Die längsten darunter sind achtzehn, und die kürzesten sieben oder acht Zoll. Sie ruhen auf einem kleinen Gestelle, das einen Fuß hoch, woran sie durch Riemen von feinem Leder befestiget werden, welche sie zugleich um einige kleine Stefte herum schlingen, die zwischen den Pfeifen stehen, um sie in gehöriger Weite von einander zu halten. Unter den Pfeifen hängen runde Kalabaschen von verschiedener Grösse, nämlich die größten unter den größten Pfeifen, und so weiter nach ihrem Verhältnisse. Dieses Instrument hat einige Aehnlichkeit mit einer Orgel, gibt einen angenehmen Klang, und wird mit zwei Klöppeln, gleich wie die auf dem Hakbrette gerührt, die, um den Klang annehmlicher zu machen, oben mit Leder überzogen sind.

Die Musikanten der Negern sind seltsame Leute, Dichter, Bänkelsänger und Musikanten zugleich, und dabei, wie's die Sache mit sich bringt, Schmeichler und Schmarozer. Diese Leute werden Guirioten (besonders bei den Jaloffern und Fuliern) genannt *).

*) Jobson sagt, diese Musikanten werden an der Gambia (also bei den Mandingoern) Iuddies (Dschoddis) genannt.

Barbot sagt, das Wort **Guiriot** bedeute in der Sprache der Schwarzen am Senegal einen Possenreisser, und die **Guirioten** wären eine Art von Schmarozern. Die Könige und Grossen des Reichs halten zwei, drei oder mehr von diesen **Guirioten**, zu ihrer und ihrer Gäste Belustigung. **Jobson** sagt, daß, so oft ein König oder vornehmer Herr von den Völkern um die Gambia zu den Engländern, die auf dem Flusse handeln, gekommen, sie allezeit ihre **Juddies** oder Musikanten zum Staate mit sich gebracht. Die **Juddies** haben, wie er sagt, eine vollkommene Gleichheit mit den englischen Meistersängern, oder Harfenschlägern; sie sizzen auf eben diese Art etwas von der Gesellschaft abgesondert auf der Erde. Sie begleiten ihre Musik mit Gesängen, die gemeiniglich von dem alten Geschlechte ihrer Könige und den Thaten ihrer Vorfahren handeln, oder sonst auf gewisse Gelegenheit verfertigt sind. Oefters sangen sie aus dem Stegreife in Gegenwart des Verfassers ein Lied zu Ehren der weissen Männer, wogegen sie eine Vergeltung erwarteten.

Obgleich die Schwarzen wenig Wiz und Genie haben, so hören sie doch gern wenn man ihnen damit schmeichelt. Diesen Dienst verrichten ihnen die **Guirioten**. Sie tragen eine Trommel vier bis fünf Fuß lang, die aus einem holen Baumstamme besteht, welche sie entweder mit den Händen oder mit kleinen Schlägeln rühren. Sie

haben auch Trommeln, welche Körben ähnlich sehen, und über welche kleine Saiten gespannt sind, die sie mit der einen Hand greifen, indem sie mit der andern auf die Trommel schlagen.

Barbot sagt, daß die **Guirioten** allein den Vorzug haben, die **Olamba** oder grosse lange königliche Trommel, die aus feinem Ziegenleder gemacht ist, vor dem Könige wenn er in den Krieg geht herzutragen. Diese hängt der **Guiriot** an seinen Hals und schlägt sie mit kleinen Schlägeln oder mit den Händen, und schreit dazu mit einer verzweifelten Stimme, und singt Worte ohne Menschenverstand in allerlei Tönen ab. Sonst haben sie auch, wie eben dieser Schriftsteller erzählt, zum Vergnügen ihrer Herren Panken, nach Art der Mohren, wie flache Ballkörbchen, da queerüber etliche dünne Saiten gehen, die sie mit der einen Hand greifen, da sie unterdessen mit der andern auf die Trommel schlagen.

Die Negern vergnügen sich sehr an dem Lobe der **Guirioten**, und vergelten es ihnen reichlich. Ja, man hat oft gesehen, daß sie ihre Kleider auszogen, um diese falschen, ekkelhaften Schmeichler zu belohnen. Wenn aber diesen Nichtswürdigen ihr erwarteter Lohn nicht zu Theil wird, so fangen sie an zu schmähen, und breiten so viel Schlimmes als sie nur ersinnen können, von derselben Person im Dorfe aus, und widerrufen alles Gute, was sie je von ihr gesagt haben, welches für die größte

Beschimpfung gehalten wird, die man nur erdenken kann.

Man schäzt es für eine grosse Ehre, wenn der Guiriot des Königs Jemands Lob besingt, und es entgeht ihm niemals eine gute Belohnung, die öfters aus etlichen Rindern, oder dem besten Theile ihres Vermögens besteht. Sie sangen zwar öfters auch die Franzosen an; sie konnten aber denselben niemals ihr Geld ablokken.

Der ordentliche Innhalt von den Gesängen oder Reden dieser Possenreisser ist ungefähr dieser: „Er ist ein grosser Mann, oder grosser Herr. Er ist mächtig, er ist edel. Er hat Sangara oder Branntwein weggeschenkt!“— und solch elendes Zeug mehr, welches sie mit abscheulicher Stimme und Gebärden widerholen, so daß ein Jeder die Geduld darüber verlieren muß, nur die Schwarzen nicht. Man darf aber nichts an ihren Gesängen tadeln, sondern alles loben. Unter andern Ausdrükken, welchen des Konde Guiriot gegen einen französischen Bedienten gebrauchte, widerholte er öfters diesen, daß er der vornehmste Sklave des Königs wäre; denn er hielt dieses für ein grosses Kompliment.

Die Musikanten werden für reich gehalten, und ihre Weiber haben mehr Kristall, blaue Steine und gläserne Perlen an sich hängen, als die Weiber des Königs. Es ist aber meistentheils lüderliches Gesindel. — Dabei ist es merkwürdig, daß ungeachtet aller dieser Neigung des Volks zur Musik,

doch ein Musikant in grosser Verachtung steht, und daß man ihm nach seinem Tode ein Begräbniß mit den ordentlichen Zeremonien versagt. Statt dessen wird sein Leichnam gerade in einen hohlen Baum gesezt, bis er verfault. Die Ursache die sie davon angeben, ist, daß diese Sänger einen vertrauten Umgang mit ihrem Teufel Ho=re haben *). Labat bekräftigt dies. Er sagt, daß der meiste Theil der Negern, besonders die gesitteten unter ihnen, die Musikanten für unehrlich halten; ob sie gleich dieses bei ihren Lebzeiten nicht zu erkennen geben, weil sie ihnen zu ihrem Vergnügen unentbehrlich sind. Sobald sie aber todt sind, so offenbart sich dieser Abscheu, indem sie ihren Weibern oder Kindern nicht gestatten, sie unter die Erde zu bringen, auch nicht einmal sie in die See oder in einen Fluß zu werfen, damit sie von den Fischen verzehrt würden. Denn sie bilden sich ein, daß die Erde einen weiten Raum um ihr Grab herum nichts tragen, und daß die Flüsse von ihnen vergiftet werden würden. Indessen können sie keine Ursache von diesem harten Bezeigen anführen, als die blosse Gewohnheit. Die Verwandten dieser Trommelschläger sind also genöthigt, den Leichnam in einen hohlen Baum zu stekken, bis er daselbst von den Wölfen oder andern Raubthieren aufgefressen wird.

---

*) Hm, in manchem unsrer Dichter und Bänkelsänger rumort ja auch auch ein Ho=re! — Doch, ich mag nicht immer das: C'est tout comme chez nous wiederholen und überlasse die Vergleichung meinen Lesern.

Ob alle Nazionen in diesem Theile von Afrika, eine gleiche Verachtung gegen die Guirioten haben, das ist noch zweifelhaft. Denn es ist merkwürdig, daß, da die Könige und Prinzen unter den Jaloffern es für eine Unanständigkeit halten, ein musikalisches Instrument anzurühren, sich viele Herrrn von gleichem Range unter den Fuliern eine Ehre daraus machen, die Musik zu verstehen.

Eben diese Völkerschaften haben nicht weniger Liebe zum Tanze, als zur Musik. Wo nur der Balafo gehört wird (denn man trifft ihn doch nicht häufig an,) da ist allezeit ein grosser Zulauf, und das Volk tanzt Tag und Nacht durch, bis der Spieler müde wird.

Die Weiber lieben das Tanzen am meisten, und tanzen allezeit einzeln. Ihre Schritte thun sie mit grosser Geschwindigkeit, mit vielen Knieebeugen und schiefen Stellungen, da unterdessen die Herumstehenden die Annehmlichkeit des Tanzes, durch ihr Händeklatschen vermehren, als ob sie den Takt schlügen. Die Mannspersonen tanzen mit blossen Degen, und schwenken dieselben, um den Tanz, nach ihrer Art, lustig zu machen.

Die muntern und galanten Weiber tanzen gern des Abends, besonders bei den Abwechselungen des Mondes. Sie tanzen in einem Kreise, und klatschen mit den Händen, ohne von ihrem Orte wegzukommen, und singen, was ihnen nur einfällt. Die mittelsten halten unter dem Tanze

die eine Hand auf dem Kopfe, und die andre auf dem Rükken, und biegen sich vorwärts, und stampfen mit den Füssen auf die Erde. Ihre Stellungen sind sehr geil, besonders wenn ein Junggeselle mit ihnen tanzet. Ihre Musik dabei besteht meist aus einer Kalabasch-Trommel; denn sie lieben das Geräusch.

Moore sagt, die Weiber sähen es gern, wenn ein Weisser mit ihnen tanzet oder trinkt. Wenn aber das Getränk einem Europäer zugehört, mit dem sie nicht wol bekannt sind, so sind sie sehr behutsam, und lassen ihn allezeit erst zuvor trinken, aus Furcht vor dem Gifte.

Ein Ball oder Tanz wird **Folgar** genannt.

Der Generaldirektor **Brue**, der zu einem **Folgar** in dem Dorfe des **Johann Barre**, an dem Ausflusse des Senegals eingeladen wurde, hält ihre Tänze für sehr abmattend, und einige von ihren Gebärden für unanständig, die aber vielleicht von den Schwarzen nicht so gemeint sind. Derselbe Ball dauerte die ganze Nacht hindurch. **Brue** gieng zu Bette, und ward des Morgens durch eine Serenade unter seinem Fenster aufgewekt. Er gab den Musikanten Branntwein, um ihrer los zu werden. Diese nahmen es für eine Belohnung und Aufmunterung an, und machten also zehnmal mehr Lärm, als zuvor, und trieben es so lange, bis **Johann Barre** mit ihnen fortgieng.

Ein andermal ward eben diesem Herrn zu Ehren ein grosser Ball von einem Fürsten unter den Juliern angestellt. Dahin kam alles junge Volk aus dem Dorfe, und aus der ganzen Gegend mit grosser Begierde, ihre Lust zum Tanzen, Singen, Lautenspielen, und andern Uebungen vor einem Fremden zu zeigen, den ihr Prinz mit einer solchen Lustbarkeit beehrte.

Wenn die jungen Leute beiderlei Geschlechts in diesen Ergözlichkeiten begriffen sind, so sizzen unterdessen die Aeltern um diejenige Person herum, der zu Ehren der Folgar angestellt ist, und unterreden sich mit ihr. Dieses ist, wie schon gemeldet worden, eine von den grösten Ergözlichkeiten der Julier.

Zu ihren Leibes-Uebungen gehört auch das Ringen. Dabei gehen die Kämpfer mit lächerlichen Stellungen auf einander los. Bei dergleichen Gelegenheiten ist allezeit Jemand der die Stelle eines Guirioten vertritt, und um ihnen Muth zu machen, auf einen Kessel oder eine Trommel schlägt. Da sie nakt sind, so haben sie sehr viel Mühe, einander nieder zu werfen, und wenn es geschieht so fallen sie hart.

§. 9.

§. 9.

Heurathen. Zustand der Weiber. Geburt und Erziehung der Kinder.

Es ist auch unter den Negern sehr gewöhnlich, daß der Mann sich mit der Frau verspricht, ehe sie noch in den Jahren ist, wo sie heurathen kann; aber nicht ohne Einwilligung ihrer Verwandten, in deren Hände er das Leibgeding oder die Morgengabe übergibt, zu der er sich gegen sie versteht. Auch der König, oder sein oberster Statthalter fordert als Obervormund der Jungfrau ein Geschenk für seine Einwilligung. Wenn sie in das Alter kömmt, das sie zur Heurath fähig macht, so geht der Bräutigam in Begleitung einiger junger Leute, beim Mondenscheine, Abends in das Haus seiner Braut, und nimmt sie mit Gewalt weg; sie hingegen sträubt sich und schreit aus allen Kräften. Ihrem Geschrei kömmt das Geschrei aller jungen Mädchen aus dem ganzen Orte zu Hülfe, und die jungen Männer stellen sich dann, als ob sie ihr loshelfen wollten. Doch der Bräutigam und seine Freunde führen sie nun im Triumphe in sein Haus. Hier bleibt sie eine Zeitlang verstekt, und einige Monate hernach geht sie nie ohne Schleier aus, der nach spanischer Art alles bis auf das eine Auge verdekt. Die Morgengabe wird ihr aufgehoben, damit sie sich im Falle der Witt=

wenschaft einen Mann kaufen könne. Denn dieses ist bei den Wittwen gewöhnlich.

Moore versichert uns, die Aeltern versprechen ihre Töchter oft sobald sie nur geboren sind, allein dann könnten sie den Kontrakt nimmermehr brechen, eben so wenig dürfe das Mädchen, das auf eine solche Art verschenkt worden, sich einem andern Mann ohne Erlaubniß des ersten überlassen. Der Mann hingegen behält seine völlige Freiheit. Sie holen ihre Weiber gemeiniglich sehr jung nach Hause; ehe sie aber mitgeht, müssen sie den Aeltern der Frau zwei Kühe, zwei Stangen Eisen, und zweihundert **Kolanüsse** erlegen.

Eben dieser Schriftsteller erzählt ferner, daß der Mann bei der Heimholung eine Gasterei anstellt, zu welcher alle Leute, die Lust haben, ohne Einladung kommen können, um sich da drei bis vier Tage nach einander zu belustigen. Die Frau wird aus dem Hause ihrer Aeltern in das Haus ihres Ehemanns von Mannspersonen auf den Schultern getragen, und hat einen Schleier über das Gesicht, den sie bis nach vollendeter Hochzeit behält. Unterdessen tanzen und singen die Gäste, rühren die Trommel und feuern Flinten ab.

Nach **Labats** Berichte, wendet sich ein junger Neger am Senegal, der seine Augen auf ein Frauenzimmer warf, zuerst an ihre Aeltern, um die Einwilligung zu erhalten, und wenn sie eine Waise ist, an die nächsten Anverwandten. Weil

sich die Parteien gemeiniglich schon verglichen haben, ehe sie noch zusammen kommen, so hat der Vertrag seine Richtigkeit, sobald sich der Liebhaber zu einem Geschenke an die Aeltern oder Anverwandten versteht, welches gemeiniglich in Vieh, baumwollenen Tüchern, Glasperlen und Branntwein besteht. Sie heurathen gewöhnlich sehr jung. Wenn das Geschenk entrichtet ist, so wird die Braut zu ihrem Manne nach Hause geführt, der sie bei der Hand empfängt, und ihr dann nach dem Wasser, Holz, und dem ganzen Hauswesen zu sehen befielt. Sie gehorcht auch richtig seinen Befehlen, und wenn der Mann seine Abendmahlzeit zu sich genommen hat, so ißt sie die Ihrige, und wartet dann, bis sie zu Bette gerufen wird.

Die Morgengabe, sagt **Le Maire**, besteht aus Rindern, die dem Vater in Verwahrung gegeben werden, welches höchstens fünf Stükke sind. Nach geschlossenem Vergleiche, gehen sie ohne weitere Zeremonie zu Bette. Wenn die Braut sich für eine Jungfer ausgibt, (und Jungfrauen gibt es hier selten): so wird ein weisses Tuch auf das Brautbette gelegt, welches zum Beweise der Jungfrauschaft dienet, wenn man es blutig findet. Nachher halten sie mit diesem Tuche um das ganze Dorf herum einen feierlichen Zug, wobei sich die **Guirioten** einfinden, die das Lob der Schönen, und ihre hochzeitlichen Freuden besingen. Wenn es sich aber findet,

daß sie keine Jungfrau mehr ist, so ist der Vater auf das Verlangen des Mannes verbunden, sie zurükzunehmen, und das geschenkte Rindvieh heraus zu geben. Dies geschieht aber selten; denn die Braut wird vor der Hochzeit scharf untersucht, und der Mann begnügt sich nicht eher, als durch einen thätigen Beweis. Das Mädchen wird aber deßwegen doch nicht verachtet; denn wenn sie gleichwol nicht seine Frau seyn darf, so kann sie doch bei einem andern Beischläferin werden, und auf diese Art kann sich der Vater beständig neue Vortheile machen.

Jannequin erzählt, daß sie der Mann von den Aeltern nakkend empfängt, und mit ihr zu dem Priester oder Marbuten geht, der sie unter allerlei Zeremonien ein wenig Sand verschlukken läßt, und ihnen dann befielt, die Heurath diese Nacht zu vollziehen. Die Braut wird auf ein weisses Ziegenfell gelegt, und wenn den folgenden Morgen die Zeichen der Jungfrauschaft nicht darauf gefunden werden, so wird sie von dem Manne verstossen. Eben dieser Schriftsteller sezt hinzu, daß die Jungfrauen der Schwarzen in diesem Punkte so gewissenhaft sind, daß sie lieber sterben, als sich ihre Jungfrauschaft vor der Heurath rauben lassen.

Wie aber Moore behauptet, so sind die Schwarzen an der Gambia weit mehr geneigt, ihre verlorne Unschuld zu verhelen, als auszubrei-

ten. Denn die Frau wird immer noch für eine Jungfrau angesehen, wenn sie schon zuvor ein oder zwei Kinder hat, und der Mann bleibt dabei vergnügt. Er würde sich grossem Aergernisse aussezzen, wenn er es bekannt machen wollte, daß seine Frau keine Jungfrau mehr war, als er sie nach Hause führte.

Barbot bemerkt, daß manche Negern durchaus reine Jungfrauen heurathen wollen; Andere aber seien nicht so gewissenhaft.

Alle Reisebeschreiber stimmen aber darin überein, daß es einem Manne erlaubt sei, so viel Weiber zu nehmen, als er unterhalten kann. Doch genießt nur eine davon die Vorrechte einer Ehefrau, und ist beständig um ihren Mann. Aus dieser Ursache nannten sie die Engländer zu **Jobsons** Zeiten die Handfrau. Diese ist verschiedener mühsamen Geschäften überhoben, welche für die übrigen gehören. Doch darf sie nicht mit dem Mann, auch nicht einmal in seiner Gegenwart essen, sondern in einem andern Hause. Er erlaubt sich auch nie öffentlich einiger Liebkosungen oder Küsse gegen sie, eben so wenig gegen eine von den übrigen, die nur blosse Beischläferinnen sind, und gegen welche er keine wahre eheliche Neigung bezeugt.

Es ist sehr merkwürdig daß sich diese Weiber untereinander nie veruneinigen oder zanken. Abends geht Jede in ihre eigene Wohnung, und steht zu dem Dienste des Mannes bereit; des Morgens begrüs-

sen sie ihn auf den Knieen, und legen die Hand auf seinen Schenkel.

Moore berichtet, daß manche Negern nicht weniger als hundert Weiber haben, und, daß er einen ziemlich grossen Flekken bei **Brukoe** kenne, in dem Niemand wohne, als ein Mann mit seinen Weibern, Kindern und Sklaven.

Der Beweggrund, warum die Könige und grossen Herren, so viele Häuser besizzen, in welche sie ihre Weiber vertheilen, ist, damit sie bei Veränderung des Wohnorts, immer eine Familie in Bereitschaft finden, welche sie aufnimmt.

Wenn schon die Weiber in Ansehung ihres Mannes von gleichem Stande sind, so ist doch die, welche er zuerst heurathet, wenn sie Kinder hat, die Vornehmste, und genießt vor den andern einen Vorzug. **Barbot** bekräftigt dieses, und sezt hinzu, daß, wenn ein König seiner vornehmsten Frau überdrüßig wird, so weißt er ihr Land und Sklaven an, wovon sie leben kann, und nimmt sich eine andere aus seinem Serail.

Im Falle des Ehebruchs, werden, wie uns **Jobson** meldet, beide Personen, die sich seiner schuldig machten, ohne Hoffnung zur Befreiung, ausserhalb des Landes verkauft, und als Sklaven nach Westindien verhandelt.

Barbot sagt, die Schwarzen seien sehr eifersüchtig, und wennsie ihre Weiber irgend-

wo auf einer Untreu ertappen, so würde der Mann den Ehebrecher tödten, die Frau hingegen zu ihren Aeltern schikken, welche genöthigt werden, ihren Antheil wieder herauszugeben. Doch sagt er ferner, an einem andern Orte, sie bekümmern sich wenig darum, wenn ihre Weiber bei andern Männern schlafen.

Die Frau des **Lali**, eines Bedienten vom Hofe des **Damels**, hatte ihrem Manne Ursache gegeben, ihre Treue in Verdacht zu ziehen. Der Mann würde sich vielleicht selbst gerächt haben. Da aber seine Frau von einer ansehnlichen Familie war, so brachte er lieber seine Klagen vor den König. Dieser fand sie gerecht, und verkaufte die Frau an den Herrn **Brue** in die Sklaverei. Ihre Verwandten, die solches erfuhren, kauften sie heimlich wieder los, und schikten sie dann ausser dem Lande.

Eine Frau, sagt **Moore**, die sich des Ehebruchs schuldig macht, muß gewärtig seyn, in die Sklaverei verkauft oder nach Gefallen verstossen zu werden. Ihr Mann nöthigt sie sogar, alle ihre Kinder mitzunehmen, wenn er nicht Lust hat, eines davon zu behalten; gewöhnlich behält er dann nur solche Kinder, die schon stark genug sind, daß er sich ihrer zu seinem Nuzzen bedienen kann. Er hat auch noch einige Jahre nach der Ehescheidung das Recht, ihr die Kinder nach seinem

Gefallen wegzunehmen. Wenn aber die Frau schwanger ist, so kann sie der Mann nicht eher verstossen, als bis sie geboren hat.

Dessenungeachtet halten es die Männer, nach den Erzählungen der Reisebeschreiber, für eine Ehre, wenn ein Weisser vom Stande bei ihren Weibern, Töchtern oder Schwestern schlafen will, und bieten sie ihnen oft sogar selbst an. Dieses wird von **Le Maire** bezeugt, und von **Jannequin** und andern bekräftiget. **Barbot** hingegen sagt, sie machten da, wo etwas zu gewinnen sei, noch weniger Bedenken, dieses zu thun.

Le Maire erzählt uns ferner, die Weiber seien der Buhlerei sehr ergeben, und sähen die Liebkosungen der Weissen ungemein gern; doch wären sie sehr eigennüzzig, und liessen sich ihre Gunstbezeugungen bezahlen. **Barbot** aber behauptet, sie begnügen sich mit einer sehr geringen Belohnung. Er sezt hinzu, sie seien sehr gut gestaltet, schlank und munter, von hellschwarzer Farbe, muthwillig, und haben eine angenehme Miene. Ihre grosse Neigung zu den weissen Mannspersonen verursache ihnen auch oft grosse Zwistigkeiten mit ihren Männern. —

Die Weiber verrichten alle harte Arbeit, zum Beispiel, sie sieben und stampfen den Reiß, welches in sehr weiten Mörseln geschieht. Sie rich-

ten alles Essen zu, und tragen es auf den Tisch, der aus weiter nichts besteht, als aus einer Matte, die auf den Boden gebreitet ist. Wenn dieses geschehen ist, so ziehen sie sich wieder zurük; da sie niemals mit ihren Männunen speisen dürfen.

Die Beschäftigung der Weiber besteht überhaupt, wie gesagt, in schwerer Arbeit. Neben dem Stampfen des Reißes und Hirses, machen sie **Kuskus** oder **Sanglet**, richten auch andere Speisen zu, bereiten Getränke, spinnen und färben Baumwolle, machen Kleider, pflanzen Tabak und Getreide, halten die Häuser reinlich, hüten das Vieh, holen Wasser und Holz. Kurz alle schweren Arbeiten in und ausser dem Hause sind ihnen aufgelegt; und wenn ihre Männer in Gesellschaft gehen, so gehen sie ihnen nach, um ihnen die Mükken abzuwehren, und sie mit Pfeifen und Tabak zu bedienen.

Die Männer unterlassen nicht, ihnen die Unterwürfigkeit als wie den wahren Mägden auf eine derbe Art einzuprägen, so daß sie ihrer niemals vergessen. **Moore** behauptet, daß diese harte Sklaverei, in welcher die Weiber sich befinden, von dem **Mumbo Jumbo** herrühre, wovon wir weiter unten sprechen werden; dieser Popanz ist aber nur bei den Mandingoern bekannt.

Wenn der König einen Liebling mit einer von seinen Weibern begnadigt hat, so kann

dieser sie auf keine andere Art verlassen; der König aber darf sie nach seinem Gefallen zurük nehmen.

Den muhammedanischen Schwarzen sind gewisse Grade in der Ehe verboten. Ein Mann kann nicht zwei Schwestern heurathen. Der **Damel**, welcher dieses Gesez übertreten hatte, ward deßwegen von den Marbuten äusserst getadelt worden.

Die Weiber der Negern sind alle sehr fruchtbar, und haben, die ganz jungen ausgenommen, bei der Geburt nur selten fremde Hülfe nöthig. Es wird bei ihnen für niederträchtig angesehen, wenn sie in den größten Geburtsschmerzen schreien, oder auch nur seufzen. Nach der Entbindung baden sie sich mit dem Kinde eine geraume Zeitlang. Wenn sie dann die Glieder des Kindes in Ordnung gelegt haben, daß sie nicht auswachsen können, so wikkeln sie dasselbe ungezwungen in ein **Pagne**, wodurch die Kinder gewöhnlich weit weniger buklicht oder ungestaltet werden. So bald das Kind zwölf oder vierzehn Tage alt ist, so fangen sie an, es auf dem Rükken zu tragen, und nehmen es bei allen Arbeiten, welche sie verrichten, nie herunter.

Es ist gar nichts neues, daß man die Weiber noch an eben dem Tage, oder doch den Tag darauf, wenn sie entbunden sind, ausgehen sieht. Etwa einen Monat hernach, geben sie dem Kinde einen Namen, wobei sie ihm das Haar abscheren, den Kopf mit Oele salben, und hiezu fünf oder sechs Freunde bitten. Sie bedienen sich gemeinig-

lich der muhammedanischen Namen, als für die Knaben, **Omar, Gviab, Dimbi, Maliel,** für die Mädchen, **Fatima, Alimanta, Komba, Koneegain, Warsel, Hengay.** Alle Morgen waschen sie ihr Kind mit kaltem Wasser, und reiben es mit Palmöle.

Sie machen sich überhaupt mit ihren Kindern sehr wenig zu schaffen, da sie dieselben nakkend auf der Erde liegen lassen, wo sie den ganzen Tag herumkriechen. Ehe sie gehen können, werden sie wie gesagt mit einem Tuche auf den Rükken gebunden; so daß die Füsse auf beiden Seiten vorne hinabhängen.

Es gibt Weiber unter den Schwarzen, die eine so schöne Gesichtsbildung und Leibesgestalt haben, als irgend ein europäisches Frauenzimmer. Sie haben dabei weit mehr natürlichen Wiz, als die Männer, und sind äusserst freundlich.

Für ihre Kinder nähren sie eine sehr zärtliche Liebe, und erweisen ihnen gute Wartung, bis sie allein gehen können. Alsdann aber genügt es den Weibern ihnen nur gut zu essen zu geben; um ihre Erziehung kümmern sie sich dann weiter nicht. So wachsen die Kinder auf, erhalten eine starke Natur, und sind die Pokken ausgenommen sehr wenig Krankheiten ausgesezt. Da sie aber im Müßiggange erzogen werden, so werden sie bis zur Ausschweifung faul, und zwar so arg, daß sie nicht einmal das Feld bauen würden, wenn sie

nicht die Nothwendigkeit dazu zwänge. Sie bauen auch nicht mehr, als sie gleich zu ihrem Unterhalte bedürfen. Wenn ihnen die Fruchtbarkeit des Landes nicht zu Hülfe käme, so würden sie alle Jahre Hunger leiden, oder sich denen, welche ihnen zu essen geben können, zu Sklaven verkaufen müssen. Ihr Zeitvertreib besteht im Tanzen und Gesellschaft, deren sie niemals müde werden.

Die Mädchen thun besonders in Gesellschaft sehr ehrbar. Wenn man sie aber allein besucht, so sind sie äusserst gefällig. Für eine Koralle, oder ein seidenes Schnupftuch, gestatten sie was man haben will. Jene aber, welche von portugiesischem Geschlechte abstammen, und sich Kristinnen nennen, sind weit eingezogener, als die andern Negerinnen. Doch machen sie sich bei guter Gelegenheit auch kein Bedenken, mit einem weissen Manne, der im Stande ist sie zu unterhalten, ungeheurathet als Frau zu leben.

Keine verheurathete Frau schläft nach ihrer Niederkunft eher bei ihrem Manne, als bis drei Jahre vorbei sind, wenn das säugende Kind so lange bei Leben bleibt. Alsdann entwöhnt sie das Kind, und schläft aufs neue bei ihrem Manne. Sie behaupten, daß wenn eine Mutter früher bei ihrem Manne schläft, ihre Milch Schaden leide, und das Kind vielen Krankheiten ausgesezt werde. Dessen ungeachtet glaubt Moore, daß unter zwanzigen nicht eine Frau sich in so langer

Zeit enthält, bei ihrem Manne zu schlafen. Er hat oft gehört, daß Weiber sehr getadelt, und für untreu gehalten wurden, wenn ihr säugendes Kind sich unpäßlich befand.

§. 10.

Begräbnißzeremonien.

Wenn ein Neger stirbt, so machen seine Verwandten und Freunde durch ein lautes Schreien und Wehklagen den Todesfall den Nachbarn bekannt, worauf sogleich eine grosse Menge in die Hütte des Verstorbenen gelaufen kömmt, und mit schreien hilft.

Ihre Begräbnißzeremonien sind an verschiedenen Orten auch verschieden.

Die Leichenbegängnisse der Schwarzen geschehen gewöhnlich mit grossen Zeremonien. Ein Marbut wascht den Leichnam des Verstorbenen, und wikkelt ihn in die beste Leinwand, die er in seinem Leben gehabt hat. Alle Anverwandten und Nachbarn kommen, um ihr Klaggeschrei anzubringen, und thun lächerliche Fragen an den Leichnam. Einer fragt ihn, ob es ihm bei ihnen nicht gefallen hätte? Was ihm jemals zu Leide geschehen sei? Ob er nicht so reich gewesen, als er es nöthig gehabt hätte? Ob er keine schöne Frau gehabt habe? Und andere dergleichen Thorheiten mehr. Wenn der Neger nun sieht, daß er keine Antwort erhält, so geht er fort, und macht einem andern Plaz, der eben das Nämliche

fragt. Indessen unterlassen die Guirioten nicht, auf den Verstorbenen ein Klaglied zu singen.

Die Negern haben die Gewohnheit, für alle die zum Begräbnisse kommen, einen **Folgar** anzurichten. Zu diesem Ende schlachten sie einige Ochsen, und verkaufen die Sklaven, damit sie Branntwein dazu kaufen können. Wenn sie gut gespeiset haben, so wird der Todte unter eben der Kammer, wo er gestorben ist, verscharrt, indem sie das Dach derselben abdekken.

Doch zuvor stimmen die Traurenden noch einmal ihr Klaggeschrei an, und vier Personen, die ein vierekkichtes Tuch an den Zipfeln halten, bedekken den Verstorbenen. Dann kömmt der Marbut, der dem Todten etwas ins Ohr lispelt, und ihn wieder zudekt. Hernach wird das Dach wieder mit einem Tuche von der Farbe zugedekt, welche sie am meisten lieben. Nach diesem richten sie einen Pfal auf, an dem sie den Bogen, Köcher, und Assagaje des Verstorbenen anhängen. Daneben sezzen sie einen Topf mit **Kuschkusch**, und einen Topf Wasser, die auf zwölf Monate zureichen sollen, denn ihrer Einbildung nach kann man doch essen, wenn man schon todt ist.

An einigen Orten führen sie einen Zaun von Dornen, oder einen grossen Graben um die Kammer herum, damit der Leichnam vor den Raubthieren sicher sei, die ihn dennoch oft weg-

schleppen. Die Traurenden sezzen ihre Zeremonien acht Tage lang fort.

Wenn ein Mann stirbt, so wird das Todtenlied von den Weibern und Mädchen abgesungen, und die Männer führen blosse Degen in der Hand, womit sie gegen einander anstossen. Ueberhaupt unternehmen sie bei dergleichen Gelegenheiten hundert thörichte Spiele.

Es kommen alle seine Freunde und Bekannte zusammen, und schreien ein oder zwei Tage lang über den Verstorbenen, wie es die Irländer in der Gewohnheit haben. Jene Verwandten, welche auf hundert Meilen weit von dem Verstorbenen entfernt sind, schreien und heulen eben so arg, als diejenigen, die sich an seinem Sterborte befinden.

Stirbt aber ein König oder vornehmer Herr, so wird eine gewisse Zeit zum Klaggeschrei ausgesezt, welche manchmal vierzehn Tage oder einen Monat nach seinem Absterben dauert. Um diese Zeit versammelt sich eine grosse Menge Volks in dem Hause des Verstorbenen, und die Nachbarn schikken Rinder, Vögel, Reiß, oder was sie sonst von Speisen haben, dahin, welches den Leuten, die da hinkommen, ausgetheilt wird. Die ganze Zeit über findet also ein Jeder freie Beköstigung. Sie fangen mit Klaggeschrei an, in der Nacht wird gesungen und getanzet, und so währt es fort, bis sie auseinander gehen.

Moore war zum Begräbnisse eines vor-

nehmen Herrn aus dem Lande eingeladen, welches auf folgende Art eingerichtet war. Es wurde eine Gruft sechs bis sieben Fuß lang, drei Fuß tief, und zwei breit gegraben, wohin der Leichnam in ein weisses baumwollenes Tuch gewikkelt mit vielem Anstande gelegt wurde. Alle Anwesenden zogen ehrerbietig ihr Müzzen ab. Dann legten sie dünne Stäbe über das Grab hin, und Stroh darüber, damit die Erde nicht hinein fiel, welche darauf geworfen wurde, und mit den Füssen fest eingestampft ward.

Wenn das Grab nicht mit einer Dornhekke und mit einem Graben gesichert wird, so hat man Beispiele daß der Körper noch in der Begräbnißnacht gefressen wurde. An andern Orten dauern diese Begräbnißzeremonien nur sieben oder acht Tage lang, und wenn der Verstorbene männlichen Geschlechts ist, so laufen seine Kameraden mit blossen Degen in der Stadt herum, als ob sie ihn suchten.

Wieder an andern wird der Leichnam, in Begleitung der Anverwandten und aller Einwohner des Orts beiderlei Geschlechts zu Grabe getragen. Wenn sie zum Grabe hinkommen, so beerdigen sie ihn ganz nakkend, füllen das Grab mit Erde zu, und richten bei demselben etliche runde Hütten auf, wie die Eishütten in Italien.

Bei dem Todesfalle eines Mannes nehmen seine Brüder, Schwestern oder Anverwandten die hin=

hinterlassene Güter in Besiz, und lassen den Kindern wenig oder gar nichts übrig, wenn sie auch unmündig sind.

§. 11.

Religion. Muhammedanischer Glaube und Religionsgebräuche.

Die Negern in Senegambien bekennen sich größtentheils zu der muhammedanischen Religion, zu welcher sie von den Arabern, und vorzüglich von den Marbuten bekehrt worden sind. Zu diesen Marbuten haben sich auch die Mandingoer geschlagen, die jezt die eifrigsten Anhänger des Islams und die unermüdetsten Verbreiter der Lehre Muhammeds sind *).

Mehrere Völkerschaften in Unter-Senegambien haben aber diesen Glauben nicht angenommen — woran wahrscheinlich ihre Wildheit am meisten

*) Man sollte beinahe daraus schliessen, diese Mandingoer wären die (in Rükſicht der Gestalt) ausgearteten Nachkömmlinge jenes arabischen Marbutenstamms der einst so mächtig war. (M. s. im V. B. d. W. S. 292. u. ff.) Vielleicht hat sich ein Theil jener Marbuten mit dem Negerstamm der Mandingoer vermischt? — Es ist mir kaum glaublich, daß die Negern durch Bekehrung allein so äusserst eifrige Muhammedaner geworden sind!

Schuld ist — und sind Fetischendiener, wie die meisten Schwarzen in den übrigen Negerländern.

Von den Serären haben wir schon gehört, daß sie dem Anschein nach gar keine Religion haben.

Auch die muhammedanischen Negern haben (wie wir schon gesehen) noch viele Ueberreste vom Fetischendienst unter sich, und überhaupt ist die muhammedanische Religion der Negern sehr verstümmelt, welches theils von der Unwissenheit der Lehrer, theils von dem Aberglauben der Bekehrten herrühret. Ihr ganzer Religionsbegriff besteht in dem Glauben an Einen Gott, und in einigen Zeremonien.

Jobson sagt, die Einwohner an der Gambia beten den wahren und einigen Gott an, welchen sie **Allah** nennen; sie haben weder Bilder noch Gemälde noch irgend ein Gleichniß von göttlichen Dingen; sie erkennen den Muhammed, aber nie hat **Jobson** seinen Namen anrufen hören. Sie nennen den Freitag ihren Sabbat, aber sie halten ihn nicht heilig, sondern arbeiten an demselben und sezzen ihre Handthierung oder ordentlichen Verrichtigungen unausgesezt fort.

Sie haben einige verwirrte mündliche Sagen von Jesus, und reden von ihm, als einem grossen Propheten, der viele ausserordentliche Wunder gethan habe, deren Erzählung sie sehr untereinander

werfen *). Sie nennen ihn Nale, und sagen seine Mutter habe Maria geheissen. Sie geben zu, daß er ein sehr heiliger Mann gewesen; sie behaupten aber, daß er unmöglich Gottes Sohn seyn könne, weil nie ein Mensch Gott gesehen hat, noch sehen kann. Die Lehre von der Menschwerdung ist ihnen ein grosses Aergerniß, indem sie ihren Gedanken nach dafürhalten, daß Gott ein Weib fleischlich erkannt haben müsse. Jobson sezt hinzu, er habe eine Prophezeihung unter ihnen gefunden, Kraft welcher sie glauben, daß sie einst von einem weissen Volke bezwungen werden, und ihm unterwürfig bleiben, und in der Fülle der Zeit bekehrt werden sollten **).

Die Negern glauben auch an eine Vorherbestimmung, und legen Gott alle ihre Unglüksfälle zur Last, so daß wenn Einer von dem Andern umgebracht wird, so sagen sie: Gott hat ihn umgebracht. Dessenungeachtet aber halten sie sich an den Mörder, und verkaufen ihn zum Sklaven.

Was ihre Andacht betrifft, so bemerkt **Le Maire**, daß die Aermern eben nicht die Andächtigsten sind; die Reichen aber wären eifriger in ihrer Religion, weil sie gemeiniglich einen

*) Wie überhaupt bei den Muhammedanern.

**) Jobson mißt dieser Sage Glauben bei, und hielt sich in seinem religiösen Eifer selbst für ein Werkzeug zur Erfüllung derselben.

mohrischen Marbuten in ihren Diensten haben, von dem sie sich grossentheils regieren lassen.

Die Negern am Senegal und an der Gambia haben weder Moscheen, noch sonst einige zu heiligem Gebrauche gewidmete Plåzze. Sie halten ihre gottesdienstlichen Versammlungen unter einem grossen schattichten Baume im freien Felde, welches mit ihrer Art, sich zu waschen und zu beten übereinstimmt, deren sich, wie oben erwähnt worden, ein fremder Marbut bei Setiko bediente.

Labat, oder vielmehr **Brue**, sagt gleichfalls, sie haben weder Moscheen, noch Sabbat, noch einen festgesezten Tag zum Gottesdienste. **Le Maire** hingegen sagt, ob zwar das gemeine Volk sich nicht die Mühe gåbe, Moscheen zu bauen, so haben hingegen der König und die Vornehmsten des Volks Kapellen, welches mit Stroh bedekte Oerter sind, wie ihre Håuser. Sie stehen daselbst lange Zeit an einem Orte, und haben ihre Augen gegen Morgen gerichtet. Darauf treten sie zwei Schritt nåher, und murmeln einige Worte zwischen den Zåhnen. Alsdann legen sie sich gerade auf das Angesicht; dann richten sie sich auf die Knie auf, und machen einen Zirkel um sich auf der Erde, und etlichemal um den Kopf herum. Hierauf küssen sie die Erde zu verschiedenenmalen, und streuen sich mit beiden Hånden Sand in das Gesicht, und so wiederholen sie eben diese Zeremonie eine halbe Stunde lang.

Die Türken und andere strenge Muhammedaner verrichten das Salah oder Gebet in einem Tage und Nacht fünfmal, und an einem Freitage, welches ihr Sabbat ist, wiederholen sie es siebenmal. Die muhammedanischen Schwarzen aber begnügen sich mit einer dreimaligen Wiederholung, nämlich des Morgens, des Mittags, und des Abends. Jedes Dorf hat einen Marbuten oder Geistlichen, der sie zu dieser Pflicht anhält, und sie versammeln sich zu diesem Ende an einem offenen Orte, weil sie keine Moscheen haben. Daselbst stellen sie sich, nach Vollbringung der Reinigungen, die der Koran anbefiehlt, hinter dem Priester in Reihen, welchen sie in ihren Bewegungen nachahmen, und haben ihre Gesichter gegen Morgen gerichtet; dahingegen, wenn sie ihren Körper erleichtern, sie sich nach Art der Weiber neigen, und gegen Westen sehen.

Wenn sie sich auf diese Weise gestellt haben, so breitet der Marbut seine Arme aus, und spricht verschiedene Worte so laut und langsam, daß die Zuhörer ihm nachbeten können. Darauf knieet er nieder, und küsset die Erde; diese Zeremonie wiederholt er zu dreienmalen, welches alle Anwesende ihm mit grosser Ehrerbietung nachthun. Alsdann knieet er nieder, und betet eine Zeitlang heimlich. Wenn dies geschehen ist, so bezeichnet er mit der Fingerspizze einen Zirkel auf der Erde, und macht verschiedene Linien oder Karaktere dar=

ein, welche er küsset. Mit dem Kopfe stämmt er sich an die Ballen von seinen Händen, und mit den Ellbogen an die Knie, die Augen richtet er gegen die Erde, und bleibt also eine kurze Zeit im Nachdenken. Hierauf fasset er Erde oder Staub in die Hand, und bestreut sich den Kopf und das Gesicht damit, und fängt an laut zu beten. Mit dem Finger berührt er die Erde, und erhebt ihn alsdann an seine Stirne. Während der Zeit widerholt er verschiedenemale die Worte **Salam Malek**, das ist: **Friede sei mit euch!** Wenn dieses geschehen ist, so steht er auf; die ganze Versammlung folgt seinem Exempel, und ein Jeder kehrt wieder zu seinen Geschäfften.

Die Bescheidenheit, Aufmerksamkeit und Ehrerbietung, welche sie diesen Gottesdienst hindurch blikken lassen, der eine gute halbe Stunde währt, und den sie dreimal des Tags widerholen, ist allerdings zu bewundern und zu loben. Sie lassen sich hieran weder durch die angenehmste Gesellschaft, noch durch das nöthigste Geschäfte hindern, und machen sich allezeit ausdrüklich zu diesem Ende auf die Seite; wenn sie kein Wasser zu ihren Reinigungen haben können, so bedienen sie sich der Erde. Herr **Brue**, der öfters bei ihren Zeremonien gegenwärtig war, hatte bisweilen die Neugierigkeit, sich bei einigen ihrer Marbuten nach dem Endzwekke ihrer Gebeter und Zeremonien zu erkundigen. Ihre Ant-

wort war allezeit, sie beteten Gott an, indem sie sich vor ihm niederwårfen; sie erkånnten durch ihre Demůthigung ihre eigene Unwůrdigkeit, und båten ihn um Verzeihung ihrer Fehler, und um Gewåhrung derer Dinge, deren sie bedůrftig wåren, als: Einer Frau, Kinder, einer guten Aerndte, eines Sieges ůber ihre Feinde, eines reichlichen Fischfangs, Befreiung von Krankheit, und den Gefahren, welchen das Leben ausgesezt ist.

Diesem ist das gemåß, was **Le Maire** schreibt: Der eine betet um Sieg ůber alle seine Feinde, und daß ihm Gott nichts zu Leide thun mőchte, ein Anderer um eine schőne Frau und Ueberfluß von Hirse und so weiter. Sie sind so eifrig in ihren Gebeten, daß wenn man Feuer an ihren Håusern anlegte, man sie nicht stőren kőnnte.

Die Schwarzen am Senegal beobachten allezeit den **Ramadhan** im Herbstmonate; denn ob es gleich bei den Mohren ein bewegliches oder Mondenfest ist, so hat es bei den Negern hingegen seine gewisse Zeit. Sobald der erste Neumond nach der Tag- und Nachtgleiche im Herbste kőmmt, so begrůssen sie ihn, indem sie ihre Hånde gegen ihn empor halten, in welche sie zuvor speien. Nach diesem werfen sie die Hånde etlichemal um den Kopf, und wiederholen die vorige Zeremonie drei bis viermal. Allemal erweisen die Muhammedaner dem neuen Planeten eine grosse Ehrerbietung; sie grůssen ihn, sobald sie ihn sehen, und

machen ihre Geldbeutel auf, mit der Bitte, daß ihr Reichthum nach dem Maasse zunehmen möchte, wie er zunähme. Die muhammedanischen Schwarzen beobachten den **Ramadhan** oder die Fasten sehr strenge, indem sie vor Sonnenuntergange weder essen noch trinken. Die andächtigen Personen unter ihnen werden nicht einmal ihren Speichel verschlukken, und binden ein Tuch um den Mund, aus Furcht, daß eine Fliege hineinkommen möchte. So sehr sie auch den Tabak lieben, so rühren sie doch nicht eine Pfeife an; wenn aber die Nacht anbricht, so bringen sie das wieder ein, was ihnen am Tag abgegangen ist, und trinken, essen, rauchen und tanzen bis es Morgen wird. Die Reichen legen sich alsdann bis auf den andern Abend schlafen.

Jannequin bemerkt, daß die Negern vom Aufgange der Sonne an bis zur Zeit des Schlafengehens, welche sie **Jente Karafana** nennen, niemals schlafen, und daß sie diese Fasten so scharf halten, daß die Franzosen ihre Dollmetscher, die beständig bei ihnen lebten, durch angebotene Geschenke, niemals dahin bringen konnten, vor Abends zu essen. Wenn Jemand die Fasten bricht, so muß er sie wieder von vorne anfangen, und wenn es heraus kömmt, so hat er eine Viertelstunde lang Stokschläge zu gewarten.

Viel Strenge und Pünktlichkeit im Aeusserlichen! —

Wenn der Monat **Ramadhan**, oder die grosse Fasten vorüber ist, so rufen sie das **Tabasket** aus, welches das größte und feierlichste Fest unter den muhammedanischen Schwarzen ist, sowol als unter den Türken und Persianern, die es **Bairam** nennen. Es wird von dem Herrn **Brue** der ein Augenzeuge davon zu **Buksar** gewesen, auf folgende Art beschrieben:

Kurz vor dem Untergange der Sonne erschienen fünf Marbuten oder Priester in weissen Rökken, wie unsere Korhemden, gekleidet, die bis auf die Mitte des Schienbeins heruntergiengen, und an dem Saume mit rother Wolle eingefaßt waren. Sie giengen in einer Reihe mit langen **Assagajen** in ihren Händen, und vor ihnen her fünf Rinder, die mit feinen baumwollenen Tüchern behangen, mit Laube gekrönt waren, und deren jedes von zwei Schwarzen geführt wurde. Die Oberhäupter der fünf Dorfschaften, aus welchen der Distrikt Buksar besteht, folgten den Priestern in einer Linie in ihrer besten Kleidung gekleidet, und mit Assagajen, Säbeln, Dolchen, und Schilden bewaffnet. Auf diese folgten die Einwohner, ihre Unterthanen, fünf in einer Reihe, auf gleiche Weise bewaffnet. Als sie an das Ufer des Flusses kamen, so wurden die Ochsen an Pfähle angebunden, und der älteste Marbut schrie dreimal mit lauter Stimme das **Salah Malek**, als Ermahnung zum Gebete. Darauf legte

er seine Assagaje auf die Erde, und strekte seine Hände gegen Morgen. Die andern Priester folgten seinem Beispiele, und fiengen einmüthig die gewöhnlichen Gebeter an. Nach Endigung derselben standen sie auf und ergriffen wieder ihr Gewehr.

Der älteste Marbut befahl darauf den Schwarzen, welche die Ochsen leiteten, sie auf die Erde zu werfen, welches in einem Augenblik geschah. Ein Horn machten sie in der Erde fest, und kehrten den Kopf des Viehes, ehe sie ihm den Hieb gaben, gegen Osten. Sie nahmen sich sehr in Acht, daß das Vieh, indem es noch blutete, sie nicht sehen sollte, weil sie dieses für ein böses Zeichen halten. Zu diesem Ende warfen sie ihm Staub in die Augen. Sobald die Ochsen geschlachtet, und ihnen die Haut abgezogen war, so zertheilten sie solche in Vierthel, und jedes Dorf nahm alsdann seinen Ochsen, und richtete ihn zu.

Nach dieser Verrichtung fieng sich der **Folgar** an. Zuerst erschienen die Weiber und Jungfern in vier Haufen getheilt. Vor jedem von ihnen gieng eine Guiriotin, oder Musikantin her, die einige Verse auf das Fest sang, worauf die andern in einem Kore antworteten. Auf diese Weise zogen sie singend und tanzend um ein grosses Feuer in der Mitte herum, wo ihre Oberhäupter und vornehmen Männer auf Polstern sassen. Bald hernach erschien alles junge Mannsvolk in einem andern Aufzuge, eben so wie die Weiber, in gewisse

Haufen abgetheilt, mit Trommeln und Geigen. Sie waren auf das beste gekleidet, und so bewaffnet, als ob sie in die Schlacht gehen wollten. Sie hielten ihren Umgang um das Feuer herum, warfen ihre Kleider und Waffen weg, und fiengen an mit grosser Behendigkeit einzeln miteinander zu ringen. Die Jungfern, die sich in einer Linie hinter ihnen stellten, munterten sie durch ihre Stimme und Gebärden auf, und wenn sich ein Jüngling hervor that, so priesen sie seinen Sieg durch Singen und Händeklopfen. Auf diese Uebung folgte ein besonderer Ball nach der Musik ihrer Violinen, bei welchem beide Geschlechter ihre Geschiklichkeit im Tanzen zeigten, welches ihre liebste Ergözlichkeit ist, deren sie niemals satt werden. Ein Schwarzer der den ganzen Tag über schwer gearbeitet hat, glaubt, daß nichts besser für ihn übrig sei, als vier bis fünf Stunden lang zu tanzen. — Der Ball endigte sich, sobald sie hörten, daß ihr Essen fertig war. Diese Feiertage und Ergözungen währten drei Tage lang.

Wir wollen hier noch **Adanson's** Beschreibung *) dieses Fests anhören, welchem er selbst beiwohnte:

„Der ganze Tag wurde mit Schmausen und Lustbarkeiten zugebracht, und dabei an nichts weniger als an den Heiligen gedacht, dem das Fest

---

*) Reisebeschreibung, S. 188.

gewidmet war *). Endlich ward es mit einem allgemeinen Ball auf der Savane vor dem Fort beschlossen, wo sich Leute von jedem Geschlechte und Alter einfinden. Der Ball nahm Nachmittags um vier Uhr mit Tanzen unter dem Schalle der Trommeln und Flöten, und dem Gesange der Sängerinnen seinen Anfang. Alle jungen Leute erschienen in ihrem größten Schmukke, und bemüheten sich ihre ganze Geschiklichkeit im Tanzen zu zeigen. Nachdem der Tanz zwei Stunden lang nach Landesgebrauch, das ist, mit den unanständigsten Stellungen und Bewegungen, die unserm Begriffe von Sittsamkeit gerade entgegengesezt sind, gedauert hatte, so ward das Schauspiel verändert, und den Standespersonen und Herren Plaz gemacht, und es öffnete sich ein grosser Kreiß, in welchen sie auf ihren sehr prächtig gepuzten Pferden hinein kamen. Es war überaus artig anzusehen, wie die stolzen Läufer auf einen Augenblik ihr Feuer ablegten, und sich den Absichten des Festes gemäß betrugen. Sie erhoben ihre Füsse, und stampften damit leicht und nach dem Takte auf die Erde; alle Bewegungen ihres ganzen Leibes stimmten mit einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit mit dem Klange der Instrumenten überein; kurz, ihre Stellungen hatten das völlige Ansehen eines regelmäßigen und wolgemessenen Tanzes **). Es war als wenn

---

*) Nämlich dem Ali.

**) Der Verf. der Description de la Nigritie (p. 18.)

das Fest eigentlich für sie wäre, so sehr schienen sie Antheil daran zu nehmen, und gegen den Beifall empfindsam zu seyn. Ich glaube nicht, daß ein prächtigeres Schauspiel möglich sei, als ein solches mit dazu abgerichteten Pferden, insonderheit von der Schönheit und Gelehrigkeit wie die arabischen am Senegal. Die Reuter trugen aber selbst zur Annehmlichkeit aller dieser Uebungen dadurch nicht wenig bei, daß sie ihre Pferde regierten, dasjenige gehörig auszudrükken, was sie selbst durch ihre Bewegungen und Stellungen vorstellen wollten, welches bald eine Schlacht, bald ein Kampf, bald eine Jagd oder ein Tanz war. Die Zuschauer, welche alle voller Erstaunen und Bewunderung waren, sahen die Nacht mit Verdruß herannahen, sie brach für sie zu bald ein, und machte diesen manchfaltigen Ergözlichkeiten ein Ende." —

Alle muhammedanischen Schwarzen halten genau über die Beschneidung. Sie verrichten sie an ihren Knaben im vierzehenten oder fünfzehenten Jahre, sowol, damit sie dieselbe desto besser aushalten können, als auch Zeit haben, vollkommen

---

sagt, die Mohren in Obersenegambien besizzen eine bewundernswürdige Geschiklichkeit, ihre Pferde zu allerlei seltsamen Künsten abzurichten. Er selbst sah zwölf mohrische Pferde, die auf den Befehl ihrer Reuter alle zur nämlichen Zeit ihn mit dreimaligem Kopfbükken grüßten und vor ihm auf die Kniee niederfielen.

in ihrem Glauben unterrichtet zu werden. Es wird diese Zeremonie nicht leicht vorgenommen, wo nicht eine grosse Anzahl Knaben dazu vorhanden ist, oder der Sohn eines Königs oder grossen Herrn beschnitten werden soll. Alsdann wird allen Unterthanen, wie auch seinen Nachbarn und Landesgenossen kund gethan, ihre Kinder herzubringen; denn je grösser die Anzahl der Beschnittenen ist, desto herrlicher ist das Fest, und desto mehr Freundschaften werden unter den jungen Leuten errichtet, die gemeiniglich so lange dauern, als sie leben.

Sie haben keine gesezte Zeit zu dieser Zeremonie, nur daß sie dieselbe nicht in der allerheissesten Jahreszeit, noch in der nassen, noch während des **Ramadhan** vornehmen; weil alle diese Zeiten zu einem so frölichen Feste nicht geschikt sind. Sie ersehen auch hierzu die Zeit des abnehmenden Monds; weil sie glauben, daß alsdenn die Verrichtung nicht so schmerzhaft, und die Wunde leichter zu heilen ist. Nach **Le Maire** ist im Gegentheil der **Ramadhan** oder die grosse Fasten die rechte Zeit zum Beschneiden. Herr **Moore** sezt sie ein wenig vor der Regen-Zeit.

Die Zeremonie der Beschneidung findet sich am besten in der genauen Beschreibung des Generaldirektors **Brue**, wie er solche auf der Insel des **Johann Barre**, nahe bei dem Fort St. Ludwig angesehen.

Der hierzu bestimmte Plaz war ein anmuthi-

ges mit Bäumen umgebenes Feld, dreihundert Schritte weit von dem Dorfe des Johann Barre, Dollmetschers der französischen Kompagnie, und des Vaters des vornehmsten Knabens, der beschnitten werden sollte. Sie erwählen allezeit einen Ort, der von dem Dorfe oder der Stadt etwas entlegen ist, und dieses deßwegen, weil den Weibern ganz und gar nicht erlaubt ist, dabei zugegen zu seyn. Als **Brue** sich mit seinem Gefolge auf die Bank, die zu diesem Ende hingesezt war, niedergelassen, fieng sich die Prozeßion folgendermassen an:

Die Guirioten oder Musikanten führten mit ihren Trommeln den Vortrab, und schlugen einen langsamen Marsch, ohne zu singen. Zunächst folgten die Marbuten oder Priester von allen benachbarten Dörfern Paarweise, in weissen baumwollenen Rökken, und mit langen Assagajen. Diesen folgten in einiger Entfernung die Knaben, die beschnitten werden sollten. Sie waren in feine lange baumwollene **Pagnes** wie in Kutten gekleidet, die vorne gedoppelt lagen, und bis an die Fersen hinunter giengen. Sie hatten aber keine Beinkleider. Diese giengen einzeln, und neben Jedem giengen zwei Verwandte oder Freunde, wie bei uns die Gevattern, um Zeugen von ihrem Glaubensbekenntnisse zu seyn, oder ihnen zuzureden, die Schmerzen standhaft zu ertragen. Gam Sek, ein vornehmer Neger, welcher die Beschneidung

verrichtete, kam hernach, und neben ihm Johann Barre, der Urheber des Festes. Ein Haufen von zweitausend bewaffneten Negern schloß den Zug. In der Mitte des Feldes, nahe dabei, wo die Franzosen sassen, war ein Bret auf einer kleinen Erhöhung gelegt. Die Priester und Alkairs, oder vornehmen Männer, stellten sich in zwei Reihen auf beiden Seiten desselben, da indessen die Kandidaten und ihre Freunde in der Mitte blieben, in der Ordnung, wie sie kamen. Die übrigen Schwarzen schlossen einen Kreis.

Darauf verrichtete der vornehmste Marbut oder Priester das Salah oder Gebet, und die Anwesende sprachen seine Worte vernehmlich und mit grosser Aufmerksamkeit und Ehrerbietung nach. Als dies zu Ende war, so näherte sich der Gam Sek, der Beschneidungspriester, nebst Johann Barre, dem Vater des ersten Kandidaten, dem Brete, und hielt das Opfermesser. Unverzüglich ward der Knabe Guiopo von zwei Verwandten hergebracht, die ihn mit ausgestrekten Beinen auf das Bret sezten, und hielten, da unterdessen Gam Sek ihm den Rok aufhub, die Vorhaut ergriff, und so weit als er konnte, hervor zog, und in dieser Lage schnitt er sie weg, da unterdessen der Vater das andere Ende hielt. Guiopo gieng sogleich von dem Brete weg, in Begleitung seiner zwei Anverwandten, mit seiner Assagaje in der Hand, und mit einer lächeln-

den

den Miene begab er sich hinter die Marbuten, um seine Wunden bluten zu lassen, da unterdessen die andern Knaben eben diese Operazion aushielten. Wenn die Wunde genugsam geblutet hat, so waschen sie solche jeden Tag etlichemal mit kaltem Wasser, bis sie zugeheilet ist, welches gewöhnlich nach zehn bis zwölf Tagen geschieht. Während der Beschneidung muß der Kandidat seinen rechten Daumen in die Höhe halten, und das muhammedanische Glaubensbekenntniß hersagen. Diejenigen, die den meisten Muth haben, thun es mit vernehmlicher Stimme, und die meisten nehmen, wenn die Beschneidung vorüber ist, ein freudiges Gesicht an, ob es gleich ihr Gang deutlich beweist, wie groß ihre Schmerzen sind, da sie manchmal kaum ohne Beihülfe ihrer Freunde zu gehen vermögen.

Jannequin sagt, die Knaben hätten einen Monat lang nach der Beschneidung die Freiheit, zu plündern, und alle Arten von Gewaltthätigkeiten an den Jungfern zu begehen, nur nicht sie zu ermorden, oder ihre Person zu rauben. Nachher gehen die armen Kinder mit ihren Vätern in das Gehölze, ihr Vieh zu hüten, zu fischen, und in ihren Luganen oder Hirsefeldern zu arbeiten. Wenn die Neubeschnittenen wol auf sind, so kommen sie zusammen, und gehen durch die Dörfer, und fordern Geschenke. Bei diesen Gelegenheiten gehen sie niemals mit leeren Händen fort. An manchem Tage tragen sie eine besondere Kleidung, und ei-

ne Müzze von einer wunderlichen Figur mit einem Paar Ochsenhörnern. In dieser Gestalt begehen diejenigen, die tiefer unten an der Küste wohnen, grosse Unordnungen, erpressen Geld und nehmen sich die ausschweifendsten Freiheiten. Die am Senegal aber sind nicht so wild, und gegnügen sich mit dem, was ihnen gegeben wird.

Obgleich die Muhammedaner das weibliche Geschlecht nicht beschneiden, so binden sich doch die geistlichen Lehrer unter den Mandingoern nicht so genau an diesen Artikel, sondern verstatten auch den Weibspersonen ein Recht an der Beschneidung, welche gemeiniglich von den Weibern der Marbuten verrichtet wird. Doch diese Gewohnheit die Mädchen zu beschneiden *) ist nicht so allgemein.

Herr Moore sagt, kurz vor der Regenzeit wird eine grosse Anzahl Knaben von zwölf bis vierzehn Jahre beschnitten. Die Beschnittenen legen alsdann eine besondere Kleidung an, die in jedem Königreiche verschieden ist. Von der Zeit ihrer Beschneidung an, bis die Regen einfallen, ist diesen Knaben erlaubt, so viel Unfug zu treiben, als ihnen nur beliebt, ohne daß sie deßwegen zur Rechenschaft gefordert werden; wann aber der erste Regen einfällt, so legen sie wieder ihre alte Kleidung an.

---

*) Von der Beschneidung des weiblichen Geschlechts sehe man Blumenbach's Anmerk. im V. B. von Bruce's Reisen, S. 267. u. A.

Die Priester der muhammedanischen Negern sind die **Marbuten**. Diese sind von dem übrigen Volke in vielen Dingen unterschieden, ob sie gleich in der Kleidung mit ihm übereinkommen. Jobson sagt, daß sie sich von dem gemeinen Volke in Wohnung, und in der Art zu leben, unterscheiden. Sie haben sehr viele Aehnlichkeit mit den Leviten der Juden. Ein grosser Theil derselben wohnt in Städten und Ländern, die für ihren Stamm ausgesondert sind, in welchen kein gemeines Volk, ausser ihren Sklaven sich aufhält. Sie verheurathen sich gleichfalls auch nur in ihrem Stamme und in ihrer Freundschaft, und alle Kinder werden in der strengsten Beobachtung ihrer Religion erzogen. In Ansehung des Ehestandes leben sie nach Einer Regel mit dem gemeinen Volk, und haben mehr oder weniger Weiber, nachdem es ihr Stand oder die Klugheit erfordert. In jeden von ihren Städten ist ein Aeltester oder Oberpriester, und in **Setiko**, ihrer Hauptstadt an der Gambia, hat das Oberhaupt von allen, oder der hohe Priester seinen Siz.

Diese Mandingoerpriester oder **Marbuten** sind sehr strenge Beobachter der Gesezze des **Korans**. Meist alle enthalten sich des Weins und starker Getränke, und halten die Fasten **Ramadhan** sehr scharf. Sie sind weit gesitteter, als die übrigen Schwarzen, und lieben die Handlung, wie die langen Reisen beweisen, welche sie in die in-

ländischen Provinzen thun. Sie sind ehrlich, aber doch genau und spizfindig in ihrer Art zu handeln. Gegen einander sind sie sehr milde und leutselig, und verkaufen niemals Jemanden von ihrer Völkerschaft zum Sklaven, ausser um eines grossen Verbrechens willen.

Was **Moore** von den muhammedanischen Mandingoern überhaupt sagt, daß sie nämlich arabisch verstehen, gilt nur allein von den **Marbuten**. Diejenigen, die es schreiben können, sagt er, halten des Tages drei bis viermal sehr genau ihre Andachten, und sind ausserordentlich mäßig und enthaltsam; denn sie sterben lieber, als daß sie starke Getränke trinken, und fasten eher, als daß sie Fleisch essen sollten, das nicht einer von ihren Religionsverwandten geschlachtet hat. Die Mandingoer erweisen ihnen grosse Ehrerbietung, und lassen sich von einem unter ihnen kuriren, wenn ihnen etwas fehlet. Das Heilungsmittel ist keine Arznei, die man innerlich gebraucht; sondern geschriebene Zettel oder **Grisgris**, welche sie auswendig als ein Angehänge tragen, und theuer bezahlen.

Jobson redet von verschiedenen guten Eigenschaften deiser Schwarzen, besonders ihrer grossen Mäßigkeit, worin sie sich von den Laien unterscheiden, so daß man sie allezeit an dieser Probe erkennen kann. Sie begnügen sich lediglich am Wasser, und diese Vorschrift halten sie so gewissenhaft, daß

sie in keinem Falle auch nicht in der Krankheit oder äussersten Noth davon ausgenommen sind, wovon er folgendes Beispiel anführt: Auf seiner Reise an dem Flusse, war sein Marbute oder Alkade mit den übrigen aus dem Boote ausgestiegen, um dasselbe wieder flott zu machen. Unvermuthet aber gerieth er auf eine jähe Bank, und fiel aus einer Tiefe heraus in einen Wasserwirbel, und stand in grosser Gefahr, zu ertrinken. Er sank zweimal bis auf den Boden. Als er sich aber das anderemal in die Höhe hob, so fiengen ihn die Leute auf, und brachten ihn an Bord. Er war so sehr abgemattet, daß er den Gebrauch seiner Sinne verlor. Als man ihm aber eine Flasche mit Branntwein an den Mund hielt, so schloß er bei dem Geruche desselben die Lippen zu, und als er völlig wieder zu Sinnen kam, so fragte er ängstlich, ob er etwas getrunken hätte? Da man ihm aber mit nein antwortete, so sagte er: **Ich hätte lieber sterben, als etwas davon in meinen Mund nehmen wollen!** Obgleich der Hauptmann überzeugt war, daß er dem Geruche des Branntweins seine Stärkung zu danken hatte.

Eine eben so grosse Vorsicht brauchen sie gegen ihre Kinder, welche sie nicht nur abhalten, einen Tropfen Wein oder starkes Getränke zu berühren, sondern sie untersagen ihnen auch alle süssen Sachen, als Rosinen, Zukker und dergleichen. Wenn die Engländer zu Setiko ihnen etwas

von solchen Dingen geben, so nehmen es die Aeltern sehr übel.

Diesem Beispiele von Enthaltung können wir füglich ein anderes, von der Treue und Aufrichtigkeit eines Marbuten, mit Namen **Fodi Karire**, beifügen. Dieser war der erste Schwarze, den **Jobson** in seine Dienste nahm, welcher wegen seines beständigen guten Bezeugens eben so viel Liebe gegen ihn trug, als ob er ein Engländer gewesen wäre, und ihn nicht nur in allem, was den Lauf der Handlung an dem Flusse angieng, zu Rathe zog, indem er ihn allezeit auf seinen Reisen begleitete, sondern auch in den meisten andern Dingen sich nach seinem Gutachten richtete.

Jobson bezeugt auch, daß sowol die Könige, als das Volk, bei allen Gelegenheiten eine grosse Hochachtung gegen die **Marbuten** blikken lassen. Er berichtet: wenn Laien, die alte Bekannte sind, und einander lange nicht gesehen haben, einander von ungefähr auf der Strasse begegnen, so stellen sie sich, wofern ein Marbut unter ihnen ist, in einen Kreis, und fallen auf ihre Kniee zum Gebete, bevor sie einander grüssen. **Labat** sagt, daß die Negern, besonders die am Senegal wohnen, sie in solchen Ehren halten, daß sie fest glauben, daß derjenige, der sie beschimpft und beleidigt, unfehlbar binnen drei Tagen sterben muß.

In ein solches Ansehn haben sich diese schlauen **Marbuten** bei den unwissenden aberglaubischen Negern zu sezzen gewußt! Sie haben sich ihnen nothwendig, unentbehrlich gemacht; sie sind ihre Heiligen, ihre Priester, ihre Gesezgeber, ihre Lehrer, ihre Rathgeber, ihre Hexenmeister und ihre Aerzte! — Wie viel die Negern dabei gewonnen haben, will ich nicht untersuchen.

Das den Negern nüzlichste Geschäft, das diese **Marbuten** verrichten, ist unstreitig das **Schulhalten** — womit sich diejenigen derselben (nebst dem Grisgrismachen und ihren andern Künsteleien) nähren, welche keinen Handel treiben. — Die Schulen sind gewöhnlich runde, offene und geräumige Hütten. Die Knaben (besonders bei den Mandingoern) lernen alle lesen. Ihre Schulbücher bestehen aus Täfelchen von glattem Holze. Die Lekzionen werden mit einer Art von Pinsel in schwarzer Farbe darauf geschrieben und müssen von den Schülern auswendig gelernt werden. Bei dem Hersagen dieser Lekzionen schreien alle zumal, so daß man an diesem abscheulichen Lärmen gar leicht die Schule unterscheiden kann. — Die Schule wird Abends und Morgens vor Tag gehalten.

Die Schriftzeichen welcher sich die **Marbuten** bedienen sind die arabischen, weil die Negersprachen keine eigenen Schriftzeichen haben. Auch ist die arabische Sprache ihre Religionssprache, welche von den gemeinen Negern nicht verstanden

wird. Nur die **Marbuten** erlernen sie, um den Koran und ihre übrigen Religionsschriften lesen zu können. Wer einmal den Koran gelesen hat, der wird für einen grossen Meister gehalten.

Für diesen Koran hegen die Negern eine ausserordentliche Ehrfurcht; die Fürsten und Marbuten lassen sich ihn auf allen ihren Zügen von einem besondern Bedienten nachtragen; die Grossen haben eigne silberne Schachteln dazu, und die Marbuten erwerben sich sehr vieles durch das Abschreiben dieses Buchs, indem die Vornehmen solche Abschriften um hohen Preiß kaufen.

Der Hauptgewinn der Marbuten bleibt aber immer das Grisgrismachen, Segensprechen und Wahrsagen, womit sie den Aberglauben der Negern brandschazzen. Aber nicht allein die unwissenden Negern messen diesen Gaukeleien Glauben bei, sondern selbst auch Europäer! Z. B. **Jannequin** schämt sich nicht zu sagen, daß sie mit Geistern Umgang hätten, daß sie den Diebstahl sowol unter den Schwarzen als Franzosen entdekten, und die Zeit und selbst den Ort benännten, wo die gestohlenen Güter verborgen worden; ja er glaubte, daß das arabische Lesen und Schreiben nicht könnte gelernt werden, ohne mit dem Teufel zu thun zu haben!

Diese Marbuten lehren nicht allein in den Schulen, sondern sie ziehen auch im Lande herum, und lehren und unterrichten. Wenn sie erwachsen sind, so ge-

wöhnen sie sich zum Reisen. Es ziehen ganze Familien miteinander, die ihre Bücher bei sich führen, um die Jugend an den Orten wo sie stille liegen, zu unterrichten. Es steht ihnen zu diesem Ende das ganze Land offen, und sie haben einen freien Paß durch alle Oerter, wenn gleich die Könige miteinander in Krieg verwikkelt sind. Sie werden aber auch Niemand auf der Strasse oder in den Städten wo sie einkehren zur Last fallen; weil sie allezeit ihre Lebensmittel mit sich bringen. Doch ist es wahrscheinlich, daß sie in den Häusern mancher grosser Herren frische Lebensmittel bekommen, oder auch dadurch, daß sie der Gewohnheit des ganzen Volks nachfolgen, das ist, betteln, und keine abschlägige Antwort annehmen. Ein einziges BuchPapier ist aber hinreichend einen ganzen Trupp von diesen Bettlern zu befriedigen; denn dieses verschafft ihnen Brod im Ueberfluß, indem sie Grisgris daraus fabriziren, die sie sehr gut abzusezzen wissen. Daher ist das Papier in diesen Gegenden so sehr geschäzt, daß man einem Negern für irgend eine Gefälligkeit kein angenehmeres Trinkgeld geben kann, als einen oder einige Bogen Schreibpapier.

Diese Marbuten sind aber nicht allein Priester, sondern sie treiben auch die ganze, oder doch die vornehmste Handlung des Landes, besonders die zu Setiko. Sie sind die einzigen Leute, die von diesem Orte an, bis in das Land des Königs von

Barsalli, einen beständigen Sklavenhandel treiben. In dem Lande desselben erzeugt die See von selbst eine grosse Menge Salz, das aber grob und unsauber ist, und wie Asche aussieht. Doch der Gewinn von diesem Salze ist der ansehnlichste Theil von den Einkünften des Königs. Die Marbuten brauchen dieses Salz selbst sehr wenig; sie verführen es aber weit im Lande, wogegen sie Gold und Kolanüsse eintauschen. Das Gold macht ihr vornehmstes Gewerbe aus, und ist dasjenige, wornach sie am meisten trachten, weil sie die Meinung haben, daß es von grossem Nuzzen in der andern Welt seyn wird. Aus dieser Ursache scharren sie zusammen, was sie können, und vergraben es entweder selbst in die Erde, oder lassen es mit sich in das Grab legen. Ein wenig davon heben sie auf, um von den Portugiesen eine Art schöne länglichte blaue Steine zu kaufen, die von den Weibern um die Lenden getragen werden, um sie von gewissen Blutflüssen zu befreien, denen sie durchgängig unterworfen sind. Sie brauchen ihr Gold sonst nicht viel, ausser zu einigen wenigen Zierrathen für ihre Weiber, als zu Ringen, Armbändern und dergleichen, die sie selbst oder durch ihre Schmidte verfertigen.

Obgleich diese **Marbuten** gegen die Europäer sehr freundlich und gefällig sind, so sind sie doch auf ihren Handel sehr eifersüchtig. **Jobson** erfuhr es, dem sie mit aller Mühe es abzurathen suchten.

eine Handelsreise die Gambia hinauf zu unternehmen, indem sie ihm solche als höchst gefährlich, ja fast unmöglich vorstellten, in der Absicht, eine so einträgliche Handlung für sich zu behalten, zumal da sie sich mit grosser Mühe und vielen Unkosten eine Menge Esel angeschafft hatten, um die Waaren in dem Lande zu verführen.

Auf den Reisen halten sie den ordentlichen Schritt mit ihren Eseln, die von ihnen hergetrieben werden. Sie begeben sich mit Anbruche des Tages, der in dieser Himmelsgegend kurz vor dem Aufgange der Sonne vorhergeht, auf den Weg, und reisen drei Stunden nach einander. Alsdann ruhen sie so lange die Hizze des Tages währt. Zwei Stunden vor Sonnenuntergange reisen sie von neuem aus, und bald hernach erwählen sie sich ihr Nachtlager, wobei sie auf die Sicherheit vor den wilden Thieren sehen, ausser wenn Mondenschein ist, weil es sich alsdann am besten reisen läßt. Wenn sie aber an eine grosse Stadt kommen, so liegen sie zwei oder drei Tage lang stille, pakken ihre Esel ab, und legen ihre Waaren unter einem schattichten Baume aus, welches eine Art von Markte für die Einwohner der Stadt ist. Die Reisenden liegen in der Nacht unter ihrem Geräthe auf Matten, welche sie bei sich führen.

Soviel von diesen Marbuten!

§. 12.

Aberglaube und seltsame Meinungen. — Mysterien der Negern.

Die Negern sind sehr abergläubisch; ihre Fantasie läßt sie überall Wunder sehen, und ihre Unwissenheit erzeugt die seltsamsten Meinungen von Dingen, die sie nicht verstehen und nicht begreifen.

Die Mandingoer haben die Einbildung, daß die Ursache einer Mondsfinsterniß eine Kazze ist, die ihre Pfote zwischen den Mond und die Erde hält. Sie singen und tanzen die ganze Zeit der Verfinsterung hindurch, in Erwartung ihres Propheten Muhammeds.

Die Mandingoer überhaupt sind dem Aberglauben sehr ergeben. Manche schlachten, wenn sie reisen wollen, einen jungen Vogel, und besehen das Eingeweide, und nach Beschaffenheit desselben schieben sie die Reise auf, oder unternehmen dieselbe. Sie sind auch sehr abergläubisch in Ansehung der Wochentage; denn manche darunter halten sie für unglüklich, und fangen an denselben schlechterdings keine Arbeit an.

So lange Moore in diesem Lande war, glaubte das Volk, daß ein Jeder, der starb, von den Hexen getödtet würde, bis auf Einen, den er begraben sah, und von dem sie gestanden, daß er durch die Hand des Allmächtigen gestorben wäre,

weil er sein Gelübde gebrochen. Die Gelübde sind bei ihnen sehr üblich, und sie tragen einen eisernen Ring am Arme um sich daran zu erinnern. Dieser Mann, der ein Jahr zuvor, einen Sklaeven zum Geschenk bekommen hatte, hatte das Gelübde gethan, ihn niemals aus keinerlei Ursache von sich zu lassen, und trug einen gedoppelten eisernen Ring am Arme. Weil er aber den Sklaven verkaufte, um Korn zum Unterhalte seiner zahlreichen Familie zu bekommen, so hielten seine Landsleute seinen Tod, der eine Woche darauf jählings erfolgte, für eine Rache des Allmächtigen, weil er sein Gelübde mit Willen gebrochen hatte.

Unter diesem Volke sind noch verschiedene andere abergläubische Dinge, das merkwürdigste aber ist dasjenige, was ihre **Grisgris** angeht.

Jobson, der sie Gregories nennt, bemerkt, daß sie in gewissen geschriebenen zauberischen Karakteren beständen. Nach **Jannequins** Berichte, sind die **Grisgris** papierne mit arabischen Karakteren beschriebene Zettel. **Le Maire** sagt, daß es kleine arabische Briefchen mit untermischten nekromantischen Figuren wären. **Barbot** stellt sie im Gegentheil groß vor, so daß sie manchmal ein oder zwei halbe Bogen ordentliches Papier einnähmen; sie wären voller Zeilen in arabischen Buchstaben, die mit Feder und Dinte geschrieben werden, welche aus der Asche eines gewissen Holzes besteht.

Labat sagt, sie enthielten auserlesene Stellen aus dem Koran oder andere Sprüche.

Barbot brachte einige von diesen Grisgris nach Europa, und zeigte die Karaktere gelehrten Leuten, welche in der arabischen und andern morgenländischen Sprachen wol erfahren waren, welche sie nicht entziffern konnten. Die Ursache ist vermuthlich, daß obgleich die Buchstaben arabisch sind, die Worte doch in der Sprache der Mandingoer geschrieben sind.

Denn wie gesagt, weil dieselbe keine eigene Karaktere hat, so bedienen sie sich der arabischen, um diesen Mangel zu ersezzen.

Die Grisgris werden in seidene saubergenähte Beutel oder Säkchen von allerhand Figuren gestekt. Wenn die Papiere beschrieben sind, so tragen sie dieselben zu dem Künstler, der feine lederne Riemen zu Tabakspfeifen verfertiget, die sie Kranhih nennen. Dieser näht sie in Leder oder rothes Tuch ein.

Jannequin und Le Maire, und nach ihnen Barbot sagen, die Grisgris wären in sehr steif gefalteter und geleimter Leinwand eingewikkelt, und mit sauberem rothem Leder überzogen. Manche sind länger als ein Daum. Sie werden zusammen gelegt, und bekommen Ekken auf Art eines Diamants. Sie machen aus denselben Armbänder, und öfters thun die Marbuten ganz und gar nichts hinein, wie Jannequin an einigen

sah, welche ihre Sklaven trugen. **Barbot** sezt hinzu, daß andere von Roßschwänzen, oder von Hirschleder und Ochsenhorn gemacht, und mit rothem Sersche oder Tuch überzogen würden.

Jannequin meldet, daß jedes **Grisgris** seine besondere Kräfte habe, als gegen das Ersaufen, Pfeilwunden oder Schlangenbiß. Einige, sagt **Le Maire**, dienen, sie fest gegen die Wunden zu machen, ihnen im Schwimmen beizustehen, und ihnen einen guten Fischfang zu geben; andere verschaffen ihnen eine grosse Menge Weiber, und Kinder. Sie verhindern, daß sie nicht in Gefangenschaft gerathen, und kurz, sie dienen ihnen zu allem, was sie fürchten oder wünschen können. Eben dieser sagt, ihr Vertrauen auf diese Anhängsel sei so groß, daß Manche unter ihrem Schuzze sich nicht fürchten, einen Pfeilschuß auszuhalten. **Barbot** sagt, daß auf gleiche Weise manche als ein Rettungsmittel gegen die Gefahren auf der See getragen würden, und andere gegen Wunden im Treffen. Einige zielen dahin, ihrem Besizzer eine sichere Reise, grossen Reichthum, beständige Gesundheit, oder den Weibern eine glükliche Entbindung zu verschaffen.

Moore bemerkt, daß die Mandingoer, wenn sie in die Schlacht gehen, den Muhammedanern, (worunter er die Marbuten versteht,) Papiere abkaufen, um zu verhindern, daß sie nicht im Treffen bleiben. Wenn ihre Hoffnung ihnen

fehlschlägt, so haben sie die Entschuldigung fertig, dieser Mann hätte ein böses Leben geführt, und daher hätte ihn Muhammed wollen sterben lassen. Jobson bekräftigt, daß sie diese Grisgris zu einer Arznei brauchen, wenn sie von einer Krankheit, Schmerzen, Schaden oder Geschwulst überfallen werden. Da nun die Kraft dieser Grisgris so allgemein ist, so ist es kein Wunder, wie Jannequin anmerkt, daß sie dieselben mit solchem Aberglauben aufheben, als ob es ihr vornehmster Glaubensartikel wäre.

Hieraus läßt sich dann schliessen, wie vortheilhaft die Fabrikazion und der Verkauf dieser wunderwirkenden Heiligthümer den Marbuten ist *)! — Die Reisebeschreiber versichern, daß sie sich grosse Reichthümer dadurch erwerben, und manchen Negern durch ihren übertriebenen Wucher mit diesen Wunderzetteln arm machen, indem sie oft 2 bis 3 Sklaven, oder 4 bis 5 Ochsen, für ein einziges solches Anhängsel, wenn ihm eine übergrosse Kraft angedichtet wird, hingeben.

So stark ist die Macht des Aberglaubens über unwissende Schwachköpfe! Sein ganzes Vermögen gibt der Abergläubische hin, um sich übernatürliche

*) Die Vergleichung, welche die brittischen Reisebeschreiber hiebei mit den Agnus Dei und andern Amuletten machen, übergehe ich.

türliche Hülfsmittel zu erkaufen, die ihren Werth nur in seiner Einbildung haben! —

Diese Anhängsel oder Grisgris haben überdies noch das wider sich, daß sie sehr unbequem und lästig sind. Viele Negern tragen sie auf dem Kopfe in Form eines Kreuzes, von der Stirne bis hinten in den Nakken, und von einem Ohre zum andern, gleichfalls um den Hals herum, so daß sie queer über die Schultern in der Mitte gehen, wie auch um die Arme, über und unter dem Ellbogen. Andre tragen sie queer über die Schultern, und über die Brust, und lassen sie an saubergeflochtenen ledernen Riemen hangen. Manche unter ihnen tragen sie in solcher Menge, daß sie auf dreißig Pfund schwer sind. Besonders die Könige und Fürsten überladen sich mit solchen eingebildeten Heiligthümern.

Sie haben eine ganze Rüstung von dieser Art; der magische Küraß bedekt sie über und über, so daß sie kaum von einer Sagaje beschädigt werden können. Die grossen Herren lassen sich ihre Kleider und Müzzen damit überziehen, und tragen eine solche Last davon, daß sie öfters genöthigt sind, sich zu Pferde heben zu lassen. Sie hängen auch dergleichen Zaubereien um ihre Pferde herum, um sie muthig, und fest gegen die Wunden zu machen. Vor und hinter sich, nämlich auf dem Rükken und Bauche, haben sie sehr grosse Grisgris,

die so lang und breit sind wie ein Quartant, und zwei Daumen breit dikke.

Sie geben ihnen allerlei Formen, und wetteifern, sich durch diese Dinge recht fürchterlich zu machen.

Wenn diese Talismane irgend einen Vortheil gewähren können, so ist es wol dieser, daß ein damit bezauberter Neger, da diese Anhängsel von Papier und Leder sind, nicht so leicht von einem Pfeil oder Wurfspiesse verwundet wird, welches denn ganz natürlich zugeht. Die Flinten= und Kanonenkugeln haben weniger Respekt vor solchen Dingern; sie dringen leichter durch den heiligen Harnisch; deßwegen gestehen auch die Marbuten, daß sie keine Grisgris gegen Feuergewehr zu fabriziren verstånden.

Diese Grisgris werden dann auch noch zu allerlei andern Hexereien gebraucht, die eben so wunderbar sind, alß das **Vestmachen**, an welches selbst noch schwachköpfige Europäer glauben *).

Daß dieser ganze Aberglaube von dem alten Fetischendienste der senegambischen Negern herrühre, ist leicht einzusehen; obgleich auch die Muhammedaner in Asien solche Amulete, Talismane

*) Von dem Glauben der Negern an die Grisgris und ihrem verschiedenen Gebrauche haben wir schon in den vorigen Bänden des Werks Manches zu bemerken Gelegenheit gehabt.

und andern ähnlichen Aberglauben haben, welches alles nichts als der Ueberrest des Fetischismus ist, der die Religion aller Völker war und ist, die in der Kindheit leben.

Wir werden mehr davon bei den Negern von Guinea zu sprechen haben.

Unterdessen ist es nicht weniger sonderbar, daß die Europäer, welche diese abergläubischen Künsteleien und Zeremonien der Negern sahen, entweder ihnen wirklich Glauben beimassen, oder die Negern für arge Hexenmeister hielten, die mit dem ✝ ✝ ✝ Satanas selbst im Bunde ständen *).

Die Negern haben aber auch eben so gut Besessene, als wir hocherleuchtete Europäer — wir dürfen uns also hierin keinen Vorzug suchen — denn zu gewissen Zeiten laufen sie herum, machen tausenderlei wunderliche Gebärden, singen und schreien, und sagen, der Teufel besässe sie. Wenn dieses einer Weibsperson wiederfährt, und sie glauben, daß es eine wirkliche Besessenheit ist, so legen sie ihr ein Mannskleid an, geben ihr eine Sagaje in die Hand, gehen um sie herum, und singen mit einer sehr kläglichen Stimme, um den Teufel zu verjagen. Le Maire aber hat öfters befunden, daß ein guter Prügel die beste Geisterbeschwörung ist; denn alsdann kömmt der Teufel niemals wieder.

*) Wie z. B. Kadamosto, im II. B. d. W. S. 205.

Die Negern glauben auch an Gespenster und böse Geister, welche sie Horih nennen, und vor welchen sie eine grosse Furcht haben.

Dies gilt besonders von den Negern an der Gambia, bei welchen, den Mandingoern hauptsächlich, auch der Mumbo Jumbo zu Hause ist. Dies ist der Popanz für die Weiber.

Dieser Mumbo Jumbo ist (nach Moore) ein Schrekteufel, den die Weiber ausserordentlich fürchten. Er brüllt und tobt wie ein Rasender und erscheint gewöhnlich in einem langen Rok, der aus Baumrinde gemacht ist, oben aber ist ein Büschel Stroh, und in allem ist er acht bis neun Fuß lang. Er läßt sich niemals hören als in der Nacht, damit es desto bessere Wirkung thut. Wenn ein Mann sich mit seiner Frau zankt, so wird der Mumbo Jumbo geholt, um den Streit auszumachen, wo gemeiniglich das Urtheil dem ersten zum Vortheil ausfällt.

Dieser Poltergeist kann alles befehlen, was er will. Niemand darf mit bedektem Haupt in seiner Gegenwart seyn. Wenn die Weiber ihn kommen hören, so laufen sie davon und verstekken sich. Denn gar oft fällt es ihm bei, daß er sie auspeitschen läßt.

Eigentlich ist aber dieser Mumbo Jumbo keine religiöse, sondern eine politische Betrügerei, hinter welcher eine geheime Gesellschaft stekt, die Troz irgend einer das Gaukeln und Pöbeltäu-

schen versteht. Wenn Jemand in diese Gesellschaft eintritt, so thut er den feierlichsten Eid, daß er keiner Frau oder andern Person, die noch nicht eingeweiht ist, etwas verrathen will; wozu die Jünglinge unter sechzehn Jahre niemals gelassen werden. Das Volk schwört bei diesem Gözzen, und hält solches für einen sehr heiligen Eid.

Im Jahre 1727 begieng der König zu **Jagra**, der ein sehr neugieriges Weib hatte, den Fehler, daß er ihr das Geheimniß von dem **Mumbo Jumbo** eröffnete, und sie ermangelte nicht, dem Hauptfehler ihres Geschlechts gemäß, es unter ihren Bekannten auszuplaudern, bis es einigen, die keine Freunde des Königs waren zu Ohren kam. Diese berathschlagten sich deshalb, und fürchteten, daß wenn die Sache kund würde, sie nicht mehr im Stande seyn möchten, zu regieren. Sie nahmen daher den Gözzenrok, und legten ihn einem Mann an, und giengen in die Residenz des Königs. Als sie den König rufen liessen, und ihm seinen Fehler vorgehalten hatten, welchen er nicht läugnen konnte, so holten sie seine Frau, und liessen sie beide auf der Stelle umbringen. So starb der Mann wegen seiner Gefälligkeit gegen seine Frau, und die Frau wegen ihrer Neugierde.

An der Gambia sind wenig Städte von Wichtigkeit, die sich nicht einen solchen Rok haben machen lassen, welcher bei Tage an einem grossen Pfahle vor der Stadt hängt, und bis zur Nacht daselbst hängen bleibt, welches die Zeit ist ihn zu gebrauchen. —

Dies ist das Wichtigste, was wir von den religiösen Meinungen und dem Aberglauben der Negern in Senegambien wissen.

Beschluß.

Wir haben nun Alles überblikt, was die Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen der senegambischen Negern Merkwürdiges haben. Freilich vermissen wir noch die Berichte aufmerksamer, scharfsinniger, tiefblikkender philosophischer Beobachter über alle diese Gegenstände; doch kann uns das Wenige das wir haben, schon zu weiteren Untersuchungen und Bemerkungen Stoff geben.

Wir sehen unterdessen aus all diesem, daß die Negern noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Kultur stehen; aber doch weder Wilde, noch Barbaren sind, sondern Menschengeschöpfe, welchen es ganz und gar nicht an Fähigkeiten fehlt, sich in die Sphäre der hocherleuchteten Europäer zu erheben.

Ueberzeugen wir uns doch endlich, daß die Negern unsre Brüder sind — würdig sind, es zu seyn, wenn sie schon die hohe Einbildung von sich selbst nicht haben, die uns einen so grossen Werth gibt! —

IV.

Kurze Uebersicht
des
Handels
von Senegambien.

Wir müssen nun unsere Beschreibung von Senegambien mit einer kurzen Uebersicht des Handels dieses Landes — welcher ganz in den Händen der Europäer ist — schliessen.

Den ganzen senegambischen Aussenhandel treiben ausschließlich die Franzosen und Britten. Der Antheil welchen die Portugiesen daran nehmen, ist ganz unbedeutend. Nicht viel wichtiger ist der Handel, welchen Araber und Juden aus Maroko nach Obersenegambien treiben.

Von dem Innenhandel, welcher ganz allein in den Händen der Marbuten und mandingoischen Kaufleute ist, haben wir schon gesprochen, und was von dem Karawanenhandel der fezzanischen Handelsleute, die auch das innere Senegambien besuchen, hieher gehört, wird genauer und weitläuftiger in dem Abschnitte von Nigrizien abgehandelt werden, als es Zeit und Raum hier erlaubten.

Wir haben also hier hauptsächlich nur den senegambischen Handel der Franzosen und Britten zu betrachten, die sich in das Monopol dieses Landstrichs getheilt haben. Von dem portugiesischen Handel, werden wir nebenher auch das Wichtigste erwähnen.

Die Franzosen haben besonders den Handel von Obersenegambien, auf dem ganzen Senegal, und auf der Küste bis zur Mündung der Gambia in ihrer Gewalt. Sie beherrschen folglich den größten Theil des Handelsgebiets von Senegambien.

Die Britten herrschen dagegen auf der Gambia. Zwar besizzen die Franzosen auch eine Niederlassung an diesem Flusse; aber die erstern haben das Uebergewicht.

Die Portugiesen handeln vorzüglich nach Untersenegambien, wo Rachao ihr Hauptort ist.

Die vorzüglichsten Waaren, welche aus Senegambien ausgeführt werden, sind Senegal-Gummi, Gold (doch in geringer Quantität) Elfenbein, Häute, Wachs und Sklaven.

Dagegen werden allerlei europäische Fabrikate, vorzüglich Eisen und Branntwein eingeführt.

Doch, von diesem Allem sprechen wir jezt noch ein wenig ausführlicher.

I.

Kurze Geschichte
des französischen Handels in Senegambien.

Nach Arnould *).

„Nachdem die Entdekkung von **Amerika** dem Handel zwischen **Europa** und **Afrika** eine andre Gestalt gegeben hatte, verbanden sich einige Kaufleute von **Dieppe** und **Rouen** unter der Firma einer Kompagnie vom **Kap Verde**, und liessen im Jahr 1601 die französische Flagge auf der westlichen Küste von **Afrika** wehen, wo sie am **Senegalstrom** eine Niederlassung gründeten, die sie 1664 wieder an die neue westindische Kompagnie abtraten. Diese hatte damals unter andern Vergünstigungen auch das ausschliessende Privilegium erhalten, den afrikanischen Handel vom **weissen Vorgebirge** bis an das **Vorgebirg der guten Hoffnung** zu treiben, eine Strekke von mehr als 1500 Meilen. Als das Privilegium dieser Kompagnie im Jahr 1672 wieder zernichtet wurde, that **Kolbert** den Vorschlag, eine Prä-

*) Balance du Commerce et des Relations commerciales de la France dans toutes les Parties du Globe. 8. Paris, 1791. II. Voll. — Auszug in den Sprengelschen nenen Beiträgen, IX. u. X. Thl.

mie von zehen Livres für jeden Schwarzen zu bezahlen, der aus Afrika nach den französisch-amerikanischen Kolonien geführt würde. Er kehrte indessen bald zu den Monopolien zurük, und stiftete 1673 eine Senegalkompagnie, zu deren Vortheil er die Prämie bis auf 13 Livres erhöhte.

Der für die Ausfuhr der Waaren und Sklaven auf der ganzen westlichen Küste von Afrika bestimmte Bezirk, ward um diese Zeit in zwei Distrikte getrennt, wodurch die doppelte Benennung des Senegals und des Guineischen entstand.

Der Handel von **Senegal** begreift den ganzen Strich von diesem Strom an bis südwärts der Gambia. Diese Gesellschaft erhielt 1685 ihre Oktroi, welche seitdem dreimal 1696, 1704 und 1781 erneuert wurde, ohne ihre Geschäfte zu erweitern, bis endlich 1719 ihr Privilegium der grossen ostindischen Kompagnie übertragen ward; diese lezte blieb bis 1743 im Besiz des Handels am **Senegal**, als sie den ganzen afrikanischen Handel aufgab.

Der Handel von **Guinea** wird vom Flusse **Sierra Leona** bis zum **Vorgebirge der guten Hoffnung** geführt. Dieser ward 1685 gerade wie der Handel von Senegal aufhörte, einer privilegirten Kompagnie übertragen, welche sich anheischig machte, jährlich tausend Negern nach den französisch-amerikanischen Kolonien zu führen, da sie aber dieser Bedingung nicht Genüge leistete,

war sie im Jahr 1701 genöthigt ihren Freibrief einer neuen Gesellschaft abzutreten, welche dreitausend Schwarze unter der Bedingung einzuführen versprach, nämlich alle der alten Kompagnie bewilligten Vortheile ferner zu behalten, nebst Erlassung der Hälfte der Abgaben von den Waaren der westindischen Inseln, die sie nach Frankreich einführen würde. Diese betrieb ihr Geschäfte mit besserm Erfolg als die vorhergehende, ohne deshalb nüzlicher für die französisch-amerikanischen Besizzungen zu seyn. Aber der Assiento-Traktat, oder die Erlaubniß, Negersklaven während des Sukzessionskriegs in den spanischen Kolonien einzuführen, verschaffte ihnen die Mittel sich zu bereichern. Ihr Freibrief als Kompagnie von **Guinea** sollte im Jahr 1705 zu Ende gehen; er ward aber unter dem Titel der Assientisten-Gesellschaft bis zum Utrechter Frieden 1713 verlängert. Endlich im ersten Jahre der Regierung Ludwigs des XV. ward allen Kaufleuten der Handel nach **Guinea** vom Fluß **Sierra Leona** bis zum **Vorgebirge der guten Hoffnung** frei gegeben. Seitdem ist diese Freiheit nie eingeschränkt worden; selbst die Kaufleute haben die Gelegenheit benuzt, da die ostindische Kompagnie 1743 den Handel am **Senegal** fahren ließ, und blieben bis zum Jahr 1772 im ungestörten Besiz auch dorthin zu handeln.

Um diese Zeit überredete ein feuriger, unruhiger Kopf einige leichtgläubige Bürger, es wäre ei-

ne äusserst leichte Sache auf unbekannten Wegen nach **Bambuk** und andern gleich ergiebigen Goldbergwerken im innern **Afrika** zu gelangen *). Ein unwissender Minister unterstüzte die Täuschung durch ein ausschliessendes Privilegium, und beträchtliche Summen wurden auf dieses Unternehmen verschwendet. Zwei Jahre nachher wurde das Monopolium klügern Köpfen anvertraut, und man begnügt sich seitdem damit, Negern zu kaufen, die nach **Kayenne** geführt werden, wo die Gesellschaft ansehnliche Ländereien besizt.

Nach dem Friedensschlusse von 1783 erhielt die Senegalkompagnie eine Verordnung vom Monat November 1786, die ihr Privilegium bis zum Julius 1796 verlängert, und die Gränzen ihres Wirkungskreises zwischen **Kap Verde** und dem **Kap Blank** festsezt. Die Ausfuhr des Senegal-Gummis, der Sklaven, des Golds, Elfenbeins, Wachs und allen andern Artikel, welche diese Gegend liefert, ward ihr unter der Bedingung freigelassen, daß sie alle Zivil- und Militärkosten ihres Etablissements allein tragen, und jährlich vierhundert Negern nach **Kayenne** führen muß. Neuerlich ist der Handel nach dem **Senegal** durch ein Dekret der Nationalversammlung vom Jan. 1791 allen Franzosen freigelassen worden.

Gegen Ende der Regierung Ludwig des 14ten,

*) Man vergleiche damit, was in den Zusäzzen (weiter unten) gesagt wird.

oder in den ersten Jahren Ludwigs des 15ten, betrug die französische Ausfuhr an Waaren der westlichen Küste von Afrika ungefähr 500,000 Livres für Gummi, Elefantenzähne, Häute mit Haaren u. s. w. und die dort gekauften Sklaven stiegen etwa auf 2000, welche im Durchschnitte den französischen Kolonien für 1000 Livres das Stük verkauft wurden, diese mußten also bloß für neue Arbeiter 2 Millionen bezahlen. Dagegen wurden die Waaren, welche nach der Küste von Afrika ausgeführt wurden, im Pausch und Bogen auf 650,000 Livres geschäzt.

Jezt beträgt die Ausfuhr der Franzosen bloß nach der westlichen Küste von Afrika 18 Millionen, von denen wenigstens für 10 Millionen fremde Waaren, hauptsächlich leinene Zeuge, und nur für 8 Millionen Produkte des französischen Bodens oder der französischen Industrie sind.

Die Waaren, welche gegenwärtig nach **Frankreich** aus dieser Gegend von Afrika kommen, betragen die Jahre 1785, 1786, 1787 im Durchschnitt gerechnet, 1 Million 400,000 Livres für Gummi, Elefantenzähne und Häute. An Sklaven sind die drei obenerwähnte Jahre im Durchschnitt gerechnet, auf 30,000 jährlich eingeführt worden, von denen jeder ungefähr für 1300 Livres in den Zukkerinseln verkauft wird, welches eine Summe von 39 Millionen ausmacht, die mit Produkten der Inseln bezahlt wird, welche nach-

her in Europa zu höhern Preisen wieder verkauft werden.

Der französische Handel auf der Küste von Afrika hat sich nicht allein mit den lezten Jahren der Regierung Ludwigs des 15ten verglichen, ansehnlich vermehrt, sondern es werden im Vergleich mit der Anzahl der Negern, die vor dem lezten Kriege in Guinea eingetauscht wurden, jezt weit mehrere nach den Kolonien gebracht. Denn damals erhielten die französischen Zukkerinseln, denen man jezt 30,000 Negern zuführet, nur etwa jährlich 14 bis 15,000 Sklaven.

Die Gründe der Vermehrung liegen theils in den Maßregeln, welche die Regierung seit dem Frieden von 1783 genommen hat, um die französischen Etablissements auf den westlichen Küsten von Afrika zu vermehren und zu beschüzzen, theils in Erhöhung der Prämien, die seitdem den französischen Negerschiffen bezahlt wurden." —

II.

II.

Handel der Franzosen in Ober- und Mittelsenegambien.

Die Franzosen treiben einen sehr einträglichen und ausgebreiteten Handel auf der ganzen Küste von Senegambien, und zum Theil auch im Innern des Landes. Sie besizzen zahlreiche Niederlassungen, Komtoire und Vestungen daselbst, und ihre Schiffe kehren in grosser Zahl alljährlich reichbeladen von diesen Küsten zurük.

Das Gebiet ihres Handels daselbst wird in zwei Departements getheilt. Das Departement vom Senegal, und das Departement von Goree.

Ein Hauptzweig des Kommerzes am Senegal und in Obersenegambien ist der **Gummihandel**, von welchem wir schon das Nöthigste gesagt haben *). Dieser ist für Frankreich äusserst vortheilhaft, da der Gummi nicht nur in den niedrigsten Preissen von den Mohren gekauft, und in sehr hohen Preissen in Europa wieder abgesezt wird; sondern auch den Absaz der europäischen Fabrikate vermehrt, wodurch der Flor der Manufakturen erhalten, und der Umlauf des Geldes befördert wird.

Von dem Vortheile dieses Handels kann man aus folgendem von dem Generaldirektor **Brue** ent-

*) Besonders im III. B. d. W. S. 282. u. ff.

worfenen Tarif der Waaren, die im Tausch den Mohren gegen Gummi gegeben werden, schliessen:

Das Quintal Gummi ward auf 500 Pariser Pfunde gesezt *) und für Ein Quintal wurde gegeben:

4 Stük Silbermünzen, jede zu 48 Sols **) oder
24 Silberkügelchen, jedes zu 5 $\frac{1}{2}$ S. oder
6 Unzen Bernstein, oder
1 Ellen schwarz und blauen Serge
1 Zwölf ℔ schweres metallenes Beken
2 metallene Beken zu sechs ℔
1 Unze Korallen
6 Schnüre Karniole
2 Ellen gemeinen rothen Zeug
2 — — — blauen —
2 flache Eisenstangen von 8—9 Fuß
80 Stük Nägel
20 Buch Papier das Buch à 20 Bogen
5 Katune Pagnes, im Lande gemacht
3 $\frac{1}{2}$ Elle rothe oder blaue Bänder
4 Kupferne Beken
2 Zeltstangen

*) Nach Demanet ward es im Jahr 1764. auf 700. Pfunde erhöht.

**) Ein für allemal: Ein Livre hat 20. Sols; ein Sols 6. Denier. Ein Livre thut: 27 $\frac{1}{2}$ Kreuzer rheinisch oder 6. Gute Groschen sächsisch. Der neue Louisdor oder 4. Laubthaler 11. fl. rhein. oder 6. Thaler 3. Groschen.

12 Ellen blaue Baftas
12 dito weisse Leinwand
5 $\frac{1}{2}$ dito Kaliko
40 Schnüre rothe Korallen von mitlerer Grösse
18 dito dergleichen von gestreiften Kügelchen
600 Stük gelbe Kügelchen
40 Schnüre grosse gelbe Kugeln
24,000 Stük kleine vielfarbichte Glaskorallen.

Unterschied zwischen dem Preise der Waaren in Frankreich und am Senegal.

	In Frankreich.		Am Senegal.	
	Liv.	Sous.	Liv.	Sous.
Ein Piaster	4.	—	8.	4.
Glatte Silberkügelchen	5.	6.	10.	—
Bernstein, die Unze	1.	—	2.	5.
Serge, die Elle	1.	10.	4.	—
Kupferbekken das ℔	1.	4.	1.	4.
Korallen das ℔	45.	1.	160.	—
Rothe und blaue Zeug die Elle	12.	—	16.	—
Flache Eisenstangen das Stük	3.	—	6.	—
Das ℔ Nägel (Sollen wahrscheinlich Gewürznelken seyn)	8.	10.	32.	—
Das Rieß Papier	2.	—	8.	—
Das Stük Pagnes	1.	10.	4.	—
Die Elle Boye	1.	10.	4.	—
Ein Kupferbekken	1.	10.	3.	—
Verschiedene Arten von Leinwand, die Elle	—	18.	2.	—

Aus dieser Tabelle ergibt sich schon der grosse Vortheil des senegambischen Gummihandels.

Der Senegal-Gummi kostet an Ort und Stelle (nach dieser Tabelle) nicht mehr, als 2 Livres, höchstens 2 Livres 10 Sols (1 fl.) Ankauf per Zentner; mit allen Nebenkosten der Fracht, der Geschenke an die Mohrenfürsten, der Unterhaltung der Faktore u. s. w. kömmt der Zentner Senegal-Gummi in Senegambien nicht höher als 6 Livres, oder 2 fl. 45. kr. rhein. und in Europa wird er gewöhnlich zu 80 bis 100 Livres (36 bis 47 fl.) verkauft! —

Noch vortheilhafter ist der zweite Hauptzweig des französischen Kommerzes in Afrika — der Sklavenhandel!

Mit allen Nebenkosten kömmt hier ein Neger-Sklave nicht höher als 80 bis 120 Livres im Ankauf, welcher nachher in Amerika für 1000 bis 1500 Livres wieder verkauft wird.

Der Ankaufpreiß ist nach der Verschiedenheit der Länder verschieden, so wie auch der Verkaufpreiß der Sklaven nach ihrer Güte verschieden ist. Am Senegal und auf der Küste kostet ein Sklave nicht die Hälfte von dem, was einer an der Gambia gilt, wo die Britten, um die Franzosen zu ruiniren, die Preise auf's Höchste getrieben haben.

Am Senegal und auf der Küste gilt der beßte Sklave nur 31 Barren und an der Gambia bis 51 und drüber.

Hier ist zu bemerken, daß in Senegambien Alles nach **Barren** (Stangen) berechnet wird — wahrscheinlich weil die Eisenstangen der erste Maßstab des Handels dieser Gegenden waren.

Im Durchschnitt wird zwar die Barre in Senegambien zu 6 Livres (2 fl. 45 kr.) gerechnet; sie sind aber dennoch im Werthe sehr verschieden, wie folgende Tabelle *) zeigt:

*) Aus Demanet, I. B. S. 194.

Tarif

der Waaren, welche nach Senegambien geführt werden; nebst Angabe ihres Wrrths in Frankreich und ihres Preisses in Senegambien, nach Barren gerechnet.

Waaren — Gelten	In franz. Gelde Liv.	Sols.	Barren Am Senegal und auf der Küste	An der Gambia
Eine Eisenstange, von 9 Pariser Fuß Länge, 2 Zoll Breite und 4 bis 5 Linien Dikke.	5	5	1	1
Eine solche Stange wird in 12 Theile, jeder von 9 Zoll getheilt, welche Patten genannt werden, und als Scheidemünze kursiren.				
Drei Quartiere Branntwein	1	$2\frac{1}{2}$	1	—
Vier ditto	1	10	—	1
2 ℔ Schießpulver	1	12	1	1
6 ℔ Kugeln	1	19	1	1
6 ℔ Schrot oder Hagel	1	—	1	1
1 Gem. Flinte	9	—	6	5
1 Paar Pistolen	7	15	6	5
1 Gem. Säbel	2	$4\frac{1}{2}$	1	1
1 St. feine blaue Leinwand, zu 14 Ellen	43	—	12	10

Waaren — Gelten	Im franz. Gelde Liv.	Sols.	Barren Am Senegal und auf der Küste	An der Gambia.
1 ditto gemeines	17	—	6	5
1 St. gedrukter Kattun, zu 14 Ellen	33	4	12	10
200 Flintensteine	—	9	1	1
2 Holländ. Thaler	6	2	2	1
1 Unze gewöhnl. Korallen	16	—	4	5
1 Unze Bernstein	6	—	6	3
1 Reihe von unächtem Karniol	2	—	1	1
2 ℔ gemeiner Glaswaaren, Glasperlen, Glasstükchen	1	8	1	1
1 Reihe feiner ditto	1	10	1	1
2 ℔ gewöhnl. Kristalle	1	8	1	1
1 Reihe feiner ditto	1	10	1	1
8 Holländische Messer	1	4	1	1
2 ℔ Hutzukker	2	—	1	1
1 Elle Musselin	9	10	4	3
1 Gemeines Hemd	5	—	2	2
1 ditto beseztes	7	—	3	3
1 Elle gemein. Scharlach	16	—	8	7
1 Elle rothes Tuch	16	—	7	6
3 Buch gewöhnl. Papier	1	10	1	1
100 St. Gewürznelken (das ℔ zu 12 Liv.)	—	—	1	1
1 Zinnerne Schüssel	2	—	1	1

Waaren — Gelten	In franz. Gelde Liv.	Sols.	Barren Am Senegal und auf der Küste.	An der Gambia.
1 Kupfernes Bekken	2	—	1	1
12 Muskatnüsse	1	16	1	1
1 Elle gelben Frieß	9	—	4	3
1 St. gebleichte Leinwand	6	—	2	2
1 ℔ gesponnene Wolle	2	10	1	1

Aus diesem Tarif ersieht man wie sehr die Barren nach dem innern Werthe der Waaren verschieden sind, da z. B. eine Barre in Eisen 5 Liv. 5 Sols (2 fl. 24 kr.) und eine Barre in Papier nur 1 Liv. 10 Sols (40 kr.) gilt; deswegen wird beim Handel allemal die Qualität der Barren ausgedingt, z. B. wenn man für einen Sklaven 31 Barren gibt, so theilt man sie etwa so ein:

4 Barren in Eisen.
10 — in Branntwein.
2 — in Schießpulver.
2 — in Kugeln.
12 — in zwei Flinten.
1 — in gemeinen Glasstükchen.

31 Barren, die zusammen einen Werth von

65 Liv. 16 Sols ausmachen, so daß die Barre im Durchschnitte nur etwas über 2 Livres macht. Wenn man aber diese 31 Barren ganz in Eisen bezahlen wollte, so würde es zusammen eine Summe von 162 Liv. 15 Sols geben.

Aus diesem Tarif sieht man dann auch was für Waaren nach Senegambien gehen. Eisen und Branntwein sind die den Negern beliebtesten Artikel. Nächst diesen kommen Waffen, Silbermünzen, Glaswaaren, auch Papier zu den Grisgris und dann Puzsachen aller Arten.

Flinten und Pistolen mit doppelten Läufen sind bei den Vornehmen besonders beliebt; eine solche Flinte oder ein solches Paar Pistolen gilt gewöhnlich einen Sklaven. —

Von dem Gold= und Elfenbeinhandel, der besonders von den französischen Komtoiren am Senegal mit den mandingoischen Kaufleuten getrieben wird, kann ich keine detaillirten Nachrichten geben.

Das Departement von Goree, dessen Handelsgebiet sich über das grüne Vorgebirg und die Länder an der Gambia erstrekt, treibt vorzüglich mit dem Damel und seinen Unterthanen einen vortheilhaften Handel, und erhält daher besonders Sklaven und Ochsenhäute.

Ich will zur genauern Einsicht dieses Handels folgende beide Tabellen hier einrükken:

a

Tarif

der Sklavenpreise, wie sie von dem franz. Generaldirektor Brue, mit dem Damel, König von Kajor ausgemacht worden.

Ein Sklave galt:
30 St. Silbermünzen, à 28 Sols (38 kr.) oder
1 Grossen Makaton *) mit der Kette.
3 ℔ grossen gelben Ambra.
100 Stük Muskatenkugeln.
9 Unzen rothe Korallen.
240 Holländische Messer.
2 Trommeln.
4 Taffetscherpen, mit falschen Franzen.
4 Lange Ellen Scharlachtuch.
100 Pinten Branntwein.
30 Eisen in ganzen Stangen.
4 Büchsen oder Vogelflinten.
2 dergleichen mit Messing beschlagen.
4 ℔ Gewürznelken.
4 ℔ Florentinischen Iris.
30 ℔ Scharlachfarbenes wollenes Garn.
3 Paar Pistolen.
12 Rieß Papier.
30 Lange Ellen roth und gelben Boy.

*) Ein Makaton ist eine vierekte silberne Büchse zum Rauchwerk.

30 Kleine metallne Bekken.
6 Stük Musselin oder Kentin.
5 Stük Kalikos, von fünf und einer halben langen Elle.
10 Schnüre kleine und grosse Korallen, 1000 an der Schnur.

b

Tarif
für die Komtoire zu Rufisko, Portudal und Joal.

Festgesezter Preiß der Häute und Sklaven.

Europ. Waaren.	Dem König und seinen Beamten.	Dem gemeinen Volke.	
2 St. Glatten Silberkügelchen für	1½	2	Häute
1 Dergleichen ausgearbeitet	1½	2	—
1 Silberpfeife mit der Kette	1	1	Sklave
1 Silbernes Horn mit der Kette	1	1	—
1 Silberner Makaton mit der Kette	1	1	—
1 Grosses metallnes Bekken	6	8	Häute
1 Dergleichen klein	3	4	—
50 Bujis oder Kauris	1	1	—
1 Unze Korallen	18	24	—
1 Schlechter Hut	8	12	—
1 Grobes Hemde	8	12	—
2 Flämmische Messer	1½	2	—
1 Paar Karden	3	1	—
1 Elle rother Zeug von Berry	20	30	—
1 Pinte Branntwein	1½	2	—
1 Taffetscherpe mit falschen Franzen	1	1	Sklave
1 Stange flaches Eisen von 12 Patten oder 9 ℔	8	12	Häute

Europ. Waaren.	Dem König und seinen Beamten.	Dem gemeinen Volke.
2 Unzen roth und gelb wollen Garn	1 ½	2 Häute
2 Buch gemein Papier	12	2 —
1 Zinnplatte	3	4 —
1 Elle roth gelben und blauen Boy	6	8 —
1 Elle Farbenband	6	8 —
1 Säbel	8	12 —
1 Elle Leinenzeug	6	8 —
1000 St. farbige Glaskorallen	1	1 —
10 Schnuren rothen Galet klein	1 ½	2 —
6 — — — — mittel	1 ½	2 —
3 — — — — groß	1 ½	2 —

Der Handel der Franzosen auf der Gambia, an welchem Flusse sie das Komptoir **Albreda** haben, ist wegen der Rivalität der Britten nicht von grosser Bedeutung. Nicht viel wichtiger ist der Handel, den sie an den Küsten und Inseln von Untersenegambien treiben.

III.

Handel auf der Gambia, und in Untersene-gambien.

Die Engländer treiben den meisten Handel auf der Gambia *), wo sie ausser dem Hauptplazze Jamesfort noch mehrere Niederlassungen besizzen; dennoch ist er nicht so einträglich, als er seyn müßte, wenn die Franzosen nicht ihre Nebenbuler wären, welche den Negern bessere Waaren liefern, als die Britten, und folglich mehr Zulauf haben. Doch ist in gewisser Rüksicht die französische Niederlassung zu Albreda an der Gambia von den Britten abhängig, als deren Hauptfort den Fluß bestreicht.

Die wichtigsten Artikel des Handels auf der Gambia, sind: Gold, Sklaven, Elfenbein und Wachs.

Gold — sehr feines Gold wird in kleinen Ringen, jeder zu etwa zwei Louisd'ors am Werth, von mandingoischen Kaufleuten den Fluß herabgebracht.

*) Ich kann hierüber keine detaillirten Nachrichten geben, da es mir an Quellen und Hülfsmitteln dazu mangelt. Wahrscheinlich enthält der brittische Commercial Atlas und andre solche Werke manch dahin Gehöriges, das mir verborgen bleibt, weil ich nicht im Stand bin, mir ausser den vielen kostbaren geographischen Werken, auch noch solche anzuschaffen. An Fleiß und Willen fehlt es nicht, aber an Unterstüzzung.

Eben dieselben bringen auch Sklaven aus den innersten Theilen von Afrika her.

Der dritte Hauptartikel des Handels an der Gambia ist das Elfenbein, welches ebenfalls in grosser Quantität von den Mandingoern zu Kauf gebracht wird.

Endlich macht auch das Wachs, das besonders von den Mandingoern an der Gambia sehr häufig gewonnen wird, einen Hauptartikel des Handels aus.

Die Engländer haben sich auch bemüht, einen Gummihandel auf der Gambia zu eröffnen, da es den Berichten der Negern zu Folge auch einen Gummiwald in den angränzenden Ländern geben soll *) — von dem Erfolge dieser Bemühungen ist aber nichts bekannt geworden. Vermuthlich waren sie fruchtlos.

Die Britten treiben den Handel auf der Gambia mittelst drei bis vier Schaluppen, jede zu 30 Tonnen, und eben so vieler Langboote, die sie alljährlich zum Handel die Gambia hinaufwärts schikken.

Grossen Eintrag thun ihnen dabei die schwarzen portugiesischen Handelsleute, die auf dem ganzen Flusse handeln, und theils als Unterhändler, theils auf eigene Rechnung ein grosses Gewerb treiben.

Dagegen handeln die Engländer auch von dem

*) M. s. im IV. B. d. W. S. 107. u. ff.

Jamesfort aus nach den kapwerdischen Inseln und nach Kachao, von welchen Orten sie Wachs, Salz, Pferde und Häute holen.

Der Handel der Portugiesen in Untersenegambien ist sehr unbedeutend; sie haben verschiedene Niederlassungen in dieser Gegend; ihr Hauptort ist Kachao; aber auch dieser würde ohne den Schleichhandel mit den Fremden zu Grunde gehen.

Ueberhaupt spukt noch in Untersenegambien der Schatten des ehemaligen portugiesisch-afrikanischen Handels — die ganze Herrlichkeit selbst ist längst von Holländern, Franzosen und Britten zu Grabe getragen worden.

IV.

Ueber den Negerhandel.

Der die Menschheit entehrende Sklavenhandel ist uralt *). Ehe noch europäische Schiffe die Küsten der Negerländer beunruhigten, schmachteten schon arme Negern in harter Sklaverei **). Diese scheußliche Erfindung gehört also nicht auf Rechnung der Europäer — ihr Sündenregister im Archive der Menschheit strozt ohnehin schon von zahllosen Verbrechen — sondern muß in frühere Zeiten gesezt werden.

Europäer aber haben den Negerhandel erst recht in Schwung gebracht, indem sie die armen Negern nach Waaren und Kostbarkeiten lüstern machten, die sie nur gegen ihres gleichen eintauschen konnten — und die Europäer, die nach der gräulichen Entvölkerung von Westindien und Amerika arbeitsamer Knechte bedurften, die für sie den

*) Weil er schon zu den Zeiten der Erzväter üblich war, wie die Geschichte Josephs beweiset.

**) Ueber die Geschichte des Sklavenhandels ist besonders Prof. Sprengels Programm nachzulesen. — Uebrigens ist bekannt, daß die alten Römer schon Negersklaven hatten. Auch die Araber, zur Zeit ihrer Blüte hielten schon schwarze Sklaven, u. s. w. Ich werde mich an einem andern Orte in eine weitere Untersuchung hierüber einlassen.

mit Blut gedüngten Akker bestellten, die unrechtmäßig erworbenen Schäzze der Erde entrissen, und mit ihrem Schweisse die Lüsternheit der edleren Europäer *) befriedigten — machten den Negerhandel zu einem Hauptzweige ihres Kommerzes mit Afrika — und nun wurde der Sohn am Vater, der Bruder am Bruder, der Freund am Freunde, die Frau am Gatten zum Verräther; der Fürst verkaufte seine Unterthanen, wenn ihn nach Branntwein dürstete; der Richter opferte den Beklagten seinem Geiz auf, und Jeder suchte seine Wünsche auf Kosten des Glüks und der Freiheit seines Nebenmenschen zu befriedigen.

Es ist ungeheuer welche Unthaten, welche Grausamkeiten die Bequemlichkeit, die Lüsternheit und die Habsucht der Europäer veranlaßt haben! —

Freilich hat der Negerhandel auch wieder seine gute Seite — er hemmte die mörderischen Kriege der Negern, er brachte manchen Afrikaner in eine behaglichere Lage, als ihm sein Vaterland gewähren konnte, und machte schon manchen Schwarzen in jeder Rüksicht glüklich **). Aber dies ist nichts

---

*) Hr. Hofr. u. Prof. Meiners glaubt in dem vermeinten edlern Ursprung und Stamme der Europäer den triftigsten Grund zur Rechtfertigung des Negerhandels zu finden. (Sitten u. Schiksale der Negersklaven.)

**) Ich habe in meinem Anhange zu der von mir besorgten und von einem meiner Freunde ausgearbeiteten Uebersezzung der Brissotschen Reise nach Nord-

gegen das unsägliche Elend, das er über Millionen verbreitet — dies kann die Europäer von dem Brandmal nicht retten, das die empörte Menschheit ihnen aufgedrükt hat! —

In unserm Zeitalter — es gereicht ihm warlich zur größten Ehre! — wetteiferten die trefflichsten Männer, die edelsten Menschenfreunde, das Ihrige zur Tilgung dieses Schandfleks beizutragen. Die gedrükte Menschheit fand Sprecher, die ihre Ehre gegen den niedern Eigennuz vertheidigten, und Schriftsteller, die mit preißwürdigem Eifer sich der armen Negern annahmen *).

Schon länger hatte man angefangen, den Zustand der unglüklichen Negersklaven in den europäischen Kolonieen zu verbessern; man schränkte die Macht ihrer Tyrannen ein; man gab Gesezze, die sie in Schuz nahmen; man ertheilte den elenden Sklavenhändlern Vorschriften zur Behandlung der Negern, und man wachte über ihre Grausamkeiten. Aber dem Uebel wurde nur wenig gesteuert.

amerika, die im Pfählerschen Verlag erschienen ist, Einiges hierüber gesagt, werde diese Sache aber noch weiter erklären.

*) Man findet die wichtigsten Schriften und Abhandlungen über diesen Gegenstand, in den Sprengelschen Beiträgen, in den Erzählungen von den Sitten der Negersklaven, und an andern Orten.

In Nordamerika fiengen die Quäker zuerst an, ihren Negersklaven die Freiheit zu schenken; dort und in England bildeten sich menschenfreundliche Gesellschaften, welche die Befreiung der Negern und die gänzliche Aufhebung des Sklavenhandels eifrigst betrieben; ihre Bemühungen waren nicht fruchtlos; sie bewirkten jezt schon Vieles; Britten und Franzosen wetteiferten, die Ehre der Menschheit zu retten, und den Riesenschritten, welche jezt die Aufklärung macht, werden wir es zu danken haben, wenn noch vor dem Ablauf dieses Jahrhunderts kein Europäer mehr sich mit dem Menschenhandel beschmuzzen wird!

Der Raum erlaubt mir nicht, mich hier weitläufiger über diesen wichtigen Gegenstand auszubreiten; ich behalte mir die weitere Untersuchung desselben auf den nächsten Abschnitt vor.

Nachtrag
zu
den Reisen und zu der Beschreibung
von
Senegambien.

Verzeichniß
der
bei diesem Bande gebrauchten und angeführten Schriften.

Nachtrag
zu den Reisen und der Beschreibung von Senegambien.

Wir haben noch Einiges über Senegambien und das innere Afrika nachzuholen, besonders einige Nachrichten, die mir erst nach dem Schlusse dieses Abschnitts zu Gesicht kamen. Hieher gehört vorzüglich das, was Herr **De la Lande** in seinen geographischen Bemerkungen über das Innere von Afrika *) — von den neueren Versuchen, besonders das innere Senegambien oder Nigrizien zu entdekken — erzählt.

In dem ersten Theile dieser Abhandlung untersucht er den Lauf des Senegals, und in dem zweiten beschäftigt er sich mit der Betrachtung des innern Afrika und mit der Möglichkeit, es zu durchreisen; zum Beweise führt er die Handelsreisen der Araber in Afrika an **) und erörtert dabei Man-

*) Im März und Mai des Journal des Savans, 1791. — Deutsch übersezt im I. B. des Repositoriums für die neueste Geographie, von Bruns und Zimmermann, S. 401. u. ff. Diese Uebersezzung habe ich hier bei der Hand.

**) Von welchen auch im II. B. d. W. 53. — Die Muhammedaner, welche als Handelsleute (und Missionnare) nach Guinea kommen, werden von den franz. und engl. Reisebeschreibern aas Mißverständniß Malais genannt, wahrscheinlich nicht weil sie sie

ches über den Innenhandel von Afrika *). Zugleich bemüht er sich, einiges Licht über die Geographie des innern Nigrizien zu verbreiten, und theilt uns hieher gehörige Nachrichten mit von den neueren Versuchen der Franzosen, in Bambuk einzudringen.

Er erzählt:

„Herr David, welcher Gouverneur zu Senegal war, und im Jahr 1744. die Minen von Bambuk besuchte **), ward allenthalben freundschaftlich aufgenommen. Die Einwohner ersuchten ihn, Forts zu bauen, und an ihren Minen arbeiten zu lassen; er sah Gold an der Oberfläche der Erde, und sogar in dem Wasser, das man ihm zu

---

für Malajen (!) halten, sondern weil sie das arabische Wort Maula so radebrechen, mit welchem diese muhammedanischen Kaufleute benannt werden, und welches einen Herrn, Meister, Richter, auch einem Fremdling bedeutet; überhaupt aber meist als Ehrentitel gebraucht wird. — Eine brauchbare Abhandlung über den Innenhandel von Afrika hat Hr. De Guignes geliefert, welche auch in genanntem Repositorium steht.

*) Er bestätigt auch das, was Campbell (M. s. im II. B. d. W. S. 55.) von dem südafrikanischen Innenhandel sagt. Eine hieher gehörige Stelle findet man in Lobo's Reise nach Habessinien, S. 84 meiner Uebersezzung, welche nächstens die Presse verläßt.

**) Dies ist die Reise nach Bambuk, welche De la Rocque (im IV. B. d. W. S. 151. u. ff.) von einer so nachtheiligen Seite schildert.

trinken gab. Dieser ehrwürdige Alte, dessen Andenken noch jezt nach 46 Jahren bei den Negern geschäzt wird *), hat mir erzählt, daß er die größte Hoffnung gehabt hätte, beträchtlichere Reichthümer für Frankreich zu erwerben, als Peru und Mexiko je liefern könnten, und das Glük der Nazionen zu machen, welche ihm ihre Schäzze eröffneten. Er ist überzeugt, daß man aus Bambuk hundert Millionen Goldes in wenig Jahren erhalten haben würde.

Die Aussichten des Herrn David verschwan-

*) In Hammerdörfer's Afrika (S. 305.) wird gesagt: „Der Chef der Franzosen am Senegal Namens David kam endlich 1740 auf den höllischen Einfall, die Gestade des Flusses Faleme von welchem die Einwohner Bambuks ihre Nahrungsmittel zogen, durch einen Haufen Fulier verwüsten zu lassen. Ein so schreckliches Unternehmen sezte jenes unglükliche Land in das äusserste Elend. Sein Gold schüzte es nicht vor dem Hunger, und die Einwohner mußten befürchten umzukommen, als der Urheber ihrer Leiden ihnen den Vorschlag that, ihnen Lebensmittel zu liefern, wenn sie ihm erlaubten ihre Goldbergwerke zu untersuchen; sie willigten in Alles. Die Franzosen mußten aber dennoch ihr Vorhaben aufgeben, weil sie neue unüberwindliche Hindernisse fanden." — Woher der Verf. diese Nachricht habe, kann ich bis jezt noch nicht sagen, ich vermuthe aus De la Porte. — Man vergleiche damit, was der Ungenannte im III. B. d. W. S. 351. u. 352. sagt. —

den leider durch den Krieg, den Zerstörer alles Guten. Die Engländer haben nachher Senegal von 1759 bis 1779 im Besiz gehabt *); aber jezt können wir wieder an dieses nüzliche Projekt denken. Herr **Poussel** hat den Herrn **Roussillon**, französischen Oberchirurgus am Senegal versichert, daß die Einwohner von Bambuk gegen die Franzosen sehr günstige Gesinnungen hegen.

Herr **Durand**, welcher im Jahre 1786 Direktor der Kompagnie von Senegal war, beschäftigte sich mit diesem Projekte nicht wenig. Er veranstaltete die erste Reise zu Lande nach Galam. **Rubault**, einer seiner Abgeordneten, reisete mit einem Marbuten, zwei Negern und drei Kamelen am 13ten Januar von St. **Louis** am Senegal ab, und gieng durch die acht Königreiche oder Nazionen von **Kajor**, **Guiolof**, (**Ualof**) **Barre** (?) **Bambuk**, **Guly** (?) **Nierme** (?) **Bondu** und **Galam** **). Die Herren der Dörfer, die Burs oder Könige jedes Landes, nahmen ihn mit vieler Gastfreundschaft auf, gaben ihm Lebensmittel und Wegweiser. Man hatte daselbst niemals Weisse gesehen, und seine Ankunft war ein Fest für Hohe und Niedere. Er errichtete hier einen

*) Da la Lande sagt auch, daß die Britten während sie Herren vom Senegal waren, mehrere Reisen durch die Sahara nach Maroko gethan haben.

**) Ist dies die Reise von welcher die Voyage au Pays de Bambuc des Ungenannten handelt?

Handel für Herrn **Durand** mit dem Könige der Ualoffer (Guiolofs) und mit dem Fürsten von Galam. Der Weg war 150 Meilen lang, die er in 35 Tagen zurüklegte. Wahrscheinlich könnte man leicht noch weiter gehen, bis nach **Gonjah** oder **Tombuktu** und zum Niger hin. Sicher würde man grosse Städte antreffen, wo die Reisenden Erfrischung finden könnten.

Ein grosses Hinderniß für unsre Fortschritte in diesem Theile von Afrika ist die Lage des Forts St. Joseph in Galam. Dieses Fort ist mit kleinen Flüssen umgeben, welche dann, wann der Fluß schiffbar ist, stehende Gewässer bilden, wodurch viele von denen, welche diese Reise im Julius und August machen, entweder sterben, oder langwierige Krankheiten zu bekommen pflegen. Wenn man aber diese Reise früher, oder zu einer andern Jahreszeit unternimmt, so wird man die Gefahr sicher vermeiden. Schon lange hat man darauf gedacht, ein anderes Fort auf einer gesunderen Stene anzulegen. Der Generaldirektor **Brue** wollte im Jahr 1718 auf dieser Insel **Kaignu** eins bauen.

Die Franzosen würden leichter als eine andre Nazion in das Innere von Afrika dringen können, theils weil sie in den meisten der dortigen Gegenden beliebt sind, theils weil durch das Dekret vom 18ten Januar 1791, welches das Privilegium der Kompagnie aufhebt, die Nazion nun selbst ge-

hörige Maßregeln zu der Ausführung jenes Projekts nehmen kann. Zu diesem Vorhaben würden aber junge Leute erforderlich seyn, die sich in Afrika an das Klima und die Lebensart der Negern und Mauren gewöhnten, und hernach sich mit den Karwanenführern verbänden, oder mit den Negern, welche nach Tombut, Fezzan, Burnu, Mekka u. s. w. reisen. Dieses Unternehmen müßte nothwendig für die Geographie, die Naturgeschichte und den Handel einen sehr grossen Vortheil stiften."

So weit **De la Lande.**

Aus der Straßburgischen Zeitung, Nr. 256. vom 25. Oktob. 1792. S. 1030.

Man hat dem Kriegsminister einen Brief von Honfleur geschikt, welcher an den Kaufmann **Adet** daselbst von einem Schiffer aus Senegambien geschrieben war:

„Albreda, an der Gambia,
den 12. Jun. 1792."

„Werden Sie mir es wol glauben, daß vom Senegal bis hieher in diesem Theile von Afrika, in demselben Monate, wie in Frankreich eine Revoluzion angefangen hat, die noch dauert, und welche macht, daß die verschiedenen Königen dieser Gegenden nicht mehr Könige sind?"

Unterschrieben:

„Causmans."

(Das Original steht in Brissot's Annales patriotiques.)

Zur Beschreibung von Untersenegambien gehört folgende Stelle aus des Lieutenant **Matthews** Reise nach Sierraleona (S. 10.)

Am Flusse **Nunnez** (in Untersenegambien) hatten die Portugiesen noch im Anfange dieses Jahrhunderts sehr weitläufige Niederlassungen, aus welchen sie aber wegen ihrer Herrschsucht vertrieben wurden.

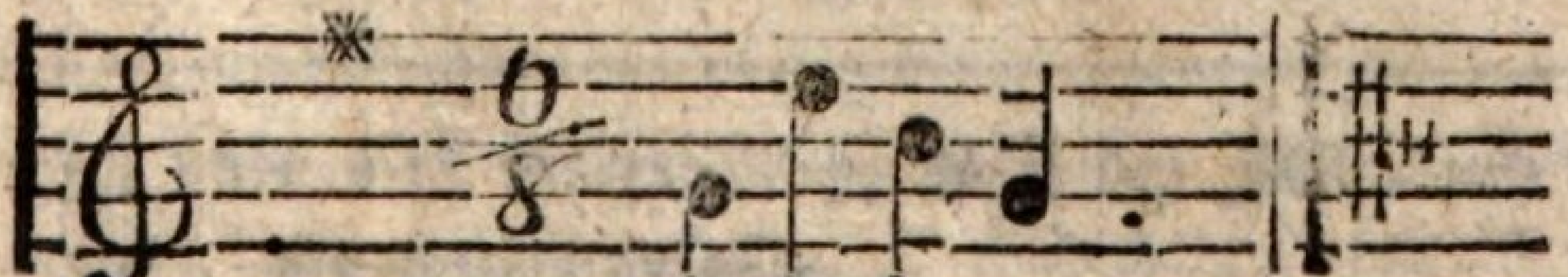
Auf der Insel **Bissao** (Bassou) ist es ihnen vollkommen gelungen, sich zu Herrschern über die Negern zu machen. Diese Insel ist jezt ihre Hauptniederlassung in diesen Gegenden.

Musik der Negern.

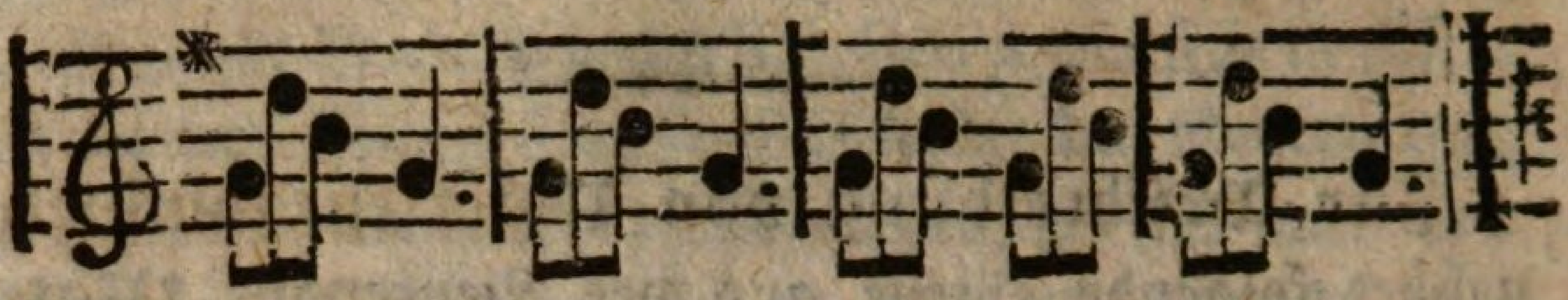
(Zu Seite 261. dieses Bandes.)

Lindsay theilt uns in seiner Reise nach Senegambien ein Pröbchen von der Negermusik mit, welchem hier eine Stelle gebührt.

Das gewöhnliche Dudeldei, das ihre Musiker auf dem Balafo spielen ist dies:



Zuweilen spielen sie auch so:



Ein allerliebstes Geleier! —

Verzeichniß

der bei diesem Bande gebrauchten und angeführten Schriften *).

Adanson — (M. s. im III. u. V. B. d. W.)

Alvarez — (Von dessen Reisebeschreibung und ihrer deutschen Uebersezzung schon im I. B. d. W. S. 358. gesprochen worden.)

Arnould, De la Balance du Commerce & des Relations commerciales extérieures de la France dans toutes les parties du Globe. 8 Paris, 1791 II. Voll.

Ein treffliches Werk. Rez. in Nr. 43. der A. L. Z. 1792. Monat Februar. — Dies Werk selbst hatte ich nicht bei der Hand aber den sehr brauchbaren Auszug im IX. u. X. Thl. der neuen Sprengelschen Beiträge.

Baratti's (Jak.) Abyssinische Reisbeschreibung rc. In der Sammlung von Reisebeschreibungen betitelt: Asiatische und afrikanische Denkwürdigkeiten dieser Zeit rc. rc. 4 Nürnberg, 1676. —

Baratti's Reise ist von geringem Werthe.

---

*) Ich habe dies Verzeichniß, weil der Raum sich verengte, etwas kurz gefaßt.

Barbot (M. s. den V. B. d. W.)

Benjamin von Tudela — von welchem Reisebeschreiber schon S. 230. im I. B. d. W. gesprochen worden.

Bermudes (Joh.) Nachricht von Ethiopien.

In: La Croze Beschreibung des Zustands der christl. Religion in Ethiopien ꝛc. A. d. Fr. 8 Danzig, 1740. — Ist noch ziemlich brauchbar.

Bergeron (*P.*) Voyages faits principalement en Asie dans les XII. XIII. XIV. & XV. Siecles &c. 4 à la Haye, 1735. II. Tomes, avec fig.

Eine schäzbare Sammlung alter und selten gewordener Reisebeschreibungen.

Blumenbach, de generis humani varietate nativa Liber. c. f. 8 Gotting. 1781.

Ein trefliches Werkchen.

Briefe über die Freiheit der menschlichen Seele. 8 Weimar, 1788.

Ein mir sehr schäzbares Büchelchen!

Brissot's (J. P.) Reise durch die vereinigten Staaten von Nordamerika, im Jahr 1788. A. d. Fr. gr. 8 Dürkheim, 1792.

Der Werth dieser Reisebeschreibung ist bekannt. Diese ziemlich wolgerathene, von den unnöthigen Weitschweifigkeiten des Originals meist gereinigte Uebersezzung ist nicht von mir, obgleich mein Na-

me

me auf dem Titel steht; ich veranstaltete sie nur, und lieferte die Zusäzze, die am Ende stehen dazu.

Brosse (de) Ueber den Dienst der Fetischengötter ꝛc. Aus dem Franz. (von **H. A. Pistorius**) Mit Zusäzzen des Uebersezzers. gr. 8 Berlin, 1785.

Das Original ist schon im J. 1760. erschienen; der Verf. nannte sich nicht; das Werkchen verdient Aufmerksamkeit und Prüfung; die Zusäzze des Uebers. enthalten viel Gutes.

Bruce — (M. s. im V. B. d. W.)

Brue — (Desgleichen.)

Bruns (P. J.) und Zimmermann's (E. A. W.) Repositorium für die neueste Geographie, Statistik und Geschichte. Erster Band, m. K. gr. 8 Tübingen 1792.

Eine Sammlung sehr schäzbarer Aufsäzze.

Büschings Magazin — XIV. Band.

Eine bekannte Sammlung von brauchbaren Materialen zur Geschichte, Geographie und Statistik.

* **Camper's** Schriften — Bei Sömmering, Herder und Zimmermann.

Castilhon (*L.*) Considérations sur les Causes physiques & morales de la Diversité du Génie, des moeurs & du gouvernement des nations. gr. 8 Bouillon, 1769.

Ein Werk, das viele guten Bemerkungen enthält.

Compagnon's Reise nach Bambuk — Im III. B. d. W.

(Crevecöur's) Briefe eines amerikanischen Pächters. A. d. Fr.

Von bekanntem Werthe.

Dapper's Afrika (M. s. im V. B. d. W.)

De la Lande's Geographische Bemerkungen über das Innere von Afrika. A. d. Fr.

Ein sehr brauchbarer Aufsaz. Im I. B. des erst angeführten Repositoriums.

Demanet (M. s. im III. u. V. B. d. W.)

Erzählungen von den Sitten und Schiksalen der Negersklaven. Eine rührende Lektür für Menschen guter Art. 8 Bern, 1789.

Eine etwas unordentliche und unverdaute, doch ziemlich brauchbare Kompilazion. Die Quellen sind nicht überall angegeben. Das Meiste ist aus Journalen genommen.

Falconer's (W.) Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstrichs, der Lage, natürlichen Beschaffenheit und Bevölkerung eines Landes, der Nahrungsmittel und Lebensart auf Temperament, Sitten, Verstandeskräfte, Geseze, Regierungsart und Religion der Menschen. Aus dem Engl. Mit Anmerk. u. Zusäzzen. gr. 8 Leipzig, 1782.

Ein Buch, das von Vielen äusserst gelobt, von Vielen äusserst getadelt worden ist. Der Mittelweg ist auch hier wahrscheinlich der beste. Das Werk enthält treffliche Materialien; aber das Ganze ist nicht gehörig durchgeführt; nicht genug ausgearbeitet; es scheint dem Verf. an Belesenheit zu fehlen. Die Anmerkungen und Zusäzze des Uebers. sind sehr schäzbar.

Ferguson's (A.) Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft. Aus dem Engl. gr. 8 Leipzig, 1768.

Auch ein sehr brauchbares Werk.

Fisch's Briefe über das südl. Frankreich. gr. 8 Zürich, 1790.

Sehr lesenswerth.

Forster's (J. R.) Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie auf seiner Reise um die Welt gesammelt. Mit Landk. gr. 8 Berlin, 1783.

Ein bekanntes, sehr reichhaltiges Werk.

Ebendesselben Magazin (Wovon im V. B. d. W.)

Goes (*Damianus a*) Fides, religio, moresque Aethiopum &c. Als Anhang zu: *I. Boëmi* Mores, leges & ritus omnium gentium. 16 Lugduni, 1561.

Von geringem Werthe.

Guignes (de) Bemerkungen über den Handel in dem Innern von Afrika.

Ein trefflicher Aufsatz. Auch im I. B. des Repositoriums.

Herbelot — (M. s. im V. B. d. W.)

Herder's (J. G.) Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 3 Carlsruhe, 1790 92. IV. Bde.

Ich besizze nur den Schmiederschen Nachdruk dieses trefflichen Werks — so wenig ich sonst ein Freund

der Nachdrükke bin, so nöthigte mich doch der theure Preiß des Originals dazu. Auch muß ich noch zu meiner Entschuldigung sagen, daß Nachdrükke in meinem Wohnorte leichter zu haben sind, als Originale.

Höst — (M. s. im V. B. d. W.)

Home's (H. nachher Lord Kaimes) Versuche über die Geschichte des Menschen. Aus dem Engl. gr. 8 Leipz. 1884. II. Thle.

Ein bekanntes Werk voll Paradoxen und voll trefflicher Gedanken.

Jobson — (M. s. im III. u. V. B. d. W.)

Iselin (J.) Ueber die Geschichte der Menschheit. 8 Carlsruhe (Nachdruk) 1784. II. Bde.

Von bekanntem Werthe.

Isert — (M. s. im V. B. d. W.)

Keate — (Ebendaselbst.)

Labat — (Ebendaselbst.)

Ledyard's Reisebemerkungen über Egypten u. s. w. in den Proceedings of the Association etc. (M. s. im II. B. d. W. S. 61.)

Le Maire, Voyages aux Iles Canaries, Cap-verd, Sénégal & Gambie. 12 Paris, 1695. avec fig.

Dies Original habe ich erst zu diesem Bande endlich erhalten.

Lobo — (M. s. im V. B. d. W.)

Ludolfi (Iobi) Historia aethiopica &c. fol. Francf. 1681. c. f.

Bisher — wie bekannt — das Hauptwerk über Habessinien.

Matthews — (M. s. im V. B. d. W.)

Meiners (Ch.) Versuch über Religionsgeschichte

Vorrede.

Mit diesem sechsten Bande schließt sich der zweite Abschnitt der ersten Abtheilung dieses Werks, welcher die Reisen nach Senegambien enthält.

In diesen Bande werden nämlich die zwei lezten Kapitel der allgemeinen Beschreibung von Senegambien geliefert, welche die Schilderung der Einwohner und eine kurze Uebersicht des europäischen Handels enthalten.

Ich wünsche, daß die hier mitgetheilte Beschreibung der Leibesgestalt, des moralischen Karakters, der Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen der senegambischen Negern meinen Lesern gefallen, und sie für die Trokkenheit des vorhergehenden Bandes ganz entschädigen möge! — Ich habe dieser Beschreibung eine allgemeine Betrachtung der Negern überhaupt vorangeschikt, weil wir doch jezt die Länder der Negern alle nach einander bereisen wollen, und ich glaube deswegen, daß diese Betrachtung hier nicht am unrechten Orte steht.

Auf die Schilderung der Einwohner folgt dann eine kurze Uebersicht des Handels der Europäer in Senegambien — Mangel an Raum und Mangel an Nachrichten und Hülfsquellen erlaubten hier keine weitere Auseinandersezzung

— und endlich machen einige Zusäzze den Beschluß dieses Abschnitts aus.

Von der Art, wie dieser Abschnitt, welcher den III. IV. V. und VIten Band dieses Werks in sich faßt, ausgearbeitet ist, können nun die Leser auf die Einrichtung und Behandlung aller folgenden Abschnitte schliessen. Nur muß ich dabei erinnern, daß die Länderbeschreibungen der folgenden Abschnitte, besonders was die Naturgeschichte betrifft, minder weitläuftig ausfallen werden, und daß die allgemeine Betrachtung der Negern überhaupt, welche in diesem Bande mehrere Bogen anfüllt, als Vorbereitung auf die zwei nächst folgenden Abschnitte auch die Abkürzung der Völkerbeschreibungen derselben erleichtert.

Wir kommen nun in dem dritten Abschnitte der ersten Abtheilung nach Guinea; dieser Küstenstrich hat der Merkwürdigkeiten genug, unsre Aufmerksamkeit noch mehr zu fesseln, als es das kleinere, minder interessante Senegambien je vermöchte.

Schenken Sie mir auch noch ferner das Vergnügen Ihrer Gesellschaft, meine gütigen Leser!

Stuttgart, am 26 Nov. 1792.

Der Verfasser.

Innhalts-

Innhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

(Beschluß des zweiten Abschnitts der ersten Abtheilung.)

Beschreibung von Senegambien in Rüksicht auf seine Naturmerkwürdigkeiten, einzelnen Länder und Staaten, Einwohner und Handel.

III. Allgemeine Schilderung der Negern überhaupt, und der senegambischen insbesondere, ihrer Leibesgestalt, ihres moralischen Karakters, ihrer Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen. Seite 1—324.

Vorerinnerung. S. 3.

Einleitung. Betrachtung der Negern überhaupt. S. 5.

§. 1. Von der körperlichen Gestalt der Negern und ihrer Verschiedenheit von der unsrigen. S. 8.

§. 2. Wahrscheinliche Ursachen dieser Verschiedenheit. — Erklärung der Art, wie Negern entstehen konnten. S. 15.

§. 3. Allgemeine Bemerkungen über den moralischen Karakter und die Geisteskräfte der Negern S. 30.

§. 4. Einige Beispiele grosser, schöner und edler Handlungen von Negern. S. 45.

§. 5. Von den Geistesfähigkeiten und Talenten der Negern. S. 64.

Beispiele. S. 67. u. ff.

§. 6. Grad der Kultur der Negern. — Ihre Nahrung, Lebensart, Kleidung, Wohnung, Künste, Wissenschaften, Sitten und Regierungsverfassung. S. 75.

§. 7. Von der Religion und dem Aberglauben der Negern. S. 86.

§. 8. Tradizionen und Fabeln der Negern. S. 96.

Schilderung der Leibesgestalt, des moralischen Karakters, der Geistesfähigkeiten, Lebensart, Sitten, Gebräuche, und Meinungen der senegambischen Negern insbesondere. S. 109.

Karakteristik der einzelnen Negervölkerschaften von Senegambien. S. 110.

1. Die Jaloffer. S. 111.
2. Die Fulier. S. 121.
3. Die Mandingoer. S. 134.
4. Die Mandingoer in Bambuk. S. 141.
5. Die Sarakolez. S. 148.
6. Die Serären. S. 149.
7. Die Flups oder Felupen. S. 156.
8. Die Bagnonen. S. 160.

der ältesten Völker, besonders der Egyptier. 8 Göttingen, 1775.

Desselben — Grundriß der Geschichte der Menschheit 8 Frankf. und Leipz. 1786.

Desselben — Grundriß der Geschichte aller Religionen. 2te Aufl. 8 Lemgo, 1787.

Der Werth dieser als Leitfaden besonders brauchbaren Meinersschen Schriften ist längst entschieden.

* **Monro** — bei Zimmermann. (Geogr. Gesch. d. M. I. B.)

Montesquieu (*de*) Oeuvres — De l'Esprit des Loix. 12 Londres, 1769. IV. Voll.

Ein klassisches Werk.

Moore — (M. s. im III. u. V. B. d. W.)

Oldendorp's (C. G. A.) Geschichte der Mission der evangelischen Brüder, auf den caraibischen Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan. Herausg. durch **J. J. Bossart.** gr. 8 Barby, 1777. II. Thle. m. K.

Dies Werk enthält im Isten Thle sehr schäzbare Nachrichten von den Negern.

Pauw (*de*) Recherches sur les Américains (M. s. im V. B. d. W.)

Desselben Recherches philosophiques sur les Egyptiens & les Chinois. 8 Londres, 1774. II. Voll.

Ein bekanntes scharfsinniges Werk.

(*Pichon*) Natürliche Geschichte des menschlichen Geschlechts. Aus dem Franz. von *I. Ch. E. Springer*. 8 Lemgo, 1768.

Von geringem Werthe.

Platner's (E.) Neue Anthropologie, für Aerzte und Weltweise. gr. 8 Leipz. 1790. Erster Band.
Ein bekanntes Meisterwerk.

Pommegorge (*Pruneau de*) Description de la Nigritie &c. (M. s. im III. und V. B. d. W. Auch in den Zusäzzen zu diesem VI. B.)

Poncet's Reise nach Habessinien — Im ersten B. von: Zur Kunde fremder Völker und Länder — 8 Leipzig, 1778—83.

Proyart — (M. s. im V. B. d. W.)

Raynal (*G. T.*) Histoire philosophique & politique des établissemens & du commerce des Européens dans les deux Indes. 8 Neufchatel, 1783. X. Voll.
Ein bekanntes Werk voll guter Nachrichten, und voll Deklamazion!

Rochefort (de) Historische Beschreibung der Antillen Inseln. rc. rc. Aus dem Franz. 12 Frankf. 1668. II. Thle, m. K.
Noch ziemlich brauchbar, ob man gleich neuere und bessere Beschreibungen hat.

Römer's (L. F.) Nachrichten von der Küste Guinea. 8 Koppenhagen. 1769. m. K.
Sehr brauchbar. (M. s. die Einleit. zum VII. B. d. W.)

Schmid's (*M. C. Ch. E.*) Empirische Psychologie. gr. 8 Iena, 1791.
Von bekanntem Werthe.

* *Schott*, Treatise on the Synochus atrabiliosa which raged at Senegal, 1782.
Bei Sömmering, S. 41.

Schumacher (*M. I. H.*) De Cultu animalium

inter Aegyptios & Iudaeos. 4 Brunsvig. 1773.

Eine gründlich gelehrte Abhandlung.

Sömmering (S. Th.) Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. gr. 8 Frankf. 1785.

Ein treffliches Werkchen!

Sprengel (M. Ch.) vom Ursprung des Negerhandels. gr. 8 Halle, 1779.

Eine sehr brauchbare Abhandlung.

Sprengelsche Beiträge — (M. s. im B. d. W.)

Der Stand der Natur. 8 (Ohne Drukort.) 1775.

Ein Büchelchen, das noch immer gelesen zu werden verdient.

Steeb (J. G.) Ueber den Menschen nach den hauptsächlichsten Anlagen in seiner Natur. gr. 8 Tübingen, 1785. III. B.

Ein mit vielem Fleisse zusammengeschriebenes Werk, das bekannter zu seyn verdiente, als es ist.

Steller's (G. W.) Beschreibung von dem Lande Kamtschatka 2c. Herausg. v. J. B. S. (Scheerer) gr. 8 Frankfurt, 1774. m. K.

Ein Hauptwerk über Kamtschatka.

Tiedemann (*D.*) Disputatio de Quaestione: Quae fuerit artium magicarum origo &c. &c. 4 Marburgi, 1787.

Eine sehr gelehrte Preißschrift; nur Schade, daß der Verfasser nicht in neueren geograph. Schriften und Reisebeschreibungen belesener war!

Vierthaler's (Fr. M.) Philosophische Geschichte der Menschen und Völker. gr. 8 Salzburg, 1787. u. ff. IV. Bd. (Wird fortgesezt.)

Ein Werk, das mancher Gebrechen ohngeachtet, doch allgemein zur Lektur empfohlen zu werden verdient. Es ist mit grossem Fleiß und Scharfsinn geschrieben.

Voltaire — bei Zimmermann, im I. B. d. Geogr. Gesch. d. M. ꝛc.

Voyage au pays de Bambouc — Wovon im III. u. V. B. d. W.

Wilson's (A.) Beobachtungen über den Einfluß des Klimas auf Pflanzen und Thiere. Aus dem Engl. gr. 8 Leipzig, 1781.

Ein Werkchen voll trefflicher Bemerkungen, die dem Menschenforscher wichtig seyn müssen.

Zambaldi's (P.) Natürliche und sittliche Geschichte des Menschen. Aus dem Italien. herausg. v. K. A. Cäsar. gr. 8 Leipzig, 1784. II. Thle.

Zwar gehört dies Werk nicht in die erste Reihe der Schriften über die Geschichte der Menschheit; doch enthält es manch Brauchbares.

Zimmermann's (E. A. W.) Geographische Geschichte des Menschen und der vierfüssigen Thiere — (M. s. im V. B. d. W.)

Ende des sechsten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

ungeachtet,
zu werden
Scharfsinn

A. B. d.

onen im

Einfluß
. Aus

r, u

e Ge
a. der
1784.

Na
hh

isch
igen

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich, 1762-1811

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 6

Frankfurt am Main (1792)

It.coll. 26-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465353-0
VD18 80338860